THE OHIO STATE UNIVERSITY
The Siebert Library
of German History
founded by William
John and Louis Siebert
1899

Digitized by Google

„Die Rache iſt mein, ſpricht der Herr!“

Sein Werkzeug aber war Wilhelm I.

Ch. F. Maurer.

Der

deutsch-französische Krieg

1870/71.

Mit zahlreichen Abbildungen und 5 Schlachtenplänen.

Den Toten zum Gedächtnis, —
Den Vätern zur Erinnerung, —
Den Söhnen zum Nacheifern! —

Alle Rechte vorbehalten.

OHIO STATE
UNIVERSITY

Kaiserslautern und Leipzig.
Verlag von Eugen Crusius.
1889.

DC
M45

Von demſelben Verfaſſer ſind erſchienen:

1. Die Ausdehnung der Römerherrſchaft in Siebenbürgen.
2. Die Beſitzergreifung Siebenbürgens durch die das Land jetzt bewohnenden Nationen.
3. Markſteine im Leben der Völker 1492—1880.
4. Entſcheidungsſchlachten der Weltgeſchichte.
5. Geſchichte der Hellenen.
6. Goten-Trilogie:

   Harra.

   Ganna.

   Ulfilas.

STATE OHIO
UNIVERSITY

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

Digitized by Google

Vorwort.

Als die „Markſteine im Leben der Völker“ und die „Entſcheidungsſchlachten“ geſchrieben wurden, bedauerte der Verfaſſer lebhaft, daß der für dieſe Bücher ins Auge gefaßte Umfang eine eingehendere Darſtellung des Krieges von 1870/71 nicht geſtattete. Denn dieſer Krieg mit ſeinen Erfolgen und Folgen iſt unſtreitig der größte und gewaltigſte Heldenkampf, welchen deutſche Waffen und Stämme jemals durchgeführt haben, — ein Heldenkampf, deſſen Früchte beiſpiellos nicht nur für Deutſchland, ſondern für alle Deutſchen auf der weiten Erde, ja für alle Völker reiften und eine ſtets reichere Bedeutung erlangt haben, — erlangen werden.

Wie war doch die Lage vor kurzen dreißig Jahren noch ſo tief beſchämend, daß die Blutwellen edelſten Zornes die Stirne jedes ſehenden Deutſchen röteten!

Der Deutſche Bund entbehrte aller Achtung, am meiſten der Selbſtachtung;

das Deutſche Volk im Herzen Europas das Aſchenbrödel unter den Nationen;

die Deutſchen draußen, belächelt und verhöhnt, verleugneten Namen und Abſtammung je eher und waren nur als Kulturdünger geſchätzt;

die hochmütigſte aller Nationen aber, der Nachbar im Weſten, ſchwang ſchon wieder und ungeſtraft die brutale Völkerpeitſche in einer nichtswürdigen Fauſt.

234206

Digitized by Google

Dagegen heute ſchon das Deutſche Reich geachtet und gefürchtet ringsum in ſeiner erhabenen Größe als Friedenshort;

ſeine Bewohner erkennen ſich ſelbſt und ihre Aufgaben von Tag zu Tage beſſer;

die Deutſchen draußen, wo ſie auch ſein mögen, ſchließen ſich in ihrer ſtolzen Freude über Thun und Gedeihen des Mutterlandes zu einem Völklein von Brüdern zuſammen, um ſich die Achtung jener, in deren Mitte und unter deren Geſetzen ſie dankbaren Herzens wohnen, zu erringen — oder zu erzwingen und, wo dieſes manchmal nicht möglich, zu Ehren Germanias dem Grundſatz zu leben, daß es vorzuziehen ſei: gehaßt als verachtet, verfolgt als belächelt zu werden;

jene Völkerpeitſche aber hoffentlich auf immer zerbrochen!

Indem der Verfaſſer von dieſem Standpunkte aus den Krieg von 1870/71 betrachtete, ſammelte er ſorglich alles Wichtige, was über dieſen Krieg erſchien und was ſich darauf bezog, wartend geduldig des Tages und der gebietenden Stunde, welche die geſtaltende Hand zum Sichten und Schreiben beruft.

Dieſe Stunde, dieſer Tag, dieſe Wochen aber waren Stunden, Tage und Wochen tiefſter, beiſpielloſer Trauer:

der Große Kaiſer ſtarb, der Immer-Sieger, der Herzog und Vater ſeines Volkes!

Wie vielen kam erſt jetzt zum klaren Bewußtſein, was alle Deutſchen — und nicht nur ſie — dieſem Einen Manne verdanken.

Die Augen aller Welt waren nach Berlin auf jene Bahre gerichtet, welche die Vertreter der zahlreichen mit uns trauernden Völker und Staaten umſtanden.

Alle Politik auf der ganzen weiten Erde ruhte; die Weltenuhr ſchien ſtille zu ſtehen.

Und auch als Menſch ſo groß, daß Er keinen perſönlichen Feind hinterließ!

Digitized by Google

Was wir verloren, was Er uns geweſen, erkannten Millionen erſt in Seinem Tode.

Nur eine Seite aus dieſem unvergleichlichen Leben: ohne Wilhelm I. kein Volksheer, — und ohne dieſe Seine Schöpfung kein Krieg von 1870/71 mit den bereits erwähnten Erfolgen und Folgen!

Und auch die Pfälzer wußten gar gut, warum ſie die Erſten waren, die Erſten ſein mußten, welche beſchloſſen, dem Retter aus fürchterlichſten Gefahren durch Errichtung eines würdigen Denkmals zu danken.

Verfaſſer und Verleger aber — wenn auch nicht Pfälzer von Geburt — verſtändigten ſich dahin, dem Heldenkaiſer, deſſen Schöpfung, deſſen Großthaten auch ihnen gedeihliches Leben in dieſem Garten Gottes auf Erden ermöglichten, in ihrer Weiſe zu danken, indem ſie den Deutſchen aller Zonen ein nicht zu umfangreiches, aber auch nicht zu ſchmales Buch darboten, welches von jenem Ringen und Kämpfen des Großen Toten erzählt, das alle Deutſchen erſt zu dem gemacht, was ſie heute ſind: vom Kriege 1870/71.

Wenn ſie gerade in Landau und Kaiſerslautern ſich hierzu die Hände reichten, ſo entnahmen ſie dieſes Recht der Vergangenheit und Gegenwart der beiden ſtolzen, mächtig aufſtrebenden Gemeinweſen, die, liebevoll gehegt und gepflegt von den ruhmreichſten Kaiſern des alten Reiches, ſpäter alle Schrecken der Fremdherrſchaft, galliſcher Herrſchaft, zu koſten bekamen und hinunterwürgen mußten, — jener Gemeinweſen, deren (begreiflich genug) ſo opferfreudige Begeiſterung für Kaiſer und Reich wetteifert mit ihrer deutſchen Treue zum Königshauſe, deſſen ſo edler und ſo unglücklicher Sohn den Volksſtämmen ſeines Königreichs im wichtigſten Augenblicke des großen Jahres eine Leuchte deutſcher Treue war.

Und Landau ſchmückt noch die beſondere Ehre, daß aus ſeinen Mauern in früheſter Morgenſtunde des 4. Auguſt 1870 die germaniſche Reckengeſtalt des einzigen Sohnes des greiſen Herzogs der

Deutſchen auszog, als Erſter mit härteſter Zuchtrute den galliſchen Drachen zu ſchlagen.

Ja, der Gründer des Reiches hat nicht nur Deutſchland geeinigt, ſondern durch ſein Thun auch jene Samenkörner geſtreut, aus denen das erhebende Gefühl der Einheit, der Zuſammengehörigkeit aller Deutſchen auf der weiten Erde ſich entwickelte und ſich ſtetig verdichtet. Aus der Größe des Reiches erwächſt langſam die neue Yggdraſil der Einheit des deutſchen Volkes „ſoweit die deutſche Zunge klingt“: der Weg zu Mimirs Brunnen ſteht jedem offen. Wie käme ſonſt ein Siebenbürger Sachſe dazu, ein Buch wie das vorliegende in der Pfalz, in des Landes Aue zwiſchen Trifels und Rhein zu ſchreiben und — welch herzerfriſchendes, pflichtenreiches Bewußtſein — wohl in jenen Räumen zu wirken und zu ſchreiben, in denen Vauban für ſeinen „großen“ Ludwig XIV. ſeine Zirkel handhabte und aus denen vor zweihundert Jahren Melac ſeine Mord- und Brandbefehle erließ, für welche der Tag der Rache doch endlich einmal erſcheinen mußte!

„Die Rache iſt mein, ſpricht der Herr!“
Sein Werkzeug aber war Wilhelm I.

Landau-Pfalz, 15. Oktober 1888.

Chr. Friedrich Maurer.

Inhaltsverzeichnis.

(Das vorliegende Buch ist kein Werk zum Nachschlagen, sondern zum Lesen; daher wird das nachfolgende Inhaltsverzeichnis genügen. — Am besten wird es sein, jeden der sechs Abschnitte in einem Zuge zu lesen, dann aber zu geeigneter Zeit das Ganze zusammenzufassen, um nicht nur einen Überblick zu gewinnen, sondern auch einen Einblick in die bei diesem Riesenkampfe sich ergebenden Gefechtsarten, Unternehmungen, Leiden ꝛc., über welche absichtlich nicht bei jeder Schlacht ꝛc. eingehend berichtet wird, sondern so, daß die Phantasie des Lesers die gewonnenen Einzelbilder selbstthätig beim Lesen anderer Schlachten verwertet. Nur so wird es dem Laien in der Kriegführung möglich sein, schließlich eine umfassende Vorstellung von modernen Waffengängen zwischen großen Nationen zu gewinnen.)

	Seite
Vorwort	III—VI
Vorspiele	1— 41
1. Die Kriegserklärung	42— 79
2. Weißenburg. Wörth. Spichern	80—147
3. Metz. Sedan	148—242
4. Paris	243—332
5. Der Deutsche Kaiser, der Friede und das neue Reich	333—360

Vorſpiele.

Soweit die Erinnerung der Geſchichte reicht, findet ſie Germanen und Gallier auf dem Kriegspfade gegeneinander. Bis auf Cäſars Zeit waren die Germanen im Vorteil. Ihre Überlegenheit, welche von den Galliern endlich anerkannt wurde, hatte ihre Wurzel in der größeren Kriegstüchtigkeit. Durch Cäſar wurden die Gallier Rom unterworfen (ca. 50 v. Chr.); bald waren ſie in jeder Beziehung romaniſiert. Lange galt nun der Rhein als Grenze zwiſchen Germanien und der römiſchen Provinz Gallien; denn auch die zahlreichen Germanen links des Rheins waren der Staatskunſt und den Waffen des römiſchen Weltreichs unterlegen. Indem die Kelten im Dienſte Roms ihr galliſches Volksbewußtſein verloren, tauſchten ſie hierfür jedoch eine höhere Kultur ein, lernten den Segen eines ſtreng zuſammengefügten und geordneten Staatsweſens kennen und erhöhten ihre militäriſche Tüchtigkeit. Die Germanen dagegen verzettelten bei ihrer althergebrachten Uneinigkeit — einer Frucht der nur ihnen eigenen Vorſtellungen von Freiheit und Selbſtändigkeit — ihre überſprudelnden Kräfte in jenen glorreichen, aber unfruchtbaren Heldenkämpfen, welche die Zeiten der ſogenannten Völkerwanderung ausfüllen. Im Süden und Südweſten wurden weite Gebiete dem Römerreiche entwunden, aber nicht dauernd dem Germanentum bewahrt, während gleichgroße Gebiete im Oſten und Nordoſten dauernd an Slaven und an andere verloren gingen. Als das Weltreich dann aus den Fugen war, ſtärkte ſich das romaniſierte Galliertum ausnehmend, indem es ihm gelang die neuen Eroberer, die Franken — ſie gehörten zu den edelſten und ſtreitbarſten der deutſchen Volksſtämme — mit ſolchem Erfolge in ſich aufzuſaugen, daß aus dieſer glücklichen Miſchung allmählich ein neues überaus tüchtiges, zugleich anſpruchsvolles Volk hervorging: das der Franzoſen. Als vornehmſtes Erbe aus Römerzeiten galt ihnen die Rheingrenze.

Digitized by Google

Die furchtbaren Schlachttage im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) hatten das rechtsrheinische Deutschland vor Rom gesichert und die nationale Entwickelung seiner Bewohner ermöglicht. Aber diesen Volksstämmen fehlte die Gabe, sich zusammen zu finden, gemeinsam zu wirken, sich zu vereinigen. Es war schon viel, wenn es ihnen gelang, sich einige Zeit duldsam im Nebeneinander zu ehren und zu achten. Wehe dem, der auch nur den Schatten ihrer „goldenen Freiheit und Selbständigkeit" als Opfer auf den Altar eines gemeinsamen Vaterlandes forderte. Erst der furchtbaren Blut- und Eisenpolitik Karl des Großen gelang es, allen germanischen Stämmen eine Art Einheit aufzuzwingen. Aufgabe seiner Nachfolger war es, das Werk des großen Kaisers in seinem Geiste fortzuführen und auszubauen. Allein sie waren nicht seines Geistes. Dreißig Jahre nach seinem Tode kam es nach vielem Kämpfen und Teilen zu jenem Vertrag zu Verdun (843), in welchem Lothar die deutschen Lande links des Rheines mit Italien und dem Kaisertitel, Ludwig die deutschen Lande rechts des Rheines, Karl der Kahle Frankreich erhielt. Aber schon 870 (!) zwangen Frankreichs Ländergier und Rheingelüste Ludwig dem Deutschen das Schwert in die Hand: an der Spitze seiner deutschen Heere drang er mit solchem Erfolge in Frankreich vor, daß Karl der Kahle um Frieden bat. Der Vertrag von Mersen sicherte den Deutschen wenigstens den Besitz des ganzen Elsaß, des östlichen Lothringen und der Gebiete von Trier, Aachen, Köln, Mastricht und Utrecht bis zur Rheinmündung. Doch weder die Fortschritte der Slaven und Magyaren, noch die so empfindlichen Angriffe der Normannen vermochten die widerhaarigen Volksstämme und die unbotmäßigen Großen derselben zu dauerndem Aneinanderschließen und zu opferfreudigem Unterordnen unter die deutsche Krone zu bringen. Ja selbst dieser Krone galt als vornehmstes Erbe Karls d. Gr. nicht so sehr das nächstliegende, wie Schutz der Grenzen, Pflege des noch so kümmerlichen Pflänzchens des deutschen Einheits- und Reichsgedankens u. dgl., sondern die nur in Rom zu gewinnende Krone der Cäsaren mit ihrem Anspruch auf eine alle Christen umfassenden Universal-Monarchie.

Solchen phantastischen Träumen gegenüber war in Frankreich fast alles Sinnen und Trachten der Krone auf das Erreichbare, auf das Greifbare und Nützliche, auf das Nächstliegende gerichtet: Aus-

gleichung der Gegensätze, Pflege der Einheitsbestrebungen, Beschränkung der Großen, Mehrung des Glanzes und des wohlthuenden Einflusses der Krone! Von einem Menschenalter zum anderen sieht man diese Einheit wachsen, diesen Staat sich vertiefen, dieses Mischvolk zu einem stolzen Volke, zu einer Nation sich erheben. Dieses Frankreich hütet sich, schon jetzt das ganze Erbe der Cäsaren zu beanspruchen, nämlich wie Rom das erste, das einzig zur Herrschaft berechtigte Volk der Welt zu sein — auch dafür kann noch eine Zeit kommen! — aber ein Erbe aus der Römerzeit zu gewinnen scheint nicht nur möglich, sondern auch äußerst vorteilhaft: die Rheingrenze.

Schon Heinrich I. und Otto I. müssen wieder mit dem Schwerte wehren und den Vertrag zu Mersen vom Jahre 870 verteidigen. Da bricht der Franzosen-Lothar 978 sogar ohne Kriegserklärung, wider Sitte und Völkerrecht, das Reich überrumpelnd, über die Grenzen, plündert Aachen und richtet den Adler auf dem Palaste Karls d. Gr. vom Osten weg gegen Westen. Freilich brauste der rächende Otto II. wie ein Sturmwind bis vor die Thore von Paris; Lothar bat um Verzeihung und um Frieden, versprach dem zürnenden Kaiser alles und jedes, hielt aber nach Ottos Tode bei günstiger Gelegenheit selbstverständlich nichts, bis Frankreich neuerdings gedemütigt die alten Verträge neuerdings beschwören mußte (987). Welscher Schwur und welsche Treue! Schon 1025 und nochmals 1056 müssen die Deutschen das Schwert wieder aus der Scheide reißen, um die Franzosen-Begehrlichkeit zu züchtigen. Trotzdem hat der Abt Siegfried aus Görz in einem Schreiben an den Papst Grund zur Klage, daß die Ehrenhaftigkeit des deutschen Reiches vernachlässigt und mit französischen Tändeleien vertauscht werde; es sei um so mehr zu beklagen, daß man sich nach der Thorheit fremder Menschen richte und dabei Anstand und Sitte verletze, da man doch wisse, daß diese Leute Feinde und Verfolger der Deutschen wären!

Solange nun die Erinnerung an die empfangenen Schläge bei den Franzosen haftete und späterhin die Deutschen unter ihren großen Hohenstaufen genügende Furcht einflößten, wagte sich die alte Begehrlichkeit nicht mehr hervor.

Aber mit derselben erschütternden Schnelligkeit wie einst das Reich des großen Karl zerbrach auch das Riesengebäude der Hohenstaufen, jenes aus Mangel an einigermaßen fähigen und gewissen-

haften Nachfolgern, dieſes aus Mangel an genügender Hausmacht, an weiſer Selbſtbeſchränkung und durch den wieder einmal wild auflodernden Parteiſtreit. Nichts blieb dem deutſchen Volke als die Erinnerung, nichts als das ſtöhnende Erſehnen des Erwachens und Wiederkommens Friedrich Barbaroſſas. Wohl verſuchte der edle Habsburger Rudolf mit ſeltener Einſicht und Pflichttreue, aus des Reiches Trümmern zu retten was noch zu retten war und dieſem Reſte andere, weiſe beſchränkte politiſche Ziele zu ſetzen. Aber des Reiches Große waren bereits übermächtig geworden. Krone und Einheit wurden ein weſenloſer Schemen. Deutſchland begann ein geographiſcher Begriff zu werden. Alles belehrte das lauernde Frankreich, daß die Zeiten ſeinen Plänen günſtiger geworden. Es drängte ſich mit lockendem Bieten 1299 an Albrecht I.: um den Preis der Rheinlande wolle es ihm helfen, das Wahlreich zum Erbreich zu wandeln. Ja 1308 verſuchte Philipp der Schöne von Frankreich ſeinen Bruder Karl von Anjou mit der Kaiſerkrone zu ſchmücken. Dann verlockte Philipp von Valois 1333 den ehrgeizigen Herzog Heinrich von Niederbayern zu einem Vertrage, der Frankreich ein gewaltiges Stück aus den Weſtmarken zuſicherte, falls dem treuloſen Großen der Griff nach der deutſchen Krone glücke. Und immer häufiger und folgenſchwerer wurde die franzöſiſche Maulwurfsarbeit im deutſchen Lande. Da überfiel 1444 Karl VII. die nichts ahnenden Grenzmarken. „Die franzöſiſchen Soldaten erſchlugen und erſtachen, wen ſie antrafen, ließen die Leute halbtodt liegen, ſchlugen ſie in Eiſen, daß ihnen oft die Bande aufs Bein fraßen, ließen ſie oft alſo gebunden liegen, Hungers ſterben und erfrieren, ſperrten einen Teil in die Faß und marterten das arme Volk aufs greulichſte, viele tauſende ſturben in der Marter; wollten ſtets Geld von den Leuten haben, wenn nun einer Geld verhieß und der, den er ſandte, nichts mitbrachte, ſchnitten ſie denſelben zu Riemen . . . ſchändeten auch Kindbetterin . . . brateten etliche Bauern beim Feuer, daß ſie voll Blattern wurden, und ließen ſie dann wiederumb laufen.“ Der Geſandte des Erzbiſchofs von Trier ſchrieb ihm nach der Rückkehr vom franzöſiſchen König, daß dieſer geſagt, er wolle „für deutſche Freiheit und Adel“ wider das Haus Öſterreich ſtreiten; das müſſe kleiner werden. Auch hörte der Geſandte, der König habe geſagt, er wolle dem Hauſe Öſterreich in Ungarn und Böhmen ein Spiel ſpielen,

deſſen es ſich nicht verſehe. Und: Frankreich müſſe das Land bis an den Rhein haben; er fürchte die deutſchen Fürſten nicht, die wolle er alle ſchlagen einen und nachher den andern, aber er fürchte die Städte und Bauern.

Warum ſollte er die deutſchen Fürſten fürchten, wenn gleich der Kurfürſt von Trier, der Kurfürſt Friedrich und der Herzog Wilhelm von Sachſen Schutz- und Trutzbündniſſe mit ihm ſchloſſen! warum den Adel, der den Reichsfeind gegen die verhaßten Städte hetzte! Die Bauern und die Bürger halfen ſich ſelbſt und ſchlugen mit wahrer Berſerkerwut auf das Raubgetier, ſo daß es ſich eiligſt auf heimiſchen Boden rettete. Aber die Verbindung der franzöſiſchen Herrſcher mit deutſchen Fürſten blieb und dadurch Frankreichs Einfluß auf die Verhältniſſe im Reich, von deſſen burgundiſchen Teilen bald genug große Stücke franzöſiſch wurden. Dann faßte Frankreich feſten Fuß auch in Italien. Vergebens rief Maximilian I. in ſeinem ritterlichen Zorne zum Nationalkriege gegen Frankreich auf, mit Blut die dem Reiche zugefügte Schmach und Schande zu rächen; aber ohne die Großen vermochte er nichts und dieſe thaten aus leicht begreiflichen Gründen nichts oder empfingen gar Frankreichs Boten, welche für die nächſte Kaiſerwahl Stimmen zu kaufen beauftragt waren.

Franz I. von Frankreich hatte jedoch geäußert, er werde als Kaiſer dieſelbe „polizeiliche Ruhe und Ordnung ſchaffen" wie ſie in Frankreich beſtehe. Dies und ein Reſt von Einſicht und Scham trieb die Fürſten zur Wahl Karls V. Frankreichs Wut war grenzenlos. Und gerade jetzt begannen jene Zeiten, welche die höchſte Entflammung religiöſer Parteileidenſchaften deutſcher Katholiken und Proteſtanten, deutſcher Lutheraner und Zwinglianer und Kalviner ſahen. Franz I. verbündete ſich mit den ſchmalkaldiſchen Fürſten und mit den Türken; vom Kaiſer beſiegt und gefangen legte er 1551 insgeheim vor einem Notar und vor Zeugen eine feierliche Proteſtation gegen dasjenige ein, was er im Begriffe war, um den Preis der Freiheit öffentlich im Namen Gottes und aller Heiligen zu beſchwören und was er ſo oft mit Dranſetzung ſeiner Fürſten- und Ritterehre ungeheißen beteuerte. Franz erreichte trotz alledem nichts, vererbte jedoch ſeinen Haß und ſeine Politik auf Heinrich II. Der engliſche Geſandte erkannte die Sachlage, als er den neuen König dahin beurteilte: Heinrich ſei bereit, ſich feierlichſt zu gleicher Zeit den Pro-

teſtanten und den Päpſtlichen, den Türken und dem Teufel gegen Deutſchland zu verſchreiben. Ein niederträchtiges Manifeſt leitete den Überfall Lothringens durch die Franzoſen ein; Toul, Verdun, Nanzig wurden beſetzt, Metz durch Verrat und Überrumpelung, durch Lug und Mord genommen (1552); und nur die Lehre, welche Straßburg aus dem Schickſale von Metz zog, rettete für diesmal wenigſtens dieſes Bollwerk. Aber alles, was bisher geſchehen, wäre ein Kinderſpiel gegenüber dem geweſen, was Heinrich IV. von Frankreich mit ſicherſter Ausſicht auf Erfolg gegen Deutſchland und für die Aufrichtung einer franzöſiſchen Univerſalmonarchie plante und mit beängſtigendem Geſchick vorbereitete. Nur Ravaillacs Dolch rettete diesmal Deutſchland und Europa vor dieſem neuen Cäſar, dem Vorgänger und Wegweiſer Ludwigs XIV. und Napoleons. (1610).

Nach acht Jahren begann jener greuelvolle 30jährige Krieg, der den Reſt deutſcher Macht, Kraft und Einheit auf ſo lange hinaus zerbrach. Hochaufhorchend reckte ſich Frankreich empor, geleitet vom verlogenſten und ränkevollſten Diplomaten aller Zeiten, von Richelieu. Mit den verworfenſten Mitteln hetzte er die deutſchen blinden Parteien immer aufs neue gegeneinander, und, als dieſe erſchöpft zur Beſinnung zu kommen ſchienen, brachten franzöſiſche Lockungen und Gelder fremde Kriegsvölker in das arme Reich. Auf Grund „aller natürlichen und der heiligſten Geſetze ſowie dringendſter Vernunftgründe" behauptete er, daß außer Spanien, Portugal und Italien auch die Niederlande und ganz Deutſchland zu Frankreich gehörten, indem die Rechte Karls d. Gr. auf den Beherrſcher Frankreichs übergegangen ſeien. Dem franzöſiſchen Geſandten verbot der König, den Frieden zu fördern, bei dem Frankreich nichts gewinnen könne. Nachdem dann die franzöſiſchen Anſchläge auf Italien zu befriedigendem Ende gebracht worden, ließ Richelieu auch Frankreichs Schlachthaufen gegen das Reich los: Elſaß ſei ſchon zu König Dagoberts Zeiten ein Teil Frankreichs geweſen und der Rhein ſei von Baſel bis Köln die natürliche Grenze, war die Meinung des Hofes und der ganzen Nation. Das in die ſüdlichen Niederlande (Belgien) einbrechende franzöſiſche Heer ſah ſich jedoch durch die entſchloſſene Haltung des Adels und der Städte zum Rückzug genötigt; auch am Rhein und in Italien waren Frankreichs Waffen nicht glücklich. Schon brachen deutſche und ſpaniſche Kriegsſcharen über die Grenzen. Richelieu

ſah ein großes Unglück nahen. Aber der kaiſerliche Heerverderber Gallas wich zurück, und ſchon 1642 gehorchten Elſaß-Lothringen und der größte Teil des Rheingebietes den Geboten Frankreichs. Der weſtfäliſche Friede von 1648 gab dem beiſpiellos geplünderten, entvölkerten, zertretenen Deutſchland endlich die in dumpfer Verzweiflung erkaufte Ruhe. Den Löwenanteil unter den Räubern von deutſchem Grund und Boden riß Frankreich an ſich, das den größeren Teil ſeiner Eroberungen behielt und in betreff des Elſaß ſo unklare Sätze in den Friedensvertrag hineinſchmuggelte, daß alles mögliche daraus gefolgert werden konnte und in kurzer Zeit von Ludwig XIV. auch gefolgert wurde. Seither war Frankreich der führende Staat in Europa, waren die Franzoſen das erſte Volk der Welt, war Paris das Herz der Welt, war Ludwig XIV. der Vollſtrecker des Willens ſeiner Gottheit auf Erden.

Und gerade jetzt waren die Verhältniſſe günſtiger als je zur Errichtung einer Weltherrſchaft gelagert, das ganze große Erbe der Cäſaren, wenigſtens das Erbe Karl des Großen zu beanſpruchen. Denn Spanien lag entkräftet, faſt leblos da; England in konvulſiviſchen Zuckungen der Revolution verfallen; Holland zulande faſt wehrlos, in der Gewalt einer verhaßten Ariſtokratenpartei, ohne Einheit in der politiſchen und militäriſchen Leitung; Deutſchland eben das Deutſchland des Weſtfäliſchen Friedens, wie Italien ein bloßer geographiſcher Begriff und völlig ohnmächtig; Öſterreich ebnete durch Mißhandlung ſeiner Ungarn dem Türken die Wege nach Mitteleuropa; der Norden Europas wandelte auf beſonderen Wegen und kümmerte ſich um die Mitte und den Weſten wenig. Und dieſer ohnmächtigen, verworrenen, unfähigen, zerrütteten Staatengeſellſchaft gegenüber Frankreich allein geeinigt, zielbewußt, mit unerſchöpflichen Hülfsmitteln von einer verſchwenderiſchen Natur ausgeſtattet, mit einem gediegenen Heere, mit einer meerbeherrſchenden Flotte, mit trefflichen Staatsmännern in Hülle und Fülle; und dieſes Frankreich harrte auf den Wink eines alles überſehenden Auges, eines gewaltigen Selbſtherrſchers, deſſen Größe und Kleinlichkeit bereits die geſamte Welt nachzuäffen begann! Warum ſollte es nicht gelingen, dieſe Welt, die ſich freiwillig und bereitwillig der Mode und Sprache und Litteratur Frankreichs unterwarf, zu zwingen, ſich auch Frankreichs Willen und Frankreichs Waffen

und Frankreichs Geſetzen und Frankreichs Herrſcher in Demut zu beugen?!

Schon Franz I. war entſchloſſen geweſen, 160 Millionen Franken daran zu wagen, durch Beſtechung die römiſch-deutſche Kaiſerwürde zu erlangen. Dieſen Plan nahm Ludwig XIV. beim Tode Ferdinands III. (1657) wieder auf. Der Marſchall Herzog von Gramont erhielt den Auftrag, für den König Propaganda zu machen und durch die Entfaltung größten Glanzes die „plumpen Deutſchen" zu blenden. Mit den Franzoſenfreunden hatte er leichtes Spiel: er lud ſie zu herrlichem Schmauſe, bei welchem Wein und Ballett das Blut der deutſchen Gäſte erhitzte, ſogar das zuſchauende Publikum durfte ſich in franzöſiſchen Weinen berauſchen; mit Befriedigung notiert ſich der Botſchafter, die Gäſte hätten gerufen: „Es lebe der König von Frankreich und ſein Geſandter, der uns ſo köſtlich bewirtet; er ſoll nicht aus Frankfurt fort." Nach zweitägigen Unterhandlungen gewann er den neuen Kurfürſten von der Pfalz für 110 000 Reichsthaler und ein Jahrgeld von 40 000 Reichsthalern, während der Dauer des Reichstages alles zu thun, was die Geſandten von ihm im Namen Ludwigs verlangen würden. Gramont ſchickte eine chiffrierte Depeſche an den König, worin er genaue Nachrichten über die einzelnen Fürſten gab und die Summen bezeichnete, mit denen er jeden beſtechen wollte. Dieſe Depeſche geriet in die Hände der Spanier, die ſie entzifferten und veröffentlichten. Dem nun losbrechenden Skandale gegenüber erklärte Gramont kurz, er glaube doch ein Recht zu haben, ſeinem Herrn zu ſchreiben, wie er deſſen Geld anwenden wolle. Durch Gaſtereien und eigenhändige Briefe des Kardinals uud Miniſters Mazarin gewann er auch die Kurfürſten von Mainz und Köln. Als er ſich ſchließlich doch überzeugen mußte, daß Ludwigs Kaiſerwahl nicht durchzuſetzen wäre, ſuchte er wenigſtens das Haus Habsburg von der Wahl auszuſchließen; der bayeriſche Kurfurſt ſolle Kaiſer werden, der ſich dann umſomehr an Frankreich halten müßte, je weniger er aus eigenen Mitteln die Koſten einer kaiſerlichen Hofhaltung beſtreiten konnte. Gramont rechnete beſonders auf die Kurfürſtin, eine ſavoyſche Prinzeſſin, welche gehofft hatte, Königin von Frankreich zu werden, und jetzt Kaiſerin werden wollte. Doch ſcheiterten alle Verſuche an dem feſteu Sinne des Kurfürſten und ſeiner Miniſter,

deren einer, Herr v. Kurz, geradeheraus erklärte, sein Herr habe durchaus keine Luſt, ſich in Frankreichs eigennützige Entwürfe zu fügen. Nun wagte ſich der Herzog ſogar an den Brandenburger, ſelbſtverſtändlich erfolglos. Endlich verfiel er auf die Idee, den Wiener Hof zu entzweien, den Oheim gegen den Neffen auszuſpielen; aber Leopold, der Neffe, wurde 1658 dennoch zum Kaiſer gewählt. Ludwig ſuchte ſeine Rache und Entſchädigung darin, daß er am 18. Auguſt desſelben Jahres den Rheiniſchen Bund ſtiftete, dem die drei geiſtlichen Kurfürſten, der Biſchof von Münſter, das Haus Braunſchweig, der Landgraf von Heſſen und einige kleinere angehörten. Der Bund wurde 1660 und 1663 erneuert und erhielt eine förmliche Verfaſſung mit einem Bundesrat zu Frankfurt. 1668 eroberte Ludwig einen Teil von Flandern. Dann verſtändigte er ſich mit Öſterreich und England, verbündete ſich mit Schweden, Köln, Mainz, Münſter ꝛc. und fiel über Holland her. Nur Einer in Deutſchland erkannte die Deutſchland wenn auch nur indirekt bedrohenden Gefahren, durchſchaute Ludwigs ganze Politik und ſtand als einziger Verbündeter auf Hollands Seite: es war der Hohenzoller Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürſt; aber auch er ſah ſich 1673 zum Separatfrieden von Voſſem genötigt. Der Kaiſer und Spanien kamen Holland ebenfalls zu Hülfe, Ludwig mußte es räumen; man kämpfte an der ganzen Rheinlinie; aber der Frieden zu Nimwegen (1679) brachte nur Ludwig neue Vorteile. Seither kannte ſein Übermut, ſein Hohn auf alles Völkerrecht keine Grenzen mehr. Beſondere Reunionskammern wurden in Metz, Beſançon und Breiſach errichtet, um Deutſchland wo es nur anging zu ſchädigen; Straßburg wurde 1681 geradezu geraubt. Durch einen Ungarnaufſtand und durch neuen Türkeneinfall beſchäftigt, ſah ſich Kaiſer Leopold 1684 zu einem 20jährigen Waffenſtillſtand mit Ludwig genötigt, wonach die bis 1681 geraubten Gebiete proviſoriſch bei Frankreich bleiben ſollten. Nun gelüſtete es Ludwig nach einem Teile der Kurpfalz; dagegen ſchloſſen der Kaiſer, Spanien, Schweden, mehrere Reichsſtände das Augsburger Bündnis. Aber wegen Nichtbeſtätigung des unter franzöſiſchem Einfluß zum Erzbiſchof von Köln gewählten Fürſtenberg, der auch Biſchof von Straßburg war und den Franzoſen den Weg auch nach Köln ebnen ſollte, erklärte Ludwig 1688 dem Kaiſer den Krieg. Es folgte die teufliſche Verwüſtung

der Pfalz durch Melacs Mordbanden.*) Bald ſchien ſich die Gelegenheit zu ergeben, für Ludwig die ganze ſpaniſche Monarchie zu erwerben, wenn er vor Erbſchleicherei und vor entſetzlichem Blut-

*) „Der Räuber in Purpur erhob nach dem Tode des letzten Kurfürſten von der Pfalz Anſprüche auf das ſchöne Grenzland, weil eine der Prinzeſſinnen aus dieſem Hauſe die Gemahlin ſeines Bruders geworden war. Ohne die Erledigung dieſer Angelegenheit durch die deutſchen Reichsfürſten abzuwarten, beeilte er ſich, eine Menge Beſitztümer und Stiftungen, über welche nur Kaiſer und Reich und der künftige Fürſt der Pfalz zu verfügen hatte, an ſich zu ziehen. Aber dabei blieb es nicht. Er befahl vielmehr ſeinen Generalen, in die Pfalz und Rheinlande einzufallen, Städte und Dörfer niederzubrennen und die ſchönſten Länderſtriche zu verheeren. „Der König will, daß die Pfalz in eine Wüſte verwandelt werde", ſo verkündete Marſchall Duras in ſeinen öffentlichen Bekanntmachungen. Alles Geld und Gut ſolle ausgeraubt und weggeſchleppt und zwiſchen Frankreich und dem Reiche eine Einöde hergeſtellt werden. Und dies verfügte ein König, der vom Papſte den Ehrennamen „der Allerchriſtlichſte" erhalten hatte!

Im Januar 1689 vollzogen die Henkersknechte Duras und Melac die erhaltenen Brand- und Blutbefehle. Es war im März, als der letztere in Heidelberg anlangte und vom Marktplatze aus erbarmungslos den Befehl erteilte die Stadtmauern und die Schloßtürme zu ſprengen und in eine Menge Gebäude die Brandfackeln zu werfen. Mehr als 700 Gebäude in den benachbarten Städtchen und Dörfern fielen der Zerſtörung anheim, ſämtliche Gärten, Weinberge und Pflanzungen in der ganzen weiten Umgegend wurden aufs grauſamſte verheert. Und wäre es dem Scheuſal Melac nach gegangen, ſo hätten auch die Bewohner Heidelbergs erlitten, was denjenigen der Umgegend bereits widerfahren war. Hier trieb man ſchonungslos die armen Menſchen im kalten Winter nackt und allen Schutzes bar aus ihren Dörfern und ſtieß diejenigen nieder, die wieder zurückeilten, ihre brennenden Häuſer und Scheunen zu löſchen oder zu retten, was vielleicht noch zu retten war. Die weite Landſchaft erſchien wie ein einziges großes Leichenfeld. Da lagen Männer und Greiſe mit zerſchmetterten Hirnſchädeln, dort in die Bruſt geſchoſſene Jünglinge, hier wiederum geſchändete Frauen und Jungfrauen, erfrorene Mütter und Kinder. Und dieſes ſelbige Satanswerk wollte jener Tiger, der Melac, auch in Heidelberg vollführen laſſen. Bereits lagen die Strohbündel in den Häuſern der geängſtigten Bewohner, nur ein untergeordneter Offizier, namens Teſſe, verhinderte den Untergang der Stadt, indem er naſſes ſtatt trockenen Stroh in die Wohnungen werfen ließ; nur 30 Bürgerhäuſer gingen damals in Flammen auf. — Mit gleicher Unmenſchlichkeit verfuhren die franzöſiſchen Mordbrenner in Mannheim. Keinen Nagel, kein Stückchen Metall hatten die Diebe, hier wie an anderen Orten, zurückgelaſſen, ſondern die zerſtörten Häuſer vorher noch aufs gründlichſte ausgeraubt. — „Rex dixit et factum est" (Der König hat geſprochen und geſchehen iſt's) — ſo war damals auf einer Denkmünze zu leſen, welche die Schandthat der Franzoſen verewigen ſollte. — Und — factum est, es iſt geſchehen!

In gleicher Weiſe wie auf der rechten Seite des Flußufers drangſalierten die Franzoſen auch die Bewohner des linken Rheinufers.

vergießen nicht zurückschrak. Ludwig gewann den Kürfürsten Max Emanuel von Bayern für sich; ebenso dessen jüngeren Bruder, Kurfürst Clemens von Köln, der als gleichzeitiger Bischof von Lüttich

---

Bald stiegen auch hier die Feuersäulen gen Himmel und es begannen Schrecken, Brand, Verwüstung und Tod ihr grausiges Werk! Aus Speier schleppten die Franzosen zuerst alle Werte an Geld und Gut, Waffen und Kriegsvorräte hinüber nach dem Elsaß. Dann hieß es: „Ihr Bürger habt acht Tage Zeit, um eure Habseligkeiten wegzubringen. In eurer Heimat dürft ihr nicht bleiben; eure Häuser sollen dem Erdboden gleich gemacht werden. So will es der König!" —

Als die unglücklichen Menschen dieses hörten, starrten sie wie sinnlos sich einander an; dann, ohne Aussicht auf Hülfe und Beistand, packten sie ihre Habseligkeiten, drängten sich auf allen Wegen und Stegen zusammen und fuhren von dannen — trostlos, hoffnungslos. Wer ja noch einmal mit thränenleerem Auge rückwärts schaute — denn in solchem Elend verlernt der Mensch selbst das Weinen — welch ein Graus! .... Sie sehen ihre schöne Stadt mit dem alten ehrwürdigen Kaiserdom in lichten Flammen, die ganze Gegend gleicht einem Feuermeer! Bei diesem Anblicke ballte mancher Mann und Jüngling krampfhaft die Hand — doch dabei blieb es! Leichte Reiterei und Troßbuben schlugen drein und trieben die Haufen vorwärts, bis andere kamen, die den Dahinziehenden das Fortkommen versperrten. Dazwischen hinein schossen im Schilfe lauernde Musketiere auf die Flüchtigen und endlich nahmen Schwärme französischen Gesindels den Vertriebenen das wenige noch ab, was sie gerettet, und andere Schandbuben mißhandelten Männer, Frauen und Kinder und verjagten Jung und Alt unter Spott und Hohn nach allen Gegenden. — Und trotz allem unsäglichen Jammer pries sich gar mancher dieser Elenden noch glücklich, daß er draußen umherirren konnte und nicht zuzuschauen brauchte, als die Mordbrenner ihren alten herrlichen Kaiserdom zerstörten, als die geheiligten Gräber ehemals mächtiger Herrscher geöffnet und entweiht, als die Gebeine ehrwürdiger Fürsten und Bischöfe in alle Winde zerstreut wurden. Zweiundsiebzig Stunden lang zerstörten Feuer und Menschenhände das prächtige Speier.

O! des Drangsals und Elends war noch lange kein Ende! Worms, die berühmte Reichsstadt, gehörte damals noch zu den bedeutendsten und wohlhabendsten Städten des Rheinlandes. Sie hatte, wie so viele andere, im Dreißigjährigen Kriege schwer gelitten. Aber noch lebten dort, gemächlicher wie an vielen anderen Orten, gegen 50 000 Menschen. Und heute? Gegenwärtig zählt sie kaum noch 18 000 Einwohner. Von ihrer Heimsuchung durch die Franzosen hat sie sich in fast zwei Jahrhunderten nicht wieder erholen können; denn der schauerliche Brand, welcher den größten Teil ihrer Häuser in Asche legte, währte vom 30. Mai bis 3. Juni. Von einem benachbarten Hügel sah der französische Marschall den Untergang der zwei Kaiserstädte, Speier und Worms, an.

Nicht viel gnädiger als am Neckar und am Rhein verfuhren die damals von vielen Seiten als Vorbild gepriesenen Franzmänner in Kreuznach sowie in der Hardt, in einem Teile von Schwaben und rheinaufwärts im Breisgau, dann bald nachher rheinabwärts im Erzbistum Trier, wohin die Mordbrenner sich

den Franzoſen alle ſeine Feſtungen am Rhein und an der Maas öffnete; auch kleinere deutſche Fürſten waren von Frankreich erkauft. Dagegen ſtanden Brandenburg-Preußen ꝛc., Holland und England auf der Seite des Kaiſers, deſſen Feldherr Prinz Eugen von Savoyen gleich anfangs große Erfolge in Italien gegen Ludwigs Generale erfocht. Aber dieſe wurden mehr als aufgehoben durch Rakoczis erfolgreichen Ungarnaufſtand, der von Frankreich geſchürt (auch die Pforte regte ſich wieder!) ſolche Ausdehnung gewann, daß er Schrecken und Entſetzen bis vor die Thore von Wien trug. Eugen ſelbſt wurde nach Ungarn entſandt. Nun aber drangen die Franzoſen

---

wandten, als ſie vor dem anrückenden tapferen General Schöning und ſeinen Brandenburgern aus der Kurpfalz wichen. Auch die Länder von Trier, Jülich und Köln ſuchte die franzöſiſche Brandfackel heim; die fruchtbarſten Diſtrikte wurden auch hier in Einöden verwandelt, ja die armen Bauern von übermütigen Schurken ſogar gezwungen, ihr eigenes, noch goldig im Felde prangendes Getreide wieder in den Erdboden einzupflügen.

Die Schrecken dieſer Drangſale unterbrach der Krieg gegen die ſchändlichen Verwüſter, welcher bis ins Jahr 1693 fortdauerte, zu welcher Zeit unſere ſchlimmen Nachbarn wieder in der Gegend zwiſchen Rhein und Neckar und im April vor Heidelberg erſchienen. Noch einmal wütete die franzöſiſche Brandfackel. Diesmal wurden die Wälle und Stadtmauern gänzlich zerſtört, Keller und Brunnen verſchüttet, Kirchen eingeäſchert und das herrliche Schloß, der Stolz jenes Zeitalters, in eine Ruine verwandelt, ſeine Türme geſprengt, ſo daß nur noch einzelne Flügel und Prachtfronten aus den blauen Lüften in das liebliche Neckarthal hinabblicken. Dieſe Trümmer und die mächtigen Rundtürme ſind die beredteſten Mahnungen an die zweimalige barbariſche Verwüſtung der Pfalz durch die Franzoſen.

Und abermals verkündete eine zweite Denkmünze Ludwigs, welchen ſeine Franzoſen den Großen, wir aber den königlichen Mordbrenner nennen: „Heidelberga delenda est“ (Heidelberg muß zerſtört werden), zum Hohne und zum Schimpf unſerer Vorfahren. Allerdings verhüllten viele edle Deutſche jener Zeit ſchamerfüllt ihr Haupt; damit iſt jedoch die Stadt nicht gerettet worden.

Kann und darf ſich jemand wundern, wenn Pfalz und Rheinland ſich von aller Welt, von Kaiſer und Reich verlaſſen hielten? Damals, als ſie verzweifelten an der Gnade Gottes und der Barmherzigkeit der Menſchen ſowie an der Macht des Kaiſers, damals verloren ſie auch den Glauben an das Reich und Tauſende von Pfälzern kehrten ihrer Heimat den Rücken und zogen hinweg, weit in die Fremde. Dieſes dauerte fort gegen hundert Jahre, ſo daß Pfälzer und Auswanderer im Munde des Volkes in den Rheinlanden gleichbedeutend war.

Bei den Zurückgebliebenen aber pflanzte ſich die Erinnerung an jene grauenhaften Tage von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, und aus Abſcheu vor jenen Unmenſchen Melac und Duras ruft man noch heute in der Pfalz bei dieſem Namen die ruppigſten Hunde.“ (Illuſtr. Kriegschronik.)

in Oberitalien vor, am Oberrhein vereinigte ſich ein franzöſiſches Heer mit dem Kurfürſten von Bayern zur Offenſive: Tirol ſollte für Bayern erobert werden und dadurch zugleich die militäriſche Verbindung mit Italien hergeſtellt werden. Dies ſcheiterte am Volksaufſtande der Tiroler; aber dennoch ſtand der Weg offen, den Stoß in Öſterreichs Herz zu führen, dem aufſtändiſchen Ungarn über Wien die Hand zu reichen, das Haus Habsburg, das Kaiſerhaus, auszulöſchen. Wer wollte es dann noch wagen, die Verwirklichung von Ludwigs cäſariſchen Weltherrſchaftsplänen zu hindern?

Prinz Eugen wurde aus Ungarn zurückgerufen, vereinigte ſeine Armee mit der engliſch-holländiſchen unter dem ihm ebenbürtigen John Churchill, Herzog von Marlborough, und beſiegte in der entſcheidenden Schlacht bei Höchſtätt die franzöſiſch-bayeriſche Armee vollſtändig. In Paris wollte man anfangs gar nicht an die Niederlage glauben. Sechs Tage war Ludwig in der tödlichen Unruhe, von einer furchtbaren Niederlage ſeines Heeres in Bayern zu wiſſen, ohne die näheren Umſtände zu kennen. Ludwig XIV. war nicht gewohnt, Unglücksbotſchaften zu vernehmen. Seine Niedergeſchlagenheit, die Beſtürzung des Hofes, des ganzen Landes war außerordentlich groß, die Entmutigung allgemein. Der Nimbus, welcher die franzöſiſche Kriegsmacht bisher umgeben hatte, war gebrochen. Seit Ludwig auf dem Throne ſaß, war er zum erſtenmale nicht nur in empfindlicher Weiſe, ſondern in einer Art geſchlagen, die damals unerhört genannt werden konnte. Die Niederlagen häuften ſich in den nächſten Jahren dermaßen, daß Frankreich vor eine grenzenloſe Demütigung geſtellt werden konnte. Aber plötzlich verwandelte der Tod eines Prinzen die ganze politiſche Lage Europas, ſo daß Ludwig nur zur Herausgabe von Breiſach, Freiburg und Kehl gezwungen werden konnte; Straßburg und Landau behielt er. Seinem Sarge folgte der Fluch des ruinierten Frankreich und der Fluch der Deutſchen, denen dieſes furchtbare halbe Jahrhundert des Krieges am Rheine, denen die Erinnerung an die Greuelthaten Melacs eine Warnung und Mahnung war für ewige Zeiten.

Der Fall Frankreichs war ein tiefer; aber dies beneidenswerte Land hätte ſich raſch genug wieder erholt, wäre der nachfolgende Herrſcher nicht Ludwig XV. geweſen. Noch unwürdiger als dieſer

war die Mehrzahl der ihn nachäffenden Großen und Kleinen im unglückseligen Deutschland, so daß leider vielen Deutschen ihre Fürsten und ihr Adel verächtlich wurden und es lange blieben. Was hat doch dieses gute Volk darunter zu leiden gehabt, daß es so lange Zeit diejenigen, die ihm mit gutem Beispiele hätten vorangehen sollen, in hündischer Unterwürfigkeit fürchten, viele Landesväter als Landverderber betrachten mußte! Von jenem musterhaften Staatengebilde, das sich im „armseligen" deutschen Norden langsam aber stetig entwickelte, seitdem die Hohenzollern, die Nachbarn der Hohenstaufen, aus den Geländen der Schwäbischen Alp, über Nürnberg, wo sie die Burggrafenwürde errungen, in die Mark Brandenburg als Kurfürsten und Landesväter im besten Sinne des Wortes gekommen waren, wußte man im deutschen Volke allzulange entweder nichts oder Verkehrtes. Das Elend und die Verständnislosigkeit für politische und nationale Dinge war viel zu groß, als daß man außerhalb Brandenburg-Preußen mehr als ein verwundertes Kopfschütteln gehabt hätte für des Großen Kurfürsten Auftreten gegen Ludwig XIV., für die Bedeutung der Schlachten bei Warschau und bei Fehrbellin, für die Krönung zu Königsberg am 18. Januar 1701, für das patriarchalische und altväterische (und doch so grundlegende) Thun und Treiben Friedrich Wilhelms I., dessen Riesenkerle aus der Potsdamer Wachtparade noch den meisten Gesprächstoff lieferten. Vornehmlich Friedrich der Große, Maria Theresia und Joseph II. brachten dem Volke wieder zum Bewußtsein, von welchem Segen Fürsten für ihre Völker sein können; an solchen Vorbildern erst lernten viele Fürsten langsam und mühselig, was ihre Aufgabe sein müsse. Sogar einig wurden diese Deutschen, Nord und Süd, West und Ost, Protestant und Katholik schon im vorigen Jahrhundert einmal, wenn auch nur ein einziges Mal und wenn auch nur in einem Jubelruf, als der alte Fritz bei Roßbach (1757) die wieder einmal über den Rhein gedrungenen Franzosen ganz gehörig klopfte.*)

*) Frankreich zahlte im siebenjährigen Kriege den Gegnern Friedrichs d. Gr.: Württemberg 9½ Millionen Livres, an Pfalz 14½, an Bayern 9, an Sachsen 9, an Österreich 82 Millionen. Das raubten die französischen Generäle in Norddeutschland wieder zusammen. Kassel mußte 1757 den Franzosen binnen 40 Tagen 24 000 Säcke Weizen, ebensoviel Roggen, 1 200 000 Rationen Heu und Hafer und

Hohenzollern.

Seither gährte es in Frankreich; ein dumpfes, noch fernes Gewittergrollen ließ ſich aus dem Weſten vernehmen; den Anfängen hätte man ſchon am Sarge Ludwigs XIV. lauſchen können. Es war der ſich mehr und mehr ſteigernde Unwille und Zorn eines von ſeinem Herrſcher, von ſeinem Adel und von ſeiner Kirche unter Hohnlachen grenzenlos mißbrauchten und mißhandelten Volkes; ſein Zorn wandelte ſich zur wilden Wut. „Überall liegen Gährungsſtoffe und leider nähren ſie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, ſtatt ſie zu kalmieren", ſagte der alte Fritz zu ſeinem Großneffen, zum ſpäteren König Friedrich Wilhelm III. „Ich fürchte, Du wirſt einmal einen ſchweren Stand haben. Habilitiere, rüſte Dich; ſei ferm; denke an mich. Wache über unſere Ehre und unſeren Ruhm, begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine!" In trüber Vorahnung ſagte er zu demſelben auch: „Ich fürchte, nach meinem Tode wirds pêle-mêle gehen." Und zu einem ſeiner Miniſter äußerte dieſer Begründer der Großmachtſtellung Preußens: „Ich will euch ſagen, wie nach meinem Tode die Sachen gehen werden. Am Hofe wird ein luſtiges Leben herrſchen. Mein Neffe wird den Staatsſchatz vergeuden und die Armee verkommen laſſen. Dann werden die Weiber regieren und den Staat zu Grunde richten." Und kaum ein Jahr nach des großen Königs Tode faßt Mirabeau ſein Urteil über die Lage in Preußen bereits in den Worten zuſammen: „Die Staatseinkünfte nehmen ab, die Ausgaben mehren ſich, das Genie wird gering geſchätzt, Dummköpfe ſind am Ruder,

---

ebenſoviel Gebund Stroh liefern; der Herzog von Richelieu verheerte die Orte mit Feuer und Schwert, welche die unerſchwinglichen Kontributionen nicht aufzubringen vermochten, ließ reiche Leute ſo lange prügeln und quälen, bis ſie die Brandſchatzungen für ihre weniger vermögenden Mitbürger auftrieben; ohne Unterſuchung wurden Unſchuldige als Spione gehängt. Frauen und Mädchen erlitten die abſcheulichſten Mißhandlungen. Der General Herzog v. Ayen forderte in Heſſen, daß man ſich an keine Verträge binden, ſondern nur das Recht des Stärkeren geltend machen werde; Vauben erklärte die Miniſter in Kaſſel für höchſt ſtrafwürdige Rebellen, weil ſie ihm am h. Ludwigstage keine Abgeordneten zum Glückwunſch geſchickt hatten. In Kaſſel mußte 1758 jedermann binnen 24 Stunden alles gemünzte Silber und Gold abliefern. Celle ausgeplündert und in Brand geſteckt. Hannover verlor viele Millionen, Halberſtadt über 1½ Millionen Thaler. Der franzöſiſche Kriegsminiſter befahl dem General Contades: „Sie müſſen ganz Weſtfalen in eine Wüſte verwandeln, es muß alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden."

Bastei der Burg Hohenzollern.

dies Preußen ist im Zustande der Fäulnis, ehe es seine Reife erlangt hat."

Nach zwei weiteren Jahren brach das Unwetter in Paris, in ganz Frankreich los. Die besten Köpfe in Deutschland begrüßten die Revolution zunächst begeistert. „Als aber" — schreibt Treitschke — „die Schläge der Revolution nicht mehr nur den Adel und die alte Kirche trafen, als der Parteikampf immer wüster und roher dahinraste, als die fanatische Gleichheitswut sich vermaß, selbst die letzte Aristokratie, die des Lebens, zu vernichten, da vermochte der treue und schwere deutsche Sinn den launischen Zuckungen der gallischen Leidenschaft nicht mehr zu folgen. Man war erschreckt und entrüstet. Das Gefühl kalter Verachtung, das die Greuel der Schreckenszeit in einer politisch reifen Nation erregen mußte, kam bei der deutschen Gutherzigkeit nicht auf; sie bemerkte nicht, daß die Massenmorde des Wohlfahrtsausschusses von einer winzigen Minderheit einem sklavisch gehorchenden Volke auferlegt wurden. In Frankreich aber hatten der gräßliche Bauernkrieg des Sommers 1789 und die neuen Gesetze, welche das Ergebnis dieser Massenbewegung anerkannten, nur eine Welt von Wünschen und Gedanken, welche das ganze Jahrhundert hindurch über alle Völker des Westens sich verbreitet hatten, verwirklicht; was wunder, daß die französische Nation sich jetzt als das Messiasvolk der Freiheit fühlte. Sie schrieb den furchtbar plötzlichen Zusammenbruch des bourbonischen Staates nicht der Thatsache zu, daß die alte Ordnung in Frankreich noch ungleich verfaulter war als in den Nachbarlanden, sondern der Überlegenheit des französischen Genies. Der Unwille über die tiefgesunkene europäische Machtstellung des Staates war unter den Ursachen der Revolution nicht die schwächste gewesen; nun, da die Kraft dieses Volkes sich so herrlich zu bewähren schien und das Ausland bewundernd nach der Hauptstadt der Welt blickte, meinte man sich berufen der weiten Erde Gesetze zu geben. Die Nation war gewöhnt jedes fremde Recht zu mißachten, sie wähnte, daß ihre Bildung noch immer der ganzen Welt zum Muster diene, wie einst in dem Zeitalter Ludwigs XIV.; von der neuen eigenartigen Kultur, die in Deutschland erwacht war, wußte sie nichts. Schon die Erklärung der Menschenrechte erhob den anmaßenden Anspruch, allen Völkern als Richtschnur zu gelten, und Lafayette begrüßte die neue Trikolore

mit der Weisſagung, ſie werde die Runde um den Erdkreis machen. Seitdem wuchs die Macht der revolutionären Propaganda; die innere Zerrüttung aller Nachbarlande, Italiens und Spaniens, Hollands und Belgiens, der Schweiz und der deutſchen Kleinſtaaten verſprach ihr leichte Beute. Ein Weltkampf, wie ihn Europa ſeit den Tagen der Religionskriege nicht mehr geſehen, war im Anzuge, wenn alle die gräßliche Fäulnis, die ſich unter der Bourbonenherrſchaft in Frankreich angeſammelt, die Sittenloſigkeit der höheren, die rohe Unwiſſenheit der niederen Stände, und mit ihr zugleich die dämoniſche Macht der Gedanken eines neuen Zeitalters über dieſe wehrloſe Staatenwelt verheerend hereinfluteten. Bereits war der erſte Schlag gegen die Rechte des deutſchen Reichs gefallen: die Reichsſtände im Elſaß wurden ihrer grundherrlichen Rechte, die Kirchenfürſten ihrer geiſtlichen Güter beraubt, offenkundigen Verträgen zuwider, des Reiches ungefragt; Frankreich erging ſich in lärmenden Drohungen. Aber der Kampf gegen Frankreich konnte leicht zu einem Prinzipienkriege gegen die Revolution werden; die Emigranten ſchürten und drängten an allen Höfen; fuhr das Schwert aus der Scheide, ſo lag die Gefahr nahe, daß dieſe geſchworenen Feinde der Revolution die Oberhand gewannen und die deutſchen Mächte (Öſterreich und Preußen) fortriſſen zu dem thörichten Unternehmen einer Wiederherſtellung der altbourboniſchen Zuſtände. Auf der andern Seite hieß das Verzichten auf das Schwert die letzten Anſprüche des Reichs auf das Elſaß preisgeben. Daneben ſchürte Rußland zum Kriege, um hinter dem Rücken der kämpfenden deutſchen Mächte im Trüben fiſchen zu können, die polniſche Frage auszutragen. — Weder der Kaiſer noch die preußiſchen Staatsmänner verkannten völlig die unberechenbaren Gefahren eines Krieges in ſo verworrener Lage. Kaiſer Leopolds nüchterner Kaltſinn blieb lange ganz unempfindlich gegen die hülfeflehenden Briefe ſeiner unglücklichen Schweſter Marie Antoinette, die ſich von weiblicher Leidenſchaft und gekränktem Fürſtenſtolze bis dicht an die Grenzen des Landesverrates fortreißen ließ. Das preußiſche Kabinett war anfangs von dem Auftreten der konſtitutionellen Parteien ſehr befriedigt, ſein Geſandter erkannte die Berechtigung der Revolution unbefangen an, zeigte ein offenes Auge für die gehäuften Thorheiten des verblendeten Hofes. Das wüſte Treiben der Emigranten wurde in

Wien und Berlin mit der gleichen Strenge verurteilt. Erſt ſeit dem Frühjahr 1791, ſeit Ludwig XVI. ſeinen mißlungenen Fluchtverſuch durch unerhörte perſönliche Demütigungen büßen mußte, begannen die beiden Höfe ernſtlich an eine Abwehr der revolutionären Gewaltthaten zu denken.... Leopold forderte durch das Rundſchreiben von Padua die europäiſchen Mächte auf, ſich ſeines mißhandelten Schwagers anzunehmen, jede Beleidigung der Ehre des Königs durch kräftige Maßregeln zu rächen, keine Verfaſſung Frankreichs anzunehmen, die nicht von der Krone frei genehmigt ſei. Dann unterzeichnete der preußiſche Geſandte Biſchoffswerder eigenmächtig, gegen ſeine Inſtruktionen, den Wiener Vertrag vom 25. Juli, wodurch beide Mächte ſich gegenſeitig ihren Beſitzſtand verbürgten und einander Hülfe verſprachen für den Fall innerer Unruhen. Friedrich Wilhelm II. billigte, gegen die Anſicht ſeiner Miniſter und und entgegen der öffentlichen Meinung in Preußen, die willkürlichen Schritte ſeines Freundes; er traf bald darauf mit Leopold in Pillnitz zuſammen, fühlte ſich hingeriſſen von der würdigen perſönlichen Haltung des ſchlauen Florentiners und jubelte: der Bund der beiden deutſchen Großmächte werde zum Segen kommender Geſchlechter für ewige Zeiten dauern. — Eine unmittelbare Bedrohung Frankreichs lag freilich in allen dieſen Mißgriffen nicht. Wenn Friedrich Wilhelm ſelber einen Kreuzzug gegen die franzöſiſchen Rebellen lebhaft wünſchte, ſeine Miniſter wieſen den Gedanken eines Angriffskrieges eben ſo entſchieden von ſich wie der durchaus friedfertige Kaiſer. In Pillnitz wurden die zum Kriege drängenden Emigranten hart zur Seite geſchoben, und es kam nur die inhaltloſe Erklärung vom 27. Auguſt zuſtande: Die beiden Mächte ſprachen aus, daß ſie die Sache König Ludwigs für eine gemeinſame Angelegenheit aller Souveräne hielten; eine Einmiſchung in Frankreichs innere Händel ſolle erfolgen, falls alle europäiſchen Mächte zuſtimmten. Das ſagte gar nichts, da jedermann wußte, daß England an einer bewaffneten Intervention niemals teilnehmen wollte. Und ſogar dieſe unklaren Andeutungen ließ man in Wien wieder fallen, als König Ludwig im Herbſt in ſeine Würde wieder eingeſetzt wurde und die neue Verfaſſung freiwillig beſchwor. Die Verhandlungen über die Rechte des Reichs im Elſaß führte Leopold außerdem nach altem Reichsbrauch mit einer Mäßigung, die der Schwäche gleichkam; er unter-

ließ alle militäriſchen Sicherheitsmaßregeln und forderte nur Entſchädigung, nicht Wiederherſtellung der Beraubten. Öſterreich und Preußen bewogen auf Frankreichs Wunſch den Kurfürſten von Trier, daß er die Rüſtungen des Emigrantenheeres zu Koblenz unterſagte — dieſes winzigen Heeres, das ohnehin, bei dem Todhaſſe der Franzoſen wider die adligen Verräter, dem neuen Frankreich nie gefährlich werden konnte. Frankreich war es, Frankreich allein, das angeſichts dieſer friedfertigen Haltung der deutſchen Mächte den Krieg erzwang. Das Grundgeſetz der konſtitutionellen Monarchie war kaum vereinbart, ſo arbeiteten die Doktrinäre der Gironde bereits an ſeiner Vernichtung; ſie wollten die Republik und erkannten raſch, daß eine Kriegserklärung gegen den Schwager des Königs das Anſehen des Thrones unrettbar erſchüttern, daß die letzten armſeligen Überreſte des alten Königtums zuſammenbrechen mußten, ſobald die Sturmflut der revolutionären Propaganda über den Weltteil dahin fegte. Der Widerwille der ungeheuren Mehrheit der Nation gegen die Republik ſollte durch den Glanz kriegeriſcher Erfolge, durch das alte teuere Traumgebilde der natürlichen Grenzen beſchwichtigt, die Geldnot des Staates durch einen großen Beutezug geheilt werden. Bei dem reizbaren Stolze der tieferregten Nation und ihrer gründlichen Unkenntnis ausländiſcher Zuſtände fiel es der wilden Rhetorik der Briſſot, Guadet und Genſonné nicht ſchwer, aus Wahrem und Falſchem ein kunſtvolles Trugbild zu weben, die thörichten Briefe des unglücklichen Hofes, den offenen Verrat der Emigranten in Zuſammenhang zu bringen mit den unvorſichtigen Worten der Erklärungen von Padua und Pillnitz. Das Volk begann zu glauben, daß ſeine neue Freiheit durch eine finſtere Verſchwörung aller alten Mächte gefährdet ſei, daß man das Schwert ziehen müſſe, um das Recht der nationalen Selbſtbeſtimmung gegen die Vormundſchaft Europas zu wahren. Derweil die kriegeriſche Stimmung in der Geſetzgebenden Verſammlung von Tag zu Tage wuchs, zeigte man in den Verhandlungen mit dem Kaiſer ſchnöden Übermut, bot den Reichsſtänden im Elſaß nicht einmal eine beſtimmte Entſchädigung. Dann forderte das Haus, hingeriſſen von den flammenden Worten der Gironde, die feierliche Erklärung des Kaiſers, daß er den Plan einer europäiſchen Vereinigung aufgebe und, gemäß den alten Bundesverträgen der Bourbonen, Frankreich zu unterſtützen bereit

ſei — bei Strafe ſofortigen Krieges. Da Leopold eine würdige, maßvolle Antwort gab, wurde am 20. April 1792 der Krieg gegen Öſterreich erklärt. Frevelhafter waren ſelbſt die Raubzüge Ludwigs XIV. nicht begonnen worden, als dieſer Kampf, der nach allem menſchlichen Ermeſſen das ungerüſtete Frankreich in ſchimpfliche Niederlagen ſtürzen mußte. Eine doktrinäre Rede Condorcets verkündete ſodann der Welt, wie das Prinzip der republikaniſchen Freiheit ſich gegen den Despotismus erhebe. Dem geſamten alten Europa ward der Handſchuh hingeworfen; für Preußen aber trat der Wiener Vertrag in Kraft, der unterdeſſen durch ein förmliches Verteidigungsbündnis ergänzt worden war."

Indes, es kam anders, als alles menſchliche Ermeſſen reichte. Die Kanonade bei Valmy brachte das Vorrücken der Preußen ins Stocken. Der Sieg hatte in nächſter Nähe gewirkt; er hätte, wie damals die Dinge in Frankreich lagen, die Revolution mindeſtens in das ruhigere Bett der allerdings ſehr nötigen Reform gelenkt, hätte Frankreich auf ſich ſelbſt beſchränkt, die Vogeſen dem Reiche zurückgewonnen, der Welt 23 Jahre des fürchterlichſten Blutvergießens, 23 Jahre der bedenklichſten Erſchütterungen aller Verhältniſſe, dem Reiche und Preußen insbeſondere entſetzliche Schmach erſpart. So aber atmete die mit Recht zitternde Revolutionspartei in Paris, atmete ganz Frankreich auf und warf ſich frohlockend dem Siegestaumel in die Arme. Denn jetzt hieß es, daß die unausgebildeten Aufgebote der Carmagnole und die desorganiſierten Überreſte der alten königlichen Armee den vereinten Heeren und erleſenen Führern Preußens, Öſterreichs und des franzöſiſchen Emigrantenadels nicht nur erfolgreichen Widerſtand entgegengeſetzt; daß die rohen Handwerker und Krämer, die plumpen Bürger, die niederen Fabrikarbeiter und die gemeinen Bauernburſche, wie man die mittleren und unteren Klaſſen bis dahin in Frankreich genannt hatte, nicht nur den Kugeln die Stirne bieten, das Gewehr abdrücken und das Bajonett fällen könnten, ohne vorher lange gedrillt zu ſein und ohne von den Sprößlingen adeliger Häuſer geführt zu werden; ſondern daß dieſe von dem begeiſternden Hauche der Revolution erfüllten Volksmaſſen die unter dem Königtum bei Roßbach geſchändete Nationalehre gerettet, daß ſie die erſten Truppen der Welt, die Fridericianiſchen, beſiegt hätten. Die häßliche Saat nationaler Überhebung und

kriegerischer Gloiresucht, welche Ludwig XIV. einst ausgestreut, wucherte seit Valmy verderbenbringend für Frankreich und für die Welt empor. Die Franzosen insgesamt gewannen Vertrauen zu sich und zu einander, und dieses Vertrauen wuchs bald zu einem Geist schrankenloser Kühnheit und unbegrenzten Ehrgeizes. In Valmy wurzelten die Erfolge Custines gegen Mainz, Dumouriez' gegen Belgien, das Zurückwerfen der Österreicher über den Rhein, der Rückzug der Preußen auf Mainz. Auch der mit großen Aussichten 1794 begonnene Feldzug der Verbündeten wurde gelähmt durch Österreichs Eroberungspläne im Osten (gegen die Türken und Polen, im Bunde mit Rußland), durch seine Eifersucht gegen Preußen und durch die französische Übermacht. Österreich war geneigt, mit Frankreich Frieden zu schließen und Belgien zu räumen. Die Niederlage der Österreicher, Engländer und Holländer bei Fleurus durch Jourdan war zwar kaum eine solche zu nennen, gleichwohl folgte der Rückzug aus Belgien bis auf die rechte Rheinseite, ihrer Verbündeten nach Holland. Dieses wurde durch Pichegrus Winterfeldzug in eine batavische Republik umgewandelt. Vergebens der zweimalige Sieg der Preußen bei Kaiserslautern, — das ganze linke Rheinufer kam in Feindeshand.*) 1795 folgte Preußens Rücktritt

*) 1792 erschienen die ersten französischen Scharen auf deutschem Boden. Brandschatzungen und Erpressungen bezeichneten ihre „glorreichen Spuren." Custine ließ allein Worms 1 480 000 Livres zahlen, Speyer kam damals etwas besser weg, Frankfurt a/M. zahlte 1½ Millionen. Wohin diese Heuschrecken kamen, klagt ein Bericht, wurde alles: Menschen, Vieh, Lebensmittel ꝛc. requiriert. Am Donnersberge erzwangen die republikanischen Kommissare den Eid auf Freiheit und Gleichheit mit militärischer Gewalt „gegenüber dem Fanatismus und der Unwissenheit einer verstockten Bevölkerung." Die Völkerbeglückung durch die Franzosen kostete den Kölnischen und Trierschen Landen, Jülich, Limburg und der Pfalz 54 Mill. Gulden, den rechtsrheinischen Ländern bis 1795 an barem Gelde 178 Mill. Die Kommissare befahlen, jeden der sich über Plünderung beklage zu erschießen, damit die Klagen verstummten. 1796 erhob Frankreich von Württemberg 4 Mill. Franken Kriegssteuern, von Baden 2 Mill., von den übrigen Ständen des Kreises 12 Mill., von der Geistlichkeit 7 Mill., legte kaum zu leistende Naturallieferungen auf, plünderte die Dörfer aus u. s. w. Der Wert der gestohlenen Gegenstände betrug 4¼ Mill. Gulden; Frankfurt bezahlte wiederum 6 Mill. Gulden, Nürnberg 2 Mill. Wo nichts mehr zu rauben war, wurden die Einwohner niedergemetzelt und andere Grausamkeiten verübt. Die Bauern in den Weingegenden wurden so entsetzlich gepeinigt, daß selbst sie in unglaublicher Wut sich zum Vernichtungskampfe erhoben. 1800 folgten die Heimsuchungen

vom Koalitionskrieg im Frieden zu Basel, veranlaßt durch die Entziehung der englischen Subsidien sowie durch die feindselige Haltung Rußlands und Österreichs in der polnischen Teilungsfrage. Vergebens auch die Erfolge der Österreicher bei Amberg und Würzburg, da mittlerweile der General Bonaparte seine eben auch durch die Folgen von Valmy ermöglichte Laufbahn, zunächst in Italien, eröffnet hatte: Österreich mußte den Frieden von Campo Formio eingehen; die ligurische, die römische, die helvetische, die parthenopäische Republik wurden errichtet und an Frankreich gekettet; der Zug nach Ägypten eröffnete die weitesten Aussichten; Marengo und Hohenlinden warfen Österreich von neuem nieder. Die kühnsten Träume und Pläne Heinrichs IV., Richelieus, Ludwigs XIV. gingen durch Bonaparte in Erfüllung: Napoleon wurde Kaiser, ließ sich in Mailand zum König von Italien krönen; Austerlitz schmetterte das mit Rußland verbündete Österreich zu Boden, Jena zerbrach die Friderizianische Monarchie, der neue Rheinbund besudelte den deutschen Namen, das römische Reich deutscher Nation hauchte seinen letzten Atem aus, in den deutschen Landen hausten Napoleons Geschöpfe und Schergen, die Kontinentalsperre traf England an der verwundbarsten und empfindlichsten Stelle, auch in Madrid thronte ein Napoleonide, Österreich wurde durch den Wiener Frieden 1809 ein Staat zweiten, ja dritten Ranges: knirschend, zitternd, bebend lag Europa zu den Füßen des Übergewaltigen, als er nun auch unaufhaltsam gegen Moskau vordrang, wo Asien vor den gierigen Blicken des Unersättlichen sich öffnen mußte: neben Cäsars Gestalt gaukelte auch die Alexanders d. Gr. vor seinem sich überhastenden Geiste.*)

---

in Schwaben und Bayern. 1803 zahlte Hannover 17½ Mill. Franken und täglich 10 0000 Thaler für Verpflegung der französ. Armee, welche die Schlösser und Zeughäuser ausplünderten.

*) Im Jahre 1806 mußte Frankfurt a/M. Napoleon 4 Mill. Franken zahlen, Weimar und Eisenach 300 000 Thaler. Lübeck erlitt eine dreitägige Plünderung, wobei Tausende hingemetzelt wurden. Ganz Norddeutschland seufzte unter unerschwinglichen Kontributionen. In Bayreuth wurden 2½ Mill. Franken, in Berlin 2½ Mill. Thaler, in Braunschweig 2 Mill. Thlr. erpreßt, der von den Franzosen besetzte Teil Deutschlands mußte im ganzen 180 Mill. Franken außer den Naturallieferungen erlegen. Und welchen Wert hatte damals das Geld! In Mecklenburg allein wurden 26 000 Pferde weggenommen, Berlin seiner Kunstschätze beraubt. Der Nürnberger Buchhändler als Verleger einer Broschüre ohne

Aber Moskau ging in Flammen auf; der Rückzug aus Rußland vernichtete die „große Armee", keineswegs aber war alles verloren. In Deutschland, in Frankreich, in Italien, in Spanien ſtanden noch Hunderttauſende, ſeines Winkes gewärtig; wenn jemand, ſo vermochte noch er es, weitere Armeeen aus dem Boden zu ſtampfen. Und auch Rußland war doch erſchöpft, gründlich ermattet, zufrieden damit, daß ſein heiliger Boden von den „Heiden" geſäubert war, zu weitausſehenden Unternehmungen keineswegs geneigt. Öſterreich konnte nur im äußerſten Falle ſich gegen den Schwiegerſohn wenden. Italiens, Frankreichs durfte er ſicher ſein, wenn es auch hie und da grollte, — ein einziger neuer Sieg konnte dieſes Grollen verſtummen machen. Bedenklich freilich gährte es in Spanien, bedenklicher noch in Norddeutſchland, insbeſondere in den zerſtückelten Teilen der Fridericianiſchen Monarchie. Der Rheinbund allerdings ſtand feſt und barg unerſchöpfliches Kriegsmaterial; aber das Toſen im Norden ward von Tag zu Tag vernehmlicher, bis die hellen lichten Flammen aus dem zertretenen Preußen herausbrachen, hochauflodernd um ſich griffen, ſich nährend an jahrelang unterdrücktem heißem, grimmigem Haß und Zorn. Napoleon wußte es, daß unverſöhnliche Feinde nur hier zu fürchten waren; aber er wußte nicht, wie furchtbar ſie ihm werden ſollten, mit welch unver-

---

Verhör erſchoſſen. Der Staat Preußen zahlte 100 Mill. Franken Kriegsentſchädigung. Sachſen koſtete die franzöſiſche Freundſchaft bis 1813 an 60 Mill. Thaler. Vandamme ließ in den Schlöſſern, wo er übernachtete, ſogar das Silberzeug einpacken, Daru berechnete ſeine Erpreſſungen in Norddeutſchland auf 500 Mill. Franken, in den deutſchen Ländern Öſterreichs 1809 auf 234 Mill. Franken. Bayern mußte die Freundſchaft der Franzoſen durch beträchtliche Territorialſchenkungen an franzöſiſche Offiziere erkaufen, blieb für die Verpflegung franzöſiſcher Truppen unentſchädigt, mußte ſogar noch 30 Mill. Franken als Zuſchuß zu den Kriegskoſten beitragen. Die Rheinbundsſtaaten mußten nicht nur ihre eigenen Heere ausrüſten, ſondern auch das franzöſiſche verpflegen. Hamburg und die Hamburger wurden geradezu unglaublich mißhandelt. Selbſt König Hieronymus von Weſtfalen ſchrieb ſchon 1811 ſeinem Bruder Napoleon: „Die Aufregung iſt auf den höchſten Grad geſtiegen. Ihre Urſachen liegen teils in dem allgemeinen Franzoſenhaſſe, aber noch mehr in dem Ruin aller Stände, in dem Übermaß aller Abgaben und Kriegskontributionen, in dem unerträglichen Drucke der Einquartierungen und unentgeltlichen Verpflegung fremder Truppen, in den unaufhörlichen Erpreſſungen und Plackereien aller Art." Nur in einem Teile Preußens betrugen die Koſten der auferlegten Opfer bloß in den Jahren 1806—1808 über 245 Mill. Thaler.

gleichlicher Spannkraft ſich dieſe Preußen in den kurzen ſechs Jahren ſeit Jena unter dem Drucke ſo feindſeliger Verhältniſſe emporgerafft hatten; wie erfolgreich Friedrich Wilhelm III. mit Stein und Scharnhorſt an der ſittlichen und politiſchen Wiedergeburt Preußens gearbeitet, wie alle Kräfte ausſchließlich in den Dienſt dieſer, in der Geſchichte einzig daſtehenden Wiedergeburt ſich geſtellt hatten.

Ein zündender Funke fiel Yorks Neutralitätserklärung zu Tauroggen am 30. Dezember 1812 in die allgemeine und fieberhafte Erwartung. Es folgte die Überſiedelung des Königs von Berlin in das ſichere Breslau (22. Januar 1813), ſein Aufruf an die waffenfähige Jugend zur Bildung freiwilliger Jägerkorps (3. Februar), die begeiſterte und begeiſternde Waffnung der Provinz Preußen, das Bündnis mit dem nur durch Steins Drängen zur Fortſetzung des Krieges ſich entſchließenden Rußland zu Kaliſch (27. Februar), die Stiftung des eiſernen Kreuzes (10. März), die Kriegserklärung an Frankreich (16. März), das Geſetz über die Bildung der Landwehr und der Aufruf „An mein Volk“ (17. März). Noch nie hat die Welt einen gleichen Jubelausbruch eines entſetzlich mißhandelten und verhöhnten Volkes geſehen, wie damals und dort in Preußen, noch nie eine ſo ſelbſtloſe, freudige, aufopfernde Hingabe Aller an den Staat. Bei einer Bevölkerung von $4^1/_2$ Millionen ſtellte das raffiniert ausgeſogene Land bis Ende März ein Linienheer von 110 000 Mann, dazu noch im April und Mai 170 000 Mann Landwehr. Das Genie Napoleons ſiegte mit 120 000 Mann friſcher Truppen allerdings bei Lützen und Bautzen, ſo daß die Verbündeten den Rückzug nach Schleſien antreten und in einen Waffenſtillſtand willigen mußten. Aber beim Anblick des Todesmutes der Preußen war ihm doch der echt korſiſche Ausruf entfahren: „Dieſe Tiere haben etwas gelernt.“ Als dann (außer Schweden und England) auch Öſterreich nach vergeblichen Unterhandlungen mit dem Übermütigen dieſem am 12. Auguſt endlich den Krieg erklärte, ſtanden 470 000 Alliierte gegen 450 000 Napoleoniſche Truppen: aber dort Uneinigkeit und Mißtrauen gegeneinander, hier ein einziger ſelbſtbewußter Wille des gewaltigſten Schlachtenmeiſters aller Zeiten. Kein Wunder, daß er die zweitägige Schlacht bei Dresden gewann; aber ſein Oudinot wurde von Tauenzien und Bülow bei Großbeeren,

ſein Macdonald von Blücher an der Katzbach, ſelbſt ſein Ney von Bülow bei Dennewitz geſchlagen, ſein Vandamme bei Kulm und Nollendorf durch Oſtermann und Kleiſt ſogar völlig vernichtet. Dann ging der raſtloſe Marſchall Vorwärts mit ſeinem ſchleſiſchen Heere zur Offenſive über und erzwang Napoleons Rückwärtskonzentrierung nach Leipzig. Die dreitägige Völkerſchlacht entſchied gegen Frankreich. Wie Kartenhäuſer brachen die nichtswürdigen Schöpfungen des Korſen in Deutſchland, in Spanien, in Italien, überall zuſammen; nur in Frankreich focht er noch mit dem Löwenmute der Verzweiflung insbeſondere gegen den ungeſtümen Blücher. Vergebens. Am 31. März 1814 hielten die Verbündeten ihren Einzug in dem nun ihnen zujubelnden charakterloſen Paris; Napoleon ging nach Elba. Der korſiſche Teufelsſpuk ſchien vorbei. Aber er kehrte wieder. Aufs neue war alles bedroht. Wieder war es der König von Preußen, der ſeinem willig horchenden Volke zurief: „Europa kann den Mann auf Frankreichs Thron nicht dulden, der die Weltherrſchaft als den Zweck ſeiner ſtets erneuerten Kriege laut verkündigte.“ Und wieder war Blücher mit den Seinen zuerſt auf dem Platze. Noch einmal ſiegte der Korſe. Aber Blücher kam ſeinem Freunde Wellington — es war die höchſte Zeit — zu Hülfe; Napoleon wurde bei Belle-Alliance vernichtet und endete auf St. Helena. Zum zweitenmale zogen die Verbündeten in Paris ein. Aber das liebe Frankreich blieb im Beſitze Elſaß-Lothringens; die Franzoſen ſind ja ſo empfindlich, die Deutſchen nicht; wozu alſo Frankreich reizen?

Eine der ernſteſten Wahrheiten jedoch, die ſich aus der Betrachtung der politiſchen Unruhen und der militäriſchen Begeiſterung, die in Frankreich national wurden, ergiebt, iſt die Thatſache, daß dieſe Einflüſſe beſtändige geworden ſind. Es ſcheint, als ob eine ſolide Regierung, die von Generation zu Generation dauert und der Verderbtheit einerſeits, der lärmenden Straße andererſeits widerſtände, unter den Franzoſen nicht mehr Wurzel faſſen könne. Jede revolutionäre Bewegung in Paris aber findet ihr Echo durch die ganze übrige Welt. Selbſt die von den verbündeten Mächten in den Jahren 1814 und 1815 in Frankreich ſelbſt errungenen Erfolge konnten, ſo bedeutend ſie auch waren, die Wirkungen der vorausgegangenen 23 Jahre allgemeiner Umwälzung und fortdauernder

Kriege nicht beseitigen. Das Jahr 1830 schüttelte die Dynastie, welche fremde Bajonette Frankreich aufgezwungen hatten, ab, und alles zitterte vor dem erwachten Losbruch französischer Anarchie und den gefürchteten Gewaltthaten französischen Ehrgeizes. Aber Louis Philipp schmeichelte erst der Revolution und war nachher scheinbar mit Erfolg bemüht, sie zu dämpfen. Doch wußte der neue König recht gut, daß er keineswegs der Liebling der Nation sei. Das strenge Regiment, das er im Inneren durchführte, erbitterte von Jahr zu Jahr mehr und drängte die Frage auf, was man denn eigentlich durch die Revolution gewonnen habe. Auch seine Geldgier gewährte erwünschte Angriffspunkte, um das Volk aufzuregen. Vielleicht konnte wieder einmal eine glänzende äußere Politik als Blitzableiter dienen! Dazu schien sich denn auch eine treffliche Gelegenheit zu bieten. Ferdinand VII. von Spanien hatte das salische Gesetz aufgehoben, um seiner ältesten Tochter Isabella die Thronfolge zuzuwenden; allein sein Bruder Don Karlos suchte sein Thronrecht mit den Waffen zu behaupten, wodurch Spanien nach Ferdinands Tode einem neuen greulichen Bürgerkrieg preisgegeben wurde (1833); durch Isabellas schließlichen Sieg gelangte in Madrid der französische Einfluß wieder ans Ruder (1840). Auch in der orientalischen Frage schien Louis Philipp die Stellung Frankreichs zu einer maßgebenden gestalten zu können. Die Zeit schien ihm günstig, alleinigen Einfluß in Ägypten zu erlangen und so die Verwandlung des Mittelmeeres in eine „französische See" vorzubereiten. Die Verstärkung der Flotte, die Vermehrung des Heeres, eine große Anleihe und die sofortige Inangriffnahme der Befestigung von Paris wurde vom Ministerium Thiers beschlossen. Besonders die letztere Maßregel sollte die äußerste Entschlossenheit kund thun. Man wollte den Krieg nicht auf den Orient beschränken, sondern einem neuen Kampfe am Rhein trotzen. Schon wieder träumte und prahlte man von nichts als von Sieg und Eroberungen; man sah den Rhein schon von neuem zu Frankreichs Grenzstrom gemacht, man schwelgte in der Erneuerung der napoleonischen Ruhmeszeit. Bald schlug die Kriegslust in Paris in beängstigenden Flammen auf. Die Boulevards wurden nicht stille von dem Geschrei und Gesinge der Menge; die Theater widerhallten von dem wahnsinnigen Beifall, der Alfred de Musset's „Deutschem Rhein" gespendet wurde,

einem Liede, das in ſpottender Weiſe auf die Begeiſterung antwortete, die in Deutſchland zum Schutze des Rheins wach geworden war. Aber Louis Philipp erwog die Überlegenheit der in der Orientfrage einigen Großmächte und den Mangel in der militäriſchen Ausrüſtung Frankreichs, entließ den zum Kriege drängenden Thiers und berief den friedlich geſinnten Guizot. Der Ausgang der orientaliſchen Kriſis war für Frankreich ein ſehr beſchämender, die Nationaleitelkeit war empfindlich verletzt: von nun an war das Juli-Königtum verloren. Trotz der Fieschi-Geſetze, trotz des blendenden Schauſpiels algieriſcher Razzias und pyrenäenbeſeitigender Heiraten, trotz der Pariſer Forts und 100 000 die Revolution niederhaltender Soldaten lebte dieſe und rang ſich freizumachen. Der ſeit Valmy großgezogene und großgewordene Geiſt wühlte raſtlos unter der auf republikaniſche Einrichtungen baſierten Monarchie. Endlich brach das ganze Gebäude der Regierungskunſt durch den Aufſtand der Pariſer Demokratie zuſammen (1848) und ward nach allen Winden zerſtreut; Aufſtände, Barrikaden und Entthronungen, der Fall von Kronen und Krönchen, und bewaffnete Zuſammenſtöße der Parteien, Syſteme und Völker wurden wieder zur Tagesordnung in Europa.

Aber die neue Republik bot dem unſeligen Volke keine Gloire, nach der es doch ſo dürſtete. Darum fiel ſie einem obgleich viel verlachten politiſchen Abenteurer und gewiſſenloſen Gaukler zum Opfer, weil ſein Name ſchon wunderbare Hoffnungen erregte. Napoleon III. bändigte die Revolution, aber nur ſolange die Welt vor ſeinen Erfolgen ſich beugte und Frankreich ſich in ihren Strahlen prahleriſch ſonnte. An allen ſollte der Reihe nach Rache genommen werden, die einſt als Sieger Frankreichs „heiligen“ Boden betreten hatten. Rußland wurde zuerſt gezüchtigt. Bald war man wieder ſoweit, daß die Blicke des Erdkreiſes auf Paris gerichtet waren; daß die bebenden Völker den Worten lauſchten, welche in den Tuilerien fielen; daß Weiblein und Männlein jeden neuaufkommenden franzöſiſchen Blödſinn bereitwillig nachäfften. So war's recht! das gefiel den Franzoſen! Und nun kam Öſterreich an die Reihe, wodurch zugleich Italien zum folgſamen Klienten Frankreichs gemacht werden ſollte. Magenta! Solferino! Paris ſchwamm in einem Meere jubelnden Entzückens. Da fällt in die Freude ein ſtörender Ton: Preußen ſpannt ſeinen Bogen, und ein Wilhelm ſoll die fürchterliche Waffe

handhaben! Ein Ruck — und Napoleons Siegeswagen steht still. Frankreich muß Italien sich selbst überlassen, muß über Hals und Kopf mit Österreich Frieden schließen, muß auf halbem Wege umkehren: der Siegeszug ist verpfuscht. Preußen! knirscht die gallische Wut; immer und immer wieder Preußen! Ein Friedrich Wilhelm war es gewesen, der dem „großen" Ludwig seine Zirkel gestört; ein Friedrich war es gewesen, der bei Roßbach namenlose Schmach auf Frankreichs Ehre gehäuft; ein Friedrich Wilhelm hatte den Degen des „großen" Kaisers zweimal zerbrochen, war zweimal als Sieger in Paris eingezogen; jetzt bot Wilhelm in seiner stillen Weise ein stilles Schach. Jawohl! auch an Preußen sollte Rache genommen werden, die fürchterlichste Korsen-Rache, aber nicht jetzt, sondern wenn Napoleon die Zeit für günstig hielt; wenn er genügend gerüstet war; wenn er den Sieg sicher hatte; wenn die Gelegenheit zu plötzlichem Überfall sich bot. Und 10 lange Jahre bohrte sich der heiße Stachel des Zornes und Hasses tiefer und tiefer in das gallische Herz, seit Düppel und Königgrätz wahnsinnige Schmerzen bereitend, die Napoleons Thron erschütterten.

Wilhelm aber war der Sohn jener Königin Luise, die mit ihren Kindern 1806 vor den Horden Napoleons I. bis Memel flüchten und Entbehrungen tragen mußte gleich armen Bürgersleuten, und deren Herz über dem Elende des Vaterlandes gebrochen war. Er war der Sohn jenes Friedrich Wilhelm, der nach dem Unglücke von Jena nur drei Thaler geben konnte, als die Prinzessin Charlotte ein Kleid brauchte; der sich in Tilsit alles mußte gefallen lassen und die eine Hälfte seiner Länder verlor, die andere der peinigenden Fürsprache des Zaren verdankte; der seine Kammergüter mit der Hälfte jener Summe von 40 Millonen Thalern belastete, welche Napoleon für den Abzug der französischen Besatzung verlangte; der seine Kronjuwelen zu den Juden, sein Silberzeug in die Münze schickte, um Geld für die Umgestaltung des Heeres nach Scharnhorsts großen Gedanken zu erhalten. Wilhelm wurde eben 16 Jahre alt, als das große Frühjahr von 1813 anbrach und die preußischen Kolben ihre befreiende Arbeit begannen; an seinem Vater, an den Gestalten von Stein und Blücher, Scharnhorst und Gneisenau bildete sich des Jünglings Sinn. Endlich durfte der junge Krieger wenigstens am Feldzuge von 1814 teilnehmen und aus den Vorzügen und Fehlern von

Freund und Feind lernen, was Siege sichert oder gefährdet. Am 23. und 24. Februar 1814 stand Wilhelm zum erstenmale im Feuer und zeichnete sich am 27. derart aus, daß er ein Recht auf das eiserne Kreuz hatte und auf das russische St. Georgskreuz, welches einem Ausländer höchst selten und nur für hervorragende persönliche Tapferkeit verliehen wird. Dann schaute er vom Hügel von Belleville zum erstenmale auf Paris, um dessen Besitz noch gekämpft wurde; dann nahm er teil am ersten Einzuge der Verbündeten. Möglich, daß Wilhelm in jenen Tagen Napoleons Söhnchen „den König von Rom" gesehen; sicher, daß der 17jährige preußische Major jenen 6jährigen Prinzen des Exkönigs von Holland kennen lernte, der ihm nach 56 Jahren bei Sedan seinen Degen ausliefern mußte. Dann begleitete Wilhelm seinen Vater und seinen Bruder auf der lehrreichen Reise nach und in England. Nun erst begann für ihn in Berlin das regelrechte Lernen und der echte preußische Dienst, der unterbrochen wurde, als Wilhelm seine Schwester zu ihrer Vermählung mit seinem Freunde und Kriegskameraden Nikolaus nach Petersburg begleitete, wo er alle Kreise für sich gewann. Er blieb sechs Monate in Rußland und sah auch noch Spuren vom Brande Moskaus. 1821 ging er nach Italien, Bunsen und Niebuhr waren seine Führer in der ewigen Stadt. Still und fast ausschließlich militärischen Studien lebend ward ihm die erste große Freude, als am Jahrestag der Völkerschlacht (1831) der mit Augusta geschlossenen Ehe ein Sohn, der einzige, entsproß. Im Jahre 1840 stand er in derselben tiefen Erschütterung, wie einst als 13jähriger Knabe an den irdischen Resten seiner unvergeßlichen Mutter, am Sarge seines hochverehrten Vaters, — nun Friedrich Wilhelms IV., seines Bruders, erster Unterthan und Thronfolger mit dem Titel „Prinz von Preußen". Auch jetzt in erster Linie dem Militär sich widmend, erkannte er die Notwendigkeit, alles in den Kreis seines umfassenden Betrachtens und gründlichsten Denkens zu ziehen, was seiner späteren Aufgabe: ein König im höchsten Sinne des Wortes zu sein, entsprach. Nie hat ein Prinz sich gewissenhafter zu einem Monarchen erzogen, als Wilhelm. Darum auch seine, nur zu kurze Studienreise mit Bunsen durch England, denn die neue Zeit rief auch vor dem Schlosse der Hohenzollern nach „Verfassung". Wie gut, daß er hier zu den Schätzen seiner Erfahrungen und Beobachtungen von 1814, zu seinen späteren praktischen und theoretischen

Kriegsſtudien hinzufügen konnte die ſo einfachen und weiſen Bemerkungen des alten Wellington: „Ich kenne nichts Wichtigeres, als ſorgfältig auf die Verpflegung des Soldaten zu achten: ſorgt dafür, daß er gut bekleidet, beherbergt und genährt werde. Wie ſollte er fechten, der arme Burſche! wenn er, abgeſehen davon, daß er ſein Leben ausſetzt, noch mit unnötigen Mühſeligkeiten zu kämpfen hat? Auch darf er nicht, wenn es irgend verhindert werden kann, von Kugeln getroffen werden, bevor er ordentlich im Gefecht iſt. Man ſollte auf die jungen Offiziere ein ſcharfes Auge haben und gegen die Soldaten nachſichtig ſein."

Nach ſeiner Rückkehr ſollte das ſchmerzlichſte über ihn kommen: die Revolution von 1848 befleckte die ſtolze Hohenzollernkrone, und das verirrte Volk forderte die Verbannung des durchaus verkannten Prinzen, der am 27. März 1848 aufs neue nach England kam, hier ſcharf und ohne Voreingenommenheit das Verfaſſungsleben wieder ſtudierend, in gleicher Weiſe den Gang der Angelegenheiten auf dem Feſtland, namentlich in Deutſchland und Preußen verfolgend. Was er erlebt hatte und jetzt ſah, gewann ihn grundſätzlich gegen den Abſolutismus und für die konſtitutionelle Monarchie. Bald rief der König den Verbannten zurück, der auf der Rückreiſe in Weſel offen ausſprach: „Es iſt ſchmerzlich, verkannt zu werden; nur mein reines Gewiſſen hat mich über dieſe Zeit hinweggeführt und mit reinem Gewiſſen kehre ich in mein Vaterland zurück ... Ich ſchließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältniſſen an; aber Recht, Ordnung und Geſetz müſſen herrſchen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft ſtreben, das iſt mein Beruf. Wer mich gekannt hat, weiß, wie ich immer für das Vaterland geglüht habe." Im Juni 1849 warf er die republikaniſchen Schilderhebungen in der Pfalz und in Baden nieder. Dann ging er wieder ſtille ſeinen militäriſchen und anderen Studien nach; 1855 führte er das Zündnadelgewehr, das ſich 1849 bewährt hatte, in der ganzen Armee ein. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit, aber in durchaus gebotener Zurückhaltung folgte er den Ereigniſſen des Krimkrieges und den Folgen desſelben. Da übertrug ihm ſein ſchwer erkrankter Bruder am 8. Oktober 1858 die volle Regierungsgewalt.

Wilhelm hatte erkannt, daß die Schmach von Jena wie die von Olmütz ihren tiefſten Grund in der Vernachläſſigung des Heeres und

in der Unzulänglichkeit der alten Rüstung hatten, welcher Preußen längst entwachsen war. Schon hatte er dreimal Gelegenheit gehabt bei nötig gewordenen teilweisen Mobilisierungen bedenkliche Mängel wahrzunehmen. Als er sich aber 1859 mit dem bekannten Erfolge bereit machte, Österreich gegen Frankreich zu helfen, enthüllte diese Mobilisation mehr als je die unverbesserlichen Mängel des alten Militärsystems, das seit 45 Jahren keine wesentliche Änderung erfahren. Nun hatte er aber nicht mehr nur das volle Verständnis für die nötige Umgestaltung des Heerwesens, sondern er besaß auch die Macht, dieselbe zu wollen und durchzuführen; an seine Seite berief er die schon längst ausgewählten Mitarbeiter Moltke und Roon. Denn, wenn eine Frage sofortige Lösung gebot, so war es die der Reorganisation des preußischen Heeres. Wer mochte wissen, was sich über Nacht ereignen konnte? Nach Rußlands und Österreichs Demütigung durch Napoleon war die Reihe, sobald er sich stark genug fühlte, sicherlich an Preußen. Allerdings versicherte Napoleon dem von den deutschen Fürsten umgebenen Prinzregenten von Preußen seiner Friedensliebe (Juni 1860 in Baden-Baden); aber diesem Kaiser nach allem was seit 1848 vorgefallen Glauben zu schenken, ging doch wohl nicht an. Staunend sah zudem das ganze deutsche Volk, wie die Italiener aus ähnlicher Zerrissenheit und Ohnmacht gegen Napoleons Willen mehr und mehr zur Einheit gelangten; noch am 10. November 1859 hatte man bei der Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag seine Worte auf das deutsche Volk angewendet: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr! Und: der Augenblick ist da, wo du die Summe der großen Lebensrechnung ziehen sollst; die Zeichen stehen sieghaft über dir, Glück winken die Planeten dir herunter und rufen: es ist an der Zeit! Alles blickte hoffend und vertrauend auf Preußen und seinen Wilhelm, der durch den Tod seines Bruders (2. Jan. 1861) König wurde.

Aber die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses verstand weder seine Zeit noch seinen König: sie verweigerte wiederholt die Mehrkosten für die Reorganisation. Das änderte sich nicht, als der König Bismarck ins Ministerium berief. Der Konflikt steigerte sich in unerhörter Weise und zu ungemessenem Grade. Frankreich rieb sich vergnügt die Hände. Einstweilen war es freilich in Mexiko

vollauf beſchäftigt, um der germaniſchen Republik in Nordamerika ein romaniſches Kaiſerreich in Mittelamerika, und zwar eines von Frankreichs Gnaden, gegenüberzuſtellen. Aber die vorläufige Schwächung Preußens beſorgten ja die Preußen ſelbſt, — denn in Frankreich beurteilt man alles nach Frankreich —; ließ man die Sache noch einige Jahre ſo weiter gehen, ſo winkte ein zweites Jena. Das Unglaubliche geſchah: ſelbſt die Ruhmesthaten in Schleswig-Holſtein, namentlich bei Düppel (18. April 1864) und die Befreiung der Herzogtümer von däniſcher Herrſchaft übten keinen oder doch nur geringen Einfluß auf den erbitterten Kampf der Parteien, der bald den ganzen deutſchen Bund in Mitleidenſchaft zog. Ein ſolcher Staat und ein ſolches Volk bot Frankreich ſicherlich keinen großen Widerſtand, wenn Napoleon nur die rechte Stunde abwarten konnte. Freilich: Die Düppeler That ſchmerzte; ſchon dieſer Erfolg der Preußen wurmte. Indes, neben Sebaſtopol und Solferino hatte ja doch Düppel wenig zu bedeuten. Allerdings führte Wilhelm mit den Seinen die Umgeſtaltung des Heeres auch gegen das Parlament fort und zu glücklichem Ende. Aber dafür erlebten die Franzoſen die große Freude, daß die Entfremdung Preußens und Öſterreichs täglich ſtieg, daß die Deutſchen ihre Hoffnungen auf Preußen vergruben oder gar in Haß verwandelten. Wenn König Wilhelm dieſen prächtigen Bismarck nur noch einige Jährchen ſchalten und walten ließ, ſo war der Krieg zwiſchen Preußen und Öſterreich ganz ſicher, das übrige Deutſchland gegen Preußen, dieſes ſelbſt am Rande der Revolution, und ſeine reorganiſierte Armee, vom Parteigeiſte ſelbſtverſtändlich erfüllt, — warum ſollte es in Preußen anders als in Frankreich ſein — höchſtens in der Lage, den Kampf ſo lange zu führen, bis alles auf den Tod erſchöpft war; dann war die rechte Stunde da, an den Rhein, über den Rhein zu gehen, einen neuen Rheinbund zu ſchaffen und wieder von Berlin und von Wien aus der hochaufſtaunenden Welt Geſetze zu diktieren. So die weitgehendſten Hoffnungen. Und wenn man auch beſcheidener rechnete, ſo ging alles doch jedenfalls ſehr gut. Denn es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder ſiegte Öſterreich, oder es ſiegte Preußen. Ging das erſt jüngſt von Frankreich niedergeworfene Öſterreich als Sieger hervor, ſo war erſt recht die franzöſiſche Armee die erſte der Welt trotz allen Reorganiſationen und

Düppeler Erfolgen; Preußen wurde gedemütigt und verkleinert zu gunsten Österreichs und der hungrigen Mittelstaaten, die sicher über die Rheingrenze mit sich reden ließen. Siegte dagegen Preußen — selbstverständlich mühsam, denn Österreichs Armee hatte es ja den Franzosen bei Magenta und Solferino recht sauer gemacht — so durfte es sich behaglich abrunden, falls es in seiner Erschöpfung Napoleon den Rhein nicht gut verwehren konnte und wollte; der ganze deutsche Norden wurde preußisch, aber dann war Deutschland für ewig zerrissen und das geschlagene Österreich der nach Rache lechzende verläßlichste Bundesgenosse Frankreichs.

Und da war auch bereits der Krieg, noch ehe man es dachte! Freilich an Preußens Seite das neue Italien. Diese Thatsache bereitete Frankreich den ersten Schmerz, war aber die Ursache einer ersten großen Freude. Denn Italien unterlag der österreichischen Südarmee bei Custozza (24. Juni 1866) an einem Tage und konnte nun in Sack und Asche über die kindische Thorheit trauern, ohne Frankreich etwas angestrebt zu haben, ohne Frankreich etwas gelten zu wollen. Für die „tiefer blickenden" französischen Zeitungspolitiker war Custozza eine erquickende Genugthuung: jetzt mußte sich das gegen Frankreichs Willen groß gewordene Italien um so rückhaltloser in die warm schützenden Arme Napoleons werfen. Und Custozza konnte ja weiterhin nur ein kleines Vorspiel zu den Thaten der „großen" Nordarmee unter Benedek sein! Wer weiß wie bald dieses Preußen in den großen Hafen französischen Schutzes sich flüchtete! Aber in 3 mal 24 Stunden befand sich — es war erstaunlich — Preußen im Besitze des ganzen deutschen Nordens; dann kamen täglich Siegesnachrichten vom böhmischen Kriegsschauplatze und häuften sich in betäubender Schnelligkeit; ehe man es sich versah, war Österreichs stolze Nordarmee beispiellos geschlagen. Das hieß ja, Friedrich des Großen Siege übertrumpfen; da verschwanden ja Magenta und Solferino hinter Königgrätz — Sadowa; dann war ja die französische Armee nicht mehr die erste der Welt; dann war's ja nichts mit dem Zuge nach Berlin, um 1813 und 1814 und 1815 gründlich zu rächen. Unmöglich, alles auszudenken und die Wahrscheinlichkeit zu ermessen, daß die Welt künftighin nicht mehr ausschließlich auf Paris ihre Blicke, sondern einige auch nach Berlin richten werde; daß der Schwerpunkt der Welt sich nicht

mehr ausschließlich in Paris befinden sollte; daß auch die politische Welt genau wie die gewöhnliche Welt um eine Axe mit zwei Polen sich werde drehen müssen. Die Einsichtigen in Frankreich konnten sich „patriotischer Beklemmungen“ nicht erwehren, während die tobende Straße in wilder Wut in das ohrenzerreißende Geheul „Rache für Sadowa“ ausbrach. Weitere 24 Stunden und ein unendlicher Jubel füllte die Boulevards, Paris flaggte und illuminierte, die bittersten Todfeinde sanken sich gerührt in die zuckenden Arme; denn Österreich hatte Venetien dem Kaiser geschenkt, damit er Italien festhalte und so die sieggewohnte Südarmee unter dem Erzherzog Albrecht zu einer neuen, glücklicheren Entscheidungsschlacht vor den Mauern Wiens freimache. Napoleon war bereit als Friedensvermittler Preußen in die Arme zu fallen. Aber Italien wollte nicht gehorchen und Preußen ließ sich nicht durch einen Telegraphendraht in seinem überaus raschen Vordringen gegen Wien hemmen. Der französische Gesandte, Benedetti, mußte sich schleunigst aus Berlin in das preußische Hauptquartier begeben, um für Napoleon den Ruhm eines Schiedsrichters, und wenn möglich noch etwas dazu, einzuhandeln oder zu ertrotzen; aber seine Rolle war eine klägliche, weil Preußen nach Königgrätz noch über 664 000 Mann verfügte, während Napoleon, als er seinen Kriegsminister frug, ob nötigenfalls ein Okkupationsheer von 50 000 Mann für Venetien verfügbar sei, eine verneinende Antwort erhalten hatte. Desto eher und leichter verständigte sich Preußen in weiser Mäßigung mit Österreich und den süddeutschen Staaten, gründete den Norddeutschen Bund: dem knirschenden Frankreich blieb das Nachsehen. Benedetti forderte noch am 6. August 1866 wenigstens Mainz mit entsprechendem Gebiete bei Strafe sofortiger Kriegserklärung, worauf Bismarck kurz antwortete: „Gut, dann ist Krieg.“

So erschien die Entwickelung dem gewöhnlichen Beobachter. Noch viel tiefer und schmerzlicher drang der Stachel in die Eingeweide der „Wissenden“ an der Seine. Napoleon fühlte ganz lebhaft, daß er 1859 den Höhepunkt seiner Macht und seines Einflusses bereits überschritten hatte. Um sein Ansehen aufzuputzen, hatte er 1863 zu einem Kongreß eingeladen, der in Paris über streitige Fragen entscheiden sollte; aber dieser kam nicht zustande, — ein harter Stoß für Napoleons Stellung in Frankreich, die ohnehin

schon durch sein mexikanisches Abenteuer gelitten hatte. Im Jahre 1861 hatten nämlich Frankreich, England und Spanien eine gemeinsame Expedition beschlossen, um Mexiko zur Befriedigung ihrer Staatsangehörigen zu zwingen. Als dies im wesentlichen erreicht war, zogen die Engländer und Spanier wieder heim, die Franzosen aber blieben, um die Republik in ein romanisches Kaiserreich zu verwandeln. Schon hatte der Erzherzog Maximilian von Österreich den neuen Thron bestiegen und einige Zeit unter französischem Schutze innegehabt, als die Vereinigten Staaten erklärten, keine neue Monarchie unter den Auspicien irgend welcher europäischen Macht auf amerikanischem Boden dulden zu wollen, und die Franzosen zum Abzug drängten. Zu diesem Mißerfolg kam noch Napoleons schwankende Haltung gegenüber dem Papsttum auf der einen, der italienischen Nationalidee auf der anderen Seite. Eine gährende Unzufriedenheit mit des Kaisers Politik, die Frankreichs hegemoniale Stellung gefährde, verbreitete sich über das ganze Land; im gesetzgebenden Körper machte sich Thiers unbequem, der mit großem Nachdruck bei maßvoller Form die Herstellung des konstitutionellen Regiments forderte; es bildete sich dem schroffen Vertreter des „persönlichen Regiments" Rouher gegenüber eine Mittelpartei unter Emile Ollivier mit dem Programm „Frankreich treu anhänglich an die Dynastie, welche ihm die Ordnung gewährleistet, hängt nicht minder der Freiheit an." Napoleon fühlte, wie der Boden unter seinen Füßen zu weichen begann. Eine „Grenzrektifikation" nach dem Rheine hin erschien als das geeignetste Mittel zur Befestigung des Thrones. Darum hatte Napoleon schon seit etlicher Zeit durch vertrauliche Agenten verschiedene Vorschläge an Preußen gelangen lassen, zuletzt im Mai 1866 ein förmliches Bündnis angetragen: Preußen solle gegen Österreich von Frankreich mit 300 000 Mann unterstützt werden; Italien solle Venetien, Preußen einen Gebietszuwachs mit einer Bevölkerung von 7—8 Millionen, Frankreich das deutsche Gebiet zwischen Mosel und Rhein (doch ohne Koblenz und Mainz) erhalten. Trotz mehrfacher fast drohender Mahnungen lehnte Bismarck im Juni 1866 das Anerbieten definitiv ab. Seither rechnete Napoleon nur auf die Niederlage Preußens und auf dessen Ausbeutung für französischen Beistand. Zu diesem Zwecke suchte er die Allianz mit Italien für Preußen wertlos zu machen,

Österreich in seiner Kriegslust zu bestärken und zu einem für Frankreich günstigen Vertrage zu vermögen: Österreich solle Venetien an Frankreich (beziehungsweise an Italien) abtreten und als Entschädigung Schlesien erhalten. Was für Erwerbungen in diesem sehr geheim gehaltenen Vertrag Napoleon für sich beanspruchte, ist unbekannt, aber leicht zu erraten; denn 3 Tage nach diesem Vertrag sprach er sich sehr offen über seine Pläne aus, deren Kernpunkt war, daß die Deutschlands Macht lähmende Rivalität Österreichs und Preußens bestehen bliebe, Preußen als Ersatz für Schlesien und die Rheinprovinz die Elbherzogtümer und vielleicht Hannover oder Kurhessen erhielte, das südwestliche Deutschland dagegen für eine Erneuerung des Rheinbundes reif würde. Königgrätz rettete Deutschland aus dieser ungeheuerlichen Gefahr.

Die am 3. Juli 1866 vollzogenen Neuwahlen zum aufgelösten Abgeordnetenhause Preußens hatten die Regierungspartei ganz erheblich vermehrt, Freude und Stolz über die großartigen Errungenschaften bis zum Ende des Krieges thaten ein mehreres. Das Beste aber thaten der weise Herrscher und sein großer Ratgeber: sie benutzten den Augenblick des Triumphes und der Kraft zu einer völligen und aufrichtigen Versöhnung, — ein seltener Entschluß von welthistorischer Bedeutung! Ein Gefühl tiefer Freude ging durch alle Herzen, als der König in der Thronrede, mit welcher er am 5. August 1866 den Landtag eröffnete, die Worte sprach, daß er anerkenne, wie die Staatsausgaben der letzten Zeit (für die Armeereorganisation) der gesetzlichen Grundlage der Verfassung entbehrten, daß er aber hoffe, die Landesvertretung werde die Indemnität, um die sie angegangen werden solle, erteilen. Damit war das gesunde Verhältnis zwischen Regierung und Volk hergestellt und eine gedeihliche Entwickelung der deutschen Dinge verbürgt. Nach einjähriger „Diktatur" traten auch die Abgeordneten der von Preußen eroberten Länder, in denen sofort die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, in den Landtag ein. Die nationale Schöpfung aber, die dem Kriege von 1866 entsprang, war der Norddeutsche Bund, geschlossen unter der obersten Leitung Preußens von sämtlichen deutschen Staaten nördlich vom Main.

Ja, diese Mainlinie, welche Deutschland erbarmungslos zerschnitt, war das große Pflaster, das sich Frankreich auf die blutende Wunde

der nationalen Eitelkeit für die nächste Zeit legte. Napoleon selbst suchte durch eine Publikation, welche nachweisen sollte wie gut sich doch alles gemacht, zu beschwichtigen; nur eine ernste Lehre für Frankreich enthalte der letzte Krieg „die Notwendigkeit, daß wir um unser Gebiet zu verteidigen ohne Aufschub zu einer Vervollkommnung unserer militärischen Organisation schreiten müssen." Es geschah wesentlich durch Marschall Niel und nach preußischem Vorbild. Dennoch blieb Frankreichs Stichwort: „Rache für Sadowa". Um wenigstens etwas vorzuzeigen, zettelte Napoleon mit dem geldbedürftigen König von Holland einen kleinen Handel an, um das seit Auflösung des deutschen Bundes in der Luft schwebende Luxemburg (46 Quadratmeilen mit ca. 200 000 Einwohnern) zu kaufen. Noch gehörte dieses zum Zollverein, auch die preußische Besatzung war noch in der Festung, aber die staatsrechtliche Stellung des Landes war unklar, der Besitz für den neuen Bund, der glücklicherweise keinen fremden Souverän mehr zu seinen Mitgliedern zählte, von zweifelhaftem Werte, die Bevölkerung gegen deutsche oder preußische Regungen unempfindlich. Dennoch weigerte sich Preußen dem Verkauf an Frankreich zuzustimmen. Dieses rasselte mit dem Säbel: im Frühling 1867 stand man vor dem Kriege. Moltke war für den Krieg, den er siegreich zu enden gewiß war, aber Bismarck gab beim König den Ausschlag mit der Erwägung, daß es richtiger sei, erst die neue Ordnung in Deutschland sich befestigen zu lassen. Auch Napoleon war nicht so eifrig zum Kriege, wie die lärmenden Journale: die Waffen waren noch nicht geschmiedet, die ihm den Sieg verbürgten. Man lenkte ein, um so leichter als auch europäische Vermittlung dazwischen trat: Luxemburg wurde für neutral erklärt, blieb aber im Zollverein; das preußische Besatzungsrecht sollte erlöschen, aber die Festungswerke vom holländischen König auf eigene Kosten (zur Strafe für seine Geldgier und seinen Schacherſinn) geschleift werden. Mit treffender Bosheit verglich der Pariser Witz den Kaiser mit einem Jäger, der nach vielen Fehlschüssen beim Wildprethändler einen Hasen kauft, um ihn seiner harrenden Freundschaft als Jagdbeute vorzusetzen, aber ertappt und beschämt ihn wieder zurücktragen muß.

Da kam ein neuer Schlag: auch mit der Mainlinie war es nichts; diese Südstaaten hatten sich ja schon am Ende des vorjährigen

Krieges verpflichtet, im Falle Preußen angegriffen werde, ihre Truppen unter Wilhelms Oberbefehl zu ſtellen! Es kam den Franzoſen vor, als ſei noch niemand jemals ſo hintergangen worden, wie Frankreich von Preußen. Bald kamen die vorläufig noch getrennten Brüder ſogar zu einem Zollparlament in Berlin zuſammen; von da bis zu einem Vollparlament ſchien nur ein Schritt zu ſein. Um ſo eifriger ließ der Kaiſer unter gelegentlichen Friedensbeteuerungen an der Reorganiſation des Heerweſens für einen Zuſammenſtoß mit dem neuen Deutſchland arbeiten. Die Oppoſition in Kammer und Land nahm zu, bei den Neuwahlen zum geſetzgebenden Körper im Mai 1869 kam es ſo weit, daß die ſeitherige Majorität unterlag. Napoleon ſtellte ſich, als wolle er einlenken, und berief am Ende des Jahres den Führer der Mittelpartei Ollivier an die Spitze des Miniſteriums, um fortan konſtitutionell zu regieren; die betreffenden Verfaſſungsänderungen wurden dem Senat vorgelegt. Die Verfaſſung ſollte durch ein Plebiscit ſanktioniert werden. Alles war nur Mittel zum Zweck: denn dieſe allgemeine Volksabſtimmung geſtaltete ſich zu einer großen Demonſtration für des Kaiſers Perſon und das „perſönliche Regime". In einem Staate, wo alles, was ein Ämtchen hat, bis zum Dorfbürgermeiſter und Nachtwächter und Tagſchreiber herab von dem jeweiligen Machthaber abhängt, fielen allerdings 7 350 000 Stimmen für, aber die bedenkliche Zahl von $1\frac{1}{2}$ Millionen gegen Napoleon und unter der letzteren waren 40 000 aus den Reihen der Armee, auf die ſich Napoleons ganze Herrlichkeit ſtützte. Es war ein furchtbarer Schlag: die Armee begann zu grübeln, verſtärkte die Reihen der Gegner! Es war die höchſte Zeit, dieſe Armee zu beſchäftigen, die Unzufriedenheit dieſer $1\frac{1}{2}$ Millionen nach außen abzulenken, dieſe $7\frac{1}{3}$ Millionen bei der Stange zu halten, alſo — — einen Krieg zu führen.

Aber nicht einen gewöhnlichen regelrechten Krieg ſollte es geben, ſondern einen Banditen-Überfall im tiefſten Frieden, damit wenigſtens die erſten Tage ſichere Erfolge über Preußen brächten, welche Öſterreich und Italien vielleicht doch ermutigten, gemeinſchaftliche Sache mit dem Raubritter an der Seine zu machen. Darum mußte noch am 30. Juni 1870 Ollivier im geſetzgebenden Körper verlogen und heimtückiſch deklamieren, obgleich der Krieg bereits beſchloſſen war: „Ich erkläre, daß die Regierung keinerlei Beſorgnis hegt, und

daß zu keiner Zeit die Aufrechthaltung des Friedens gesicherter war als jetzt: wohin man blickt, kann man nirgends eine Frage entdecken, die vielleicht Gefahren in sich tragen könnte."

Ein je blödsinnigerer casus belli irgendwoher hervorgezerrt wurde, d. h. je sicherer das mit allen denkbaren, aber auch nur denkbaren Möglichkeiten rechnende Preußen überrumpelt werden konnte, desto erwünschter war's dieser nichtswürdigen Gesellschaft in Paris, wo die klassischen Beispiele eines Richelieu und eines Ludwigs XIV. cynische Anbeter und Nachahmer gefunden.

Das größte Drama der Weltgeschichte begann.

Scene: das östliche und nördliche Frankreich.

Handelnde Personen: die Völker Deutschlands und Frankreichs.

Im Zuschauerraum: sämtliche Staaten und Völker des Erdkreises.

Erster Akt.

Die Kriegserklärung.

Die Spanier hatten wieder einmal eine Revolution gemacht. Die Königin Isabella war im September des Jahres 1868 verjagt, die Republik proklamiert worden. Bald besannen sich die Spanier jedoch eines Bessern und suchten nach einem passenden König. Napoleons spanische Gattin, die Kaiserin Eugenie, nahm großen Anteil an der Sache. Da gab es einen Prinzen Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen: katholisch, durch seine Mutter ein Abkömmling der Beauharnais und durch seinen Vater (einen Sohn der Prinzessin Murat) auch mit dem einstmaligen Könige von Neapel, dem Schwager des ersten Napoleon, verwandt; noch unverheiratet. Und es gab auch noch eine Verwandte der Kaiserin Eugenie, welche zweifellos allen Anforderungen genügte, die Prinz Friedrich billigerweise an eine Gattin aus dieser Sippe und die nicht gerade verwöhnten Spanier an eine Königin stellen durften. Spanien aber schüttelte zweifelnd das Haupt und verständigte sich lieber mit Friedrichs ältestem Bruder, mit dem Prinzen Leopold. Schon am 17. November 1869 hatte der französische Gesandte in Madrid Napoleon auf diese Kandidatur aufmerksam gemacht: ein abwehrender Wink des Kaisers hätte diesen Plan in Madrid zweifellos sofort zu Falle gebracht. Im Sommer 1870 erklärte Leopold sich zur Annahme der Krone bereit, wenn die Vertreter der spanischen Nation ihre Zustimmung geben würden. Jetzt erst schien man sich plötzlich in Paris zu erinnern, daß Leopold auch ein entfernter Verwandter des preußischen Königs, ein Hohenzoller sei. Denn die so sehnlich erwartete „rechte Stunde" schien gekommen!

Die Pariser Presse hatte seit zwei Jahren ihren Lesern unermüdlich gepredigt, der böse Bismarck allein habe die spanische Revolution 1868 angezettelt, um Frankreich einer treuen Bundesgenossin

zu berauben. Der galliſchen Phantaſie war es keine allzugroße Zumutung, wenn irgendwo ausgeſprochen wurde, daß Bismarcks Abſicht dabei noch weit ſchlimmer geweſen, daß er es von vornherein darauf angelegt hatte, Spanien zu einer preußiſchen Provinz zu machen und das arme Frankreich zwiſchen zwei Feuer zu nehmen. Für einen entfernten Verwandten des preußiſchen Königshauſes und einen näheren der Napoleoniden gingen die Preußen gewiß nur mit halbem Herzen in den Krieg, die Süddeutſchen ſicher gar nicht; Verbündete wären für Preußen in dieſem Falle undenkbar; vielleicht wären auch die 1866 eroberten Provinzen ſchon jetzt zum Aufſtande reif. Alles lag im tiefſten Frieden; König Wilhelm war zum Kurgebrauche in Ems, Bismarck, Moltke u. ſ. w. auf ihren Gütern im Norden und Süden, andere zerſtreut in den Seebädern, „das Volk in Waffen", die preußiſche Armee zum großen Teile im Ernteurlaub. Dagegen waren Frankreichs Abgeordnete und Miniſter in Paris vollzählig beiſammen, die herrliche Berufsarmee fertig bis auf den letzten Gamaſchenknopf; Ollivier hatte ſoeben deklamiert; engliſche Staatsmänner vermochten kein Wölkchen am politiſchen Himmel zu entdecken; der kränkliche, ſchwankende Kaiſer konnte von Eugenie meiſterlich behandelt werden. Der ſpaniſche Vorfall eignete ſich demnach jetzt vortrefflich dazu, um durch die gefälligen Zeitungen die öffentliche Meinung bis zur Siedehitze zu treiben, und Napoleon hatte doch immer noch die Wahl, entweder den Rücktritt des Prinzen Leopold von der preußiſchen Regierung (welche doch dieſe Kandidatur gar nichts anging) zu fordern und ſich mit einem Triumph über Preußen zufrieden zu geben, oder durch ein verletzendes Auftreten den Krieg über Nacht zu erzwingen.

Am 3. Juli (dem Tage von Königgrätz-Sadowa!) hatte der Abgeordnete Cochery mit den Miniſtern Ollivier und Gramont eine Unterredung: er ſolle wegen der hohenzollernſchen Thronkandidatur eine Interpellation einbringen. Am Morgen des 4. Juli brachte der offiziöſe „Conſtitutionell" die in ſeine Sonntagsnummer extra eingeſchobene Nachricht, daß gewiſſe Agenten „nach Preußen" gegangen ſeien, um „dem Prinzen von Hohenzollern" die Krone Spaniens anzubieten; unbegreiflich, daß einem „preußiſchen Prinzen" das Scepter Karls V. anvertraut werden ſolle. Am ſelben Tage ſchon erſchien Frankreichs Botſchafter in Berlin, Benedetti, bei Bismarcks

Stellvertreter v. Thile und drückte diesem sein Befremden und zugleich sein Mißbehagen über die Berufung des Prinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron aus; dies habe in Paris eine peinliche Stimmung erzeugt, die mit jeder Stunde wachse. Thile antwortete, daß das preußische Kabinett der Thronangelegenheit Spaniens nicht nur ganz fern stehe, sondern daß überhaupt diese ganze Verhandlung für Preußen gar nicht vorhanden sei; demnach könne er auch keine Auskunft erteilen. Und an demselben 4. Juli suchten die Minister Gramont und Ollivier eine Besprechung mit dem preußischen Gesandten v. Werther, wobei Gramont auf die „peinlichen Eindrücke" auf die „gereizte Stimmung" hinwies; der Schleier des Geheimnisses (!), welcher die ganzen Unterhandlungen umgebe, sei sehr geeignet, Mißtrauen gegen Preußen zu erwecken. Werther konnte nicht mehr sagen, als Thile; übrigens werde er den König von Gramonts Mitteilungen in Kenntnis setzen.

Da er ohnehin den König in Ems begrüßen und Urlaub nehmen wollte, verließ Werther Paris am 5. Juli. Die Pariser Zeitungen brachten die Nachricht des Constitutionell, verschärften dessen Bemerkungen und begannen heftige Ausfälle gegen die Bismarcksche Politik. Der Spektakel in Paris war in gewünschter Weise fertig. An demselben Tage (5. Juli) brachte Cochery die bestellte Interpellation. Tiefstes Schweigen bedeckte die Kammer. Gramont antwortete am 6. Juli: „daß Marschall Prim dem Prinzen von Hohenzollern die spanische Krone angeboten und daß dieser sie angenommen hat, ist richtig. Die Verhandlungen sind für uns Geheimnis. Wir können also nicht wissen, in welcher Weise sie geleitet wurden, wir kennen noch keine Entschließung des spanischen Volkes. Wir bitten Sie, meine Herren, die Diskussion zu vertagen — sie hätte kein Resultat. Frankreich hat der spanischen Nation stets seine Sympathieen gezeigt, es wird alles vermeiden, was den Schein eines Druckes auf die öffentliche Meinung in Spanien haben, einer Einmischung in die Angelegenheiten jener großen und edeln Nation gleichkommen könnte. Aber diese Achtung vor fremden Rechten eines Nachbarvolkes kann uns nicht verpflichten, zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze und dadurch in ihrem Interesse das Gleichgewicht Europas störe, die Beziehungen, die Ehre Frankreichs gefährde. Noch hegen wir die Hoffnung, daß diese Befürch-

tungen nur leere ſind, welche durch die Weisheit des deutſchen Volkes, durch die Freundſchaft des ſpaniſchen zu Frankreich, bald genug zerſtreut werden dürften. Sollte es anders kommen, dann rechnen wir auf Ihre Unterſtützung, meine Herren, auf die der Nation, und ſtark dadurch, würden wir ohne Zaudern, ohne Schwäche unſere Pflicht erfüllen."

Der Beifall der entzückten Hörer erſtickte die vereinzelten Warnungsrufe. Paris, Frankreich war in tollem Wirbel. In Deutſchland war man an das Geſchrei in den franzöſiſchen Kammern und an den Ton der Pariſer Preſſe ſchon lange gewöhnt: es war dort eben ein neuer Spektakel. Aus der ſpaniſchen Frage konnte unmöglich ein Krieg ſich entwickeln. Am 6. Juli ſchrieb die N. A. Z. „das ſpaniſche Volk allein hat zu entſcheiden — niemand anders. Das deutſche Volk hat lediglich die Aufgabe, ſich weiſe d. h. neutral zu verhalten. Wenn andere Völker dabei eingreifen wollen, mögen ſie es thun. Wir bleiben ſo fern als möglich davon." Spanien verſicherte, daß die etwaige Wahl des Prinzen Leopold durchaus kein Akt der Feindſeligkeit gegen Frankreich ſei; man habe ſich keineswegs mit Bismarck in Verbindung geſetzt, um durch ihn die Zuſtimmung des Königs (als Familienhaupt der Hohenzollern) zu Leopolds Kandidatur zu erlangen.

Das alles bedeutete den Frieden. Hatte doch auch Benedetti Berlin verlaſſen, um ſich in Wildbad zu pflegen.

Da ließ ſich der Conſtitutionell am 8. Juli wieder vernehmen, daß ein Feſthalten des ſpaniſchen Miniſteriums an der Kandidatur des Hohenzollern das Abbrechen der diplomatiſchen Beziehungen zur Folge haben werde. „Es kann nicht genügen, daß Preußen erklärt, es ſtehe der Kandidatur fern." Über dieſen dummen Satz konnte man in Deutſchland nur lächeln. Für die Sprache der „Liberté": daß man die Preußen mit Kolbenſtößen über den Rhein treiben ſolle; des „Moniteur": daß man die Frage erweitern und die Räumung von Mainz, die Aufhebung der Bündniſſe mit den Südſtaaten, die Abtretung Nord-Schleswigs fordern ſolle; des „Pays": unſer Kriegsgeſchrei bleibt ohne Antwort, die Echos des Rheines ſind ſtumm, — hätte Preußen mit uns geſprochen, wie wir mit ihm, wir wären ſchon längſt unterwegs! — hatte man das gebührende Maß deutſcher Verachtung. Überraſcht war man aber, als die Zeitungen meldeten, daß

Benedetti auf Befehl seiner Regierung die Kur unterbrochen habe und von Wildbad nach Ems abgereist sei (8. Juli). Seither kamen Nachrichten, welche zunächst bedenkliches Kopfschütteln, dann lauten Unwillen erregten, bis grimmiger Zorn über das unverschämte Pack alle Deutschen in einem bebenden Aufschrei äußerster Entrüstung vereinte. Benedetti erbat und erhielt am 9. Juli Audienz, der König empfing ihn, wie immer, sehr gnädig und lud ihn zur Tafel. Auf der dann folgenden Promenade sprach Benedetti zum Könige im Sinne der am 7. Juli von Gramont erhaltenen Depesche, welche lautete: „Sie müssen unbedingt vom König eine kategorische Antwort erhalten. Die einzige, die uns befriedigen und den Krieg verhindern kann, ist diese: die Regierung des Königs billigt die Annahme seitens des Prinzen von Hohenzollern nicht und erteilt ihm den Befehl, von seiner ohne Erlaubnis des Königs gefaßten Entschließung zurückzukommen. Wenn Sie vom König erlangen, daß er die Annahme namens des Prinzen widerruft, so wird dies ein großer Erfolg und ein großes Verdienst sein. Der König wird seinerseits den Frieden gesichert haben. Wenn nicht, so ist der Krieg da." Dem kleinen Manne mochte gegenüber der imposanten Gestalt des Preußenkönigs und Siegers von Königgrätz doch bange ums Herz sein, so daß auf seine bescheidene Darlegung der König die Antwort gab: er sei in der ganzen Angelegenheit nur als Oberhaupt der Familie, keineswegs als König befragt worden; da er kein Recht habe, dem Prinzen Befehle zu erteilen, welche eine Annahme der Krone herbeizuführen imstande seien, könne er auch keinen Befehl zur Abweisung jener Anträge geben; überdies wisse er Leopolds augenblicklichen Aufenthalt gar nicht, und es sei die Sache doch wohl nicht so dringend, daß nicht noch einige Tage darüber hingehen könnten. Das letztere bestritt Benedetti am 11. Juli bei einer zweiten Audienz: die Haltung der Repräsentanten und der Bevölkerung Frankreichs gestatte den französischen Ministern nicht, länger zu warten. Auch diesmal blieb der König in den Grenzen einer gesellschaftlichen Unterhaltung und wiederholte in anderer Form das bereits am 9. Gesagte. Gramont ließ sich an demselben Tage in der Kammer wieder interpellieren, um durch eine abschwächende Erklärung Preußen zu beruhigen, damit dieses ja nicht mit Rüstungen, die in Frankreich bereits am 9. begonnen hatten, nachfolge. Deutschlands Sorge schwand wieder,

namentlich als es vernahm, daß an demſelben 11. Juli ein Miniſterrat in Berlin unter Roons Vorſitz beſchloſſen habe, gegenüber den kriegeriſchen Vorbereitungen Frankreichs keine militäriſchen Maßregeln außergewöhnlicher Art zu treffen; auch wurde bekannt, der König habe Bismarck nach Ems berufen, auf der Hinreiſe werde dieſer am Abend des 12. Juli in Berlin eintreffen.

Benedetti hatte über ſeine zweite Audienz berichtet und erhielt am Abend des 11. Juli die Weiſung Gramonts: „Ihre Sprache entſpricht an Entſchiedenheit nicht mehr der Stellung der Regierung. Sie müſſen jetzt den Ton ſteigern.“ Am 12. Juli erhielt der ſpaniſche Geſandte in Paris vom Fürſten von Sigmaringen, vom Vater, ein Telegramm, in welchem dieſer im Namen ſeines Sohnes von der Kandidatur zurücktrat. Der Geſandte eilt damit nach dem auswärtigen Amt; er unterbricht ein Geſpräch Gramonts mit dem preußiſchen Geſandten, das ſich nachher fortſetzt: Der franzöſiſche Miniſter entwickelt, indem er die ſoeben empfangene Nachricht als Nebenſache behandelt, den erſtaunlichen Gedanken, daß der König von Preußen, um die Stimmung zu beſchwichtigen und die Herſtellung der guten Beziehungen zu bewirken, einen Brief an den Kaiſer ſchreiben ſolle, dem man durch Veröffentlichung weite Verbreitung verſchaffen müſſe. Er entwickelt den Inhalt eines derartigen Briefes: der König, würde es darin heißen, hätte nicht denken können, indem er den Prinzen zur Annahme der Kandidatur ermächtigte, damit den Intereſſen und der Würde der franzöſiſchen Nation zu nahe zu treten; der König ſchließe ſich der Entſagung des Prinzen mit dem Wunſche und der Hoffnung an, daß jeder Grund des Zwieſpaltes in den beiden Nationen nunmehr verſchwunden ſei. Selbſt telegraphiſche Behandlung der Sache wurde begehrt. Bismarcks ungnädige Antwort lautete, der Geſandte müſſe den franzöſiſchen Miniſter mißverſtanden haben und möge ihn erſuchen, die Forderung ſchriftlich abzufaſſen und in der vorſchriftsmäßigen Weiſe durch den franzöſiſchen Botſchafter in Berlin überreichen zu laſſen.

Nunmehr erhielt Benedetti für den 13. Juli den Befehl, dieſe Angelegenheit dem Könige direkt zu unterbreiten; zugleich ließ ſich die Regierung durch Duvernois interpellieren, welche Garantieen man zu fordern gedenke, um in Zukunft ähnlichen Verwickelungen mit Preußen überhoben zu ſein. An dieſem 13. Juli ſagte aber der

„Conſtitutionell“: „Der Friede Europas wird nicht geſtört werden. Vollſtändig ſich ihrer hohen Stellung bewußt, welche ſie der Ehre wert hält, ein großes Land zu regieren, haben die Miniſter feſt und energiſch geſprochen. Ihren gerechten Forderungen hat man Gehör gegeben. Der Prinz Leopold von Hohenzollern hatte die ſpaniſche Krone angenommen. Frankreich erklärte, daß es ſich jedem Familien-Übereinkommen, welches ſeine Intereſſen verletze oder bedrohe, widerſetzen werde — und die Kandidatur wird zurückgezogen. Es wird kein Prinz von Hohenzollern in Spanien regieren. Mehr haben wir nicht verlangt und von dieſer friedlichen Löſung nehmen wir mit Stolz Kenntnis. Ein großer Sieg! er koſtete nicht eine Thräne! nicht einen Tropfen Blutes!“ Moltke ſeinerſeits genehmigte noch an dieſem Tage mehrere Urlaubsgeſuche höherer Generalſtabsoffiziere; ein norddeutſches Geſchwader durfte zu einer Übungsfahrt in fernen Meeren auslaufen. Das drohende Kriegswetter hatte ſich ſcheinbar verzogen! — Gramont aber beantwortet an demſelben 13. Juli die Interpellation: „Der ſpaniſche Botſchafter hat mir offizielle Anzeige von dem Verzichte des Prinzen von Hohenzollern auf die ſpaniſche Thronkandidatur gemacht. Die Unterhandlungen, welche mit Preußen geführt werden, ſind noch nicht beendet. Es iſt uns nicht möglich, über dieſelben nähere Erklärungen zu geben.“ Es antworten laute Rufe, daß man Preußen ein Ultimatum ſtellen müſſe, daß die Regierung die Würde der Nation verletzt habe. Und an demſelben 13. Juli begegnet der König auf der Promenade Benedetti, welcher die Gelegenheit ſucht, den ihm noch nachts zugekommenen Befehlen gemäß zu handeln. Der König unterbricht ihn lächelnd, indem er ihm ein Extrablatt der Kölniſchen Zeitung mit der Nachricht von der Verzichtleiſtung des Prinzen entgegenhält. Benedetti antwortet, daß er dieſe Nachricht bereits geſtern Abend aus Paris erhalten habe. Kurze Pauſe; nach leiſem Hüſteln beginnt Benedetti die Fortſetzung ſeines Anſuchens. Der König bemerkt: er ſehe die Angelegenheit als eine erledigte an. Nun verlangt Benedetti, daß der König die beſtimmte Verſicherung ausſpreche, niemals wieder einzuwilligen, falls dieſe Kandidatur aufs neue auftauche. Der König antwortet, daß er eine ſolche Anforderung auf das entſchiedenſte abweiſen müſſe. Benedetti ſprach dennoch weiter, unter Geſtikulationen, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich

zogen: er mag das Anſuchen wegen des Entſchuldigungsbriefes des Königs an Napoleon vorgebracht haben. Der König wandte ſich plötzlich ab, verließ die Promenade und kehrte in ſein Hotel zurück. Benedetti telegraphierte ſofort nach Paris und erhielt die letzten Befehle. Gegen zwei Uhr ſchickt der König ſeinen Flügeladjutanten zum Botſchafter mit der Nachricht, daß ſoeben eine Mitteilung des Fürſten von Hohenzollern eingelaufen ſei, welche die Meldung des Extrablattes beſtätige. Benedetti antwortet dem Adjutanten, er habe unterdeſſen den Befehl erhalten, eine nochmalige Audienz zu verlangen, um Frankreichs Forderung noch dringender zu wiederholen. Der Adjutant kehrt mit der Antwort zum Botſchafter zurück, daß der König die Verzichtleiſtung des Prinzen in demſelben Sinne und Umfange genehmige, wie ſeinerzeit die Annahme der Kandidatur; eine ſchriftliche Verzichtleiſtung befinde ſich in des Königs Händen; was die Verſicherungen für die Zukunft anbelange, ſo berufe ſich Seine Majeſtät auf das, was Sie dem Grafen am Morgen auf der Promenade ſelbſt erwidert hätten. Benedetti erklärt, dieſe Aeußerungen ſofort nach Paris berichten zu wollen; zur Erledigung des zweiten Punktes müſſe er aber eine nochmalige Audienz nachſuchen, um womöglich aus des Königs Munde die Worte zu vernehmen, welche der Adjutant ihm überbracht habe, denn in der neuen Depeſche ſeien Argumente enthalten, welche er Seiner Majeſtät unterbreiten wolle. Damals erzählte man, dieſe Depeſche habe den Befehl erhalten: Brusquez le roi! Benedetti erſcheint plötzlich in des Königs Vorzimmer mit dem Verlangen nach ſofortiger Audienz. Prinz Radziwill bedeutet ihm vergeblich, daß der König doch endgültig geſprochen habe. Benedetti beharrt auf der Audienz. Darauf befiehlt der König dem Prinzen: „Sagen Sie dem Herrn Grafen, daß ich meiner Entſcheidung von heute Morgen nichts weiter hinzuzufügen habe und keine Diskuſſionen über dieſe Angelegenheit mehr geſtatte.“ Am ſelben Abend kurz vor 10 Uhr erhält Benedetti den Befehl Gramonts, eine letzte Bemühung bei dem Könige zu machen und dann ſchleunigſt nach Paris abzureiſen.

Benedetti meldet dem Könige durch den Adjutanten am 14. Juli, daß er abends abreiſen werde. Ihm wird die Antwort, daß der König den Grafen in dem Warteſalon auf dem Bahnhofe noch einmal ſehen werde; denn er wolle nachmittags nach Koblenz fahren;

ſeine Gemahlin zu beſuchen. Benedetti telegraphierte an Gramont 14. Juli 3 Uhr 45 Minuten: „Ich habe ſoeben den König am Bahnhofe geſehen. Er beſchränkte ſich darauf, mir zu ſagen, daß er mir nichts weiter mitzuteilen habe, und daß die Unterhandlungen, die noch weiter verfolgt werden könnten, von ſeiner Regierung würden fortgeſetzt werden. Seine Majeſtät beſtätigt mir, daß Seine Abreiſe nach Berlin am Dienstag Morgen ſtattfinden werde.“ Demnach hatte der König ſich jetzt erſt entſchloſſen, ſeine Kur abzubrechen; jetzt erſt rechnete ſein treuer, gerader deutſcher Sinn mit der Möglichkeit, daß Sein Herr Bruder an der Seine der Erbe der Geſinnungen des erſten Napoleon, des vierzehnten Ludwig, Richelieus ꝛc. ſein könne.

Am 15. Juli in der Mittagſitzung verlas Ollivier ein Schriftſtück des Inhalts: Die Regierung freue ſich, daß die Kammer ihre Politik billige, daß man von ſeiten Frankreichs mit aller Mäßigung zu Werke gegangen ſei, weder Spaniens Empfindlichkeit gereizt, noch den Prinzen von Hohenzollern beläſtigt habe. Es ſeien nur mit den auswärtigen Mächten Verhandlungen angeknüpft worden, deren Reſultat die vollkommene Billigung der Anſprüche Frankreichs geweſen. Als die Verhandlungen mit dem preußiſchen Bevollmächtigten vergeblich geweſen ſeien, habe man ſich an den König ſelbſt gewandt, der zugegeben, daß er dem Prinzen von Hohenzollern die Erlaubnis zur Annahme der Krone Spaniens erteilt, dabei aber erklärt habe: wie ihm die Unterhandlungen fremd geblieben ſeien, da er ſich nur als Familienoberhaupt, nicht als Souverän damit befaßt habe. Solche Unterſcheidungen habe man franzöſiſcherſeits nicht zuläſſig befunden. Auf die Forderung, der König ſolle der inzwiſchen eingetroffenen Verzichtleiſtung des Prinzen beitreten und ſich verpflichten, jede Genehmigung zur Annahme der Krone zu verweigern, habe der König ablehnend geantwortet, indem er geſagt: Er müſſe ſich ſeine vollſtändige Freiheit wahren, um die Verhältniſſe zu Rate ziehen zu können. Obwohl dieſe Antwort eine ſehr beſtimmte geweſen, ſeien die Verhandlungen doch nicht abgebrochen worden, dagegen ſei das franzöſiſche Kabinett höchlichſt überraſcht geweſen, als plötzlich der König ſich geweigert, Herrn v. Benedetti weiter zu empfangen. Weitere Überraſchungen ſeien der dem Herrn von Werther erteilte Befehl zur Abreiſe geweſen, ſowie die zuverläſſigen Nachrichten, daß

Preußen waffne. Es wäre unter ſolchen Umſtänden ein Vergeſſen unſrer Würde, eine Unvorſichtigkeit geweſen, keine Vorbereitungen zu treffen, um den angebotenen Krieg aushalten zu können, indem Frankreich jedem den Teil der Verantwortung laſſe, der ihm zukommt. „Seit geſtern haben wir die Reſerven einberufen. Wir werden die nötigen Maßregeln treffen, um unſere Intereſſen, die Sicherheit und Ehre Frankreichs zu wahren.“ Unter betäubendem Beifallsjubel ſchloß der Miniſter ſeine mehr als ſonderbare Mitteilung. Sofort erhob ſich Thiers, der doch ſeinerzeit (1840) zum Kriege gegen Deutſchland gehetzt und den Rhein als Frankreichs Strom bezeichnet hatte: „Wiſſen Sie, daß Ihre Entſcheidung Millionen von Menſchen Heil oder Verderben bringt? In der Hauptforderung iſt Genugthuung gegeben worden. (Großer Lärm.) Sie werden mich nicht ermüden. Ich erfülle meine Pflicht, die Pflicht, unklugen Leidenſchaften zu widerſtehen. (Großer Lärm.) Iſt es wahr oder nicht, daß man unſere Forderungen bewilligte? Wollen Sie für eine Formfrage Ströme Blutes vergießen? Wir alle haben die Verantwortlichkeit für unſer Votum zu übernehmen. Man lege uns die Depeſchen vor. Ich betrachte dieſen Krieg als unklug. Mehr als irgend jemand bin ich durch die Ereigniſſe von 1866 überraſcht worden, aber der Moment der Rache kann nicht ſchlechter gewählt ſein. Sie ſind die Majorität und werden entſcheiden, aber ich weiß, es wird der Tag kommen, an dem Sie Ihre Übereilung bereuen werden. Ich ſage es Ihnen, Einer, der auf Frankreichs Größe eiferſüchtig iſt. Ich muß Ihre Beſchimpfungen dulden, aber wenn Sie nicht nachdenken wollen, ſo verſäumen Sie Ihre Pflichten als Volksvertreter. Ich verlange Mitteilung der Depeſchen. Die Kammer hat zu entſcheiden über ihr Thun.“ Als nun Jules Favre, ebenfalls gegen den Krieg, ſprach, begannen die Abgeordneten den Saal zu verlaſſen. Ergebnis: alle Forderungen der Miniſter: 500 Millionen Franks für die Armee, 16 Millionen für die Flotte, Einberufung der dritten Altersklaſſe und der Mobilgarde wurden bewilligt. Die Straßen lärmten und heulten: „An den Rhein!“ „Nach Berlin!“ Schon wurden die Deutſchen in Paris beleidigt, verhöhnt, thätlich angegriffen. Die Zeitungen überboten einander im wüſten Geſchrei und Hetzen, gemeine Karrikaturen regten die niedrigſten Inſtinkte auf.

Deutſchland war anfangs faſt ſprachlos vor Entrüſtung, als es

von den Vorgängen am 13. in Ems las und hörte. „Als aber der König im Konzert in den Koblenzer Rheinanlagen erſchien (14. Juli), fand das Publikum die würdige Sprache, indem es ſtehend mit donnerndem Jubelruf den deutſchen Mann begrüßte, deſſen liebenswürdige Haltung in ſeltſamem Gegenſatz zu der Auf- und Zudringlichkeit des Franzoſen geſtanden; den preußiſchen König feierte, in deſſen Händen das koſtbare Kleinod der preußiſchen und der deutſchen Ehre in ruhiger Sicherheit geborgen lag. Dann aber brauſte in heftigem Sturme des Zornes All-Deutſchland auf. Was langen Jahrhunderten nicht gelungen, vollbrachte jetzt eine kurze Stunde. Verſchwunden waren alle Gegenſätze der Stämme und Staaten, der Konfeſſionen, der Parteien, welche ſolange Deutſchlands Kraft gebunden hatten, verlöſcht mit einem Male die Erinnerungen von 1866 und alles Bittere, was noch von dieſen Tagen her übrig war; und wenn im Herzen jedes Preußen der Zorn aufloderte über die freche Kränkung, die dem greiſen Haupte ſeines Königs widerfahren, ſo erwachte in den Seelen aller übrigen Deutſchen der Gedanke an alle Schmach, welche dem Vaterlande von der räuberiſchen Nation gekommen war, von deren Freveln ſo viele Ruinen aus drei Jahrhunderten zeugten. Die Feindſchaft von Jahrtauſenden her verdichtete ſich zu Einer mächtigen unwiderſtehlichen Empfindung, und zwiſchen dem Haß und Grimm brach ſieghaft der Gedanke durch, daß endlich durch des Erbfeinds wahnſinnige That die Einheit Deutſchlands eine volle, ganze, unwiderrufliche Wahrheit geworden war. Die große Stunde der deutſchen Nation hatte geſchlagen. Wer jene Tage erleben durfte, der fühlte ſich in Einem Augenblicke reich entſchädigt für alles Bittere, das er in den Jahren der Schmach und des hoffnungsloſen Sehnens erlitten: man war ſich bewußt, daß man nicht eine gerechte Sache allein, ſondern die Sache Europas, die Sache des Rechtes und der Ehre, die Sache des ſittlichen Fortſchrittes in der ganzen Welt gegen ein nichtswürdiges Barbarenvolk vertrat, das die Waffen und Mittel hochentwickelter Civiliſation im Dienſte ſchlechteſter Leidenſchaften mißbrauchte. Über die aktenmäßige Darſtellung des Herganges in Ems, wie die preußiſche Regierung ſie bald veröffentlichte, trug die mythenbildende Kraft des Volksgeiſtes ſchnell den Sieg davon, und kaum waren die erſten Siege erfochten, ſo daß der Humor inmitten des ernſten Kriegsgetümmels

ſein Recht fordern konnte, da ſchilderte das Lied vom König Wilhelm, der ganz heiter zu Ems ſaß und nicht weiter an die Händel dieſer Welt dachte, die Scene, wie ſie das Volk ſich ausmalte: „Da trat in ſein Kabinette eines Morgens Benedette, den geſandt Napoleon, der fing zornig an zu kollern, weil ein Prinz von Hohenzollern ſollt' auf Spaniens Königsthron. Wilhelm ſagte: ‚Benedettig, Sie ereifern ſich unnötig, brauchen Sie man nur Verſtand! Vor mir mögen die Spaniolen ſich nach Luſt 'nen König holen mein'thalb aus dem Pfefferland!' Der Geſandte, ſo beſchieden, war noch lange nicht zufrieden, weil er's nicht begreifen kann; und er ſchwänzelt, und er tänzelt um den König und ſcharwänzelt, möcht' es gerne ſchriftlich ha'n. Da ſieht unſer Wilhelm Rexe ſich das klägliche Gewächſe mit den Königsaugen an, ſagte gar nichts weiter, ſondern wandte ſich, ſo daß bewundern jener ſeinen Rücken kann. Als Napoleon das vernommen, ließ er gleich die Stiebeln kommen, die vordem ſein Onkel trug; dieſe zog der Bonaparte grauſam an, und auch der zarte Lulu nach den ſeinen frug ꝛc." Für den Augenblick freilich war von einer ſcherzhaften Auffaſſung auch nicht von ferne die Rede; ein ſtolzer Ernſt durchzuckte das ganze deutſche Volk; man fühlte, daß jetzt der Krieg unvermeidlich ſei; und man wußte, daß es ein furchtbarer, blutiger Kampf ſein werde. Aber wie groß auch die Opfer ſein mochten, die er fordern konnte, die Nation hätte ſich ſelbſt für nichtswürdig halten müſſen, wäre ſie jetzt nicht bereit geweſen, ihr alles an ihre Ehre zu ſetzen. Und ſie that es nicht zweifelnd oder zagend, auch nicht tollkühn oder ſiegestrunken, ſondern mit männlichem Ernſt, mit heiliger Entſchloſſenheit, gefaßt auf die Möglichkeit ſchwerer Schläge, doch durchdrungen von der felſenfeſten Gewißheit endlichen Sieges. Unmöglich, ſo rief Treitſchke ſeinen Zuhörern zu, daß ein tapferes und ſittliches Volk wie das unſere im Kampf für ſein Recht und ſeine Unabhängigkeit unterliegen könne; unmöglich, ſo erſcholl es von allen Seiten, daß dieſen gewiſſenloſen Schürern des Kriegsbrandes, dieſen gewerbsmäßigen Hetzern und Unruhſtiftern, dieſem aus Meineid hervorgegangenen, in ewiger Lüge fortwuchernden Kaiſertume der Sieg beſchieden ſein könnte. Man fühlte das Wehen der göttlichen Allmacht in der Geſchichte, und erhoben, gekräftigt, veredelt durch die Ahnung, daß hier nicht Menſchenwitz, daß hier eine höhere Fügung zur Wirklichkeit werde, trat

das deutſche Volk in die ſchickſalsſchweren Tage ein. Jetzt erbrauſte wirklich ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall: Zum Rhein, zum freien deutſchen Rhein! In Nord und Süd, vom Rhein bis zur Memel, in hunderttauſendfachem Widerhall erklang das Gelübde: „Lieb' Vaterland, magſt ruhig ſein, feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein." (Bulle.)

Die Rückreiſe des Königs von Ems nach Berlin am 15. Juli war ein Triumphzug. An jeder Eiſenbahnſtation ſtanden Tauſende, die dem Vorbeifahrenden unter Thränen des Zornes und der Freude, Hüte und Tücher ſchwenkend, endlos zujubelten. Ähnliches hatte er ſchon 1813 als 17jähriger Prinz wohl erlebt, auch 1866, aber gleiches doch nie. Die Vorgänge in Paris vom gleichen Tage waren ihm nicht bekannt; deshalb ſagte er noch auf dem Bahnhof zu Kaſſel auf die Anrede einer ihn begrüßenden Deputation: „Sie ſehen mich, meine Herren, auf der Rückreiſe begriffen, um zu beraten und zu beſchließen, was dann, wenn des Vaterlandes Ehre angegriffen wird, zu thun iſt." Echt hohenzolleriſch: ſich ſelbſt erſt in zweite Linie zu ſtellen! Bis Brandenburg waren dem König entgegengefahren der Kronprinz, Bismarck, Roon und Moltke, die keine Zeit mehr verlieren wollten. Erſt hier erfuhr der König alles. Der Krieg war da, wenn auch noch ohne offizielle Kriegserklärung. Vater und Sohn ſtanden in ſchweigender Umarmung. Dann reckte ſich des Königs Geſtalt hoch empor. Er hatte ſeinen Entſchluß gefaßt. Schon nachmittags war ganz Berlin auf den Beinen. Zahlloſe Unterſchriften bedeckten die überall aufgelegte Volksadreſſe an den König: „Ew. Königlichen Majeſtät in dieſen Tagen der Gefahr, — wo Deutſchlands, Preußens Ehre von franzöſiſchem Übermut dreiſt beleidigt, wo Frieden und Sicherheit ohne jeden Anſtoß frevelnd bedroht ſind, — die unverbrüchliche Treue, die allgemeine Begeiſterung für den Kampf auszuſprechen, drängt es das Volk. Wie 1813—15 zu Ew. Königlichen Majeſtät erhabenem Vater, wird jeder Preuße mit Gut und Blut zu ſeinem glorreichen Kriegsherrn ſtehen, und Ew. Königlichen Majeſtät getreues Volk bittet nur Eines: Nicht zu ruhen, bis dieſer franzöſiſche Übermut für alle Zukunft gedemütigt und Deutſchland in ſeiner alten Größe hergeſtellt und geſichert iſt. Wir haben nur ein Wort in dieſer Zeit: Mit Gott für König und Vaterland! Hurra drauf! In Treue, in Ehrfurcht, in voller Zuverſicht —

Männer des preußischen Volkes.“ Als der König 8¾ Uhr abends in diesem Berlin eintraf, huldigte ihm alles in stolzer Freude und in namenlosem Jubel. Und in derselben Nacht unterschrieb Wilhelm den Befehl, der nötig war, um das furchtbare Räderwerk der von ihm und seinen treuen Gehülfen geschaffenen und fortwährend gebesserten preußischen Armeeorganisation in Gang zu setzen. Preußen mobilisierte. Die telegraphischen Anordnungen flogen wie Blitze über das weite Land.

Putzig und niederträchtig, wie dem gegenüber der französische Senat am 16. Juli zu Napoleon sprach*): „Sire! Der Senat dankt

*) In Frankreich wirft man noch heute die Frage auf, ob denn der Vorwurf, daß der Bonapartismus allein den Krieg verschuldet habe und daß das Land oder Volk gar keine Schuld treffe, auch wirklich begründet ist. Einer Ausführung über Darimons „Histoire d'un jour“ entnehme ich hierzu folgendes der Frankfurter Zeitung (1888 Nr. 199, 200, 203): Zur Beantwortung dieser Frage hat vor einiger Zeit General Boulanger die Anregung gegeben, indem er in dem ersten Hefte seines Geschichtswerkes „L'invasion Allemande“ behauptete, das ganze Volk habe den Krieg gewollt, und zum Beweise dafür sich auf die Berichte der Präfekten berief. Die Republikaner protestirten natürlich entschieden gegen diese Behauptung, aber die Bonapartisten kamen dem General zu Hülfe und lieferten ihm für seine Angaben das aktenmäßige Material in den Äußerungen der Presse, über welche der Bonapartist Jules Delafosse genau Buch geführt hat. Dabei war Delafosse noch so boshaft, der damaligen Opposition ihren gut gemessenen Anteil an der Provokation des Krieges aufzukreiben. „Jawohl“, schrieb er im „Matin“, „Frankreich ließ ohne Widerspruch den Krieg über sich ergehen, und ich werde gleich die Beweise dafür beibringen. Aber wie hätte es ihm auch widerstehen sollen? Vier Jahre lang ließ man seinen Stolz bluten und seinen Patriotismus wüten, stellte man seiner Erniedrigung das unerhörte Glück Preußens entgegen und übertrieb man in ihm das Gefühl seines Verfalls. Überall, von einem Ende des Landes zum andern und in allen Schichten der Gesellschaft rüttelte man mit einer Art Wahnsinnslust an dem Joche, das Deutschland angeblich auf Frankreich legte und das man die Rache für Sadowa nannte. Man erwartete den Krieg als eine Notwendigkeit, und die meisten hielten ihn für eine Befreiung. Als daher die spanische Thronfrage auftrat, stürzte sich das aufgeregte Frankreich in thörichter Wut in den Krieg, und das Kaiserreich that nichts, als daß es ihm folgte.“ Delafosse rechtfertigte dann den Kaiser gegen den Vorwurf, daß der Krieg ein rein dynastischer gewesen sei. Niemals sei der Thron fester gestanden als am Vorabend des Krieges. Für die kaiserliche Regierung lag alle Bürgschaft in der Aufrechterhaltung des Friedens, alle Gefahr im Kriege, und wenn sie nur ihr eigenes Interesse hätte fragen dürfen, so hätte sie nie den Krieg erklärt. Aber der Krieg war eben nach Delafosse unvermeidlich, teils wegen des aufgeregten Zustandes der öffentlichen Meinung, teils wegen der steigenden Machtansprüche Preußens. Die spa-

dem Kaiſer für die Erlaubnis, den Ausdruck der patriotiſchen Geſinnung, mit welcher er die ihm in der geſtrigen Sitzung gemachten Mitteilungen aufgenommen, an die Stufen des Thrones bringen zu

niſche Thronfrage ſei wie ein Funken ins Pulverfaß gefallen. Es ſei eine ſchwere Verſchuldung Cocherys geweſen, dieſe Frage durch eine Interpellation auf die Tribüne des geſetzgebenden Körpers zu bringen, und der Herzog von Gramont habe eine noch ſchwerere Schuld auf ſich geladen, als er ihm antwortete: „Denn in Wahrheit iſt aus dieſer Interpellation der Krieg hervorgegangen. Sie zog die Frage gewaltſam aus dem Bereich der diplomatiſchen Kanzleien und warf ſie ins Publikum, in die Leidenſchaft zweier rivaliſierender Nationen, die ſie nicht wieder los ließ. Aber man merkte damals nicht, daß der Herzog von Gramont unüberlegt und tollkühn handelte; man applaudierte vielmehr ſeiner Kopfloſigkeit. Er hatte den Ton gefunden, der zu dem Fieber in den Gemütern paßte; er war der Held des Tages, und in ganz Frankreich wiederholte man, daß wir endlich einen Miniſter hätten, der wie ein Mann ſpreche.“

Und nun kommen aus der Preſſe die Beweiſe für die nationale Genehmigung der Gramontſchen „Kopfloſigkeit“. Als der Miniſter des Auswärtigen die Interpellation Cocherys mit der Erklärung beantwortet hatte, daß Frankreich die Beſetzung des ſpaniſchen Thrones durch einen Hohenzollern nicht dulden werde, ſchrieb der „Univers“: Die feſte Sprache der Regierung wird einmütig gelobt und gebilligt. Unſere Miniſter ſind unſtreitig die Organe der allgemeinen Anſchauung.“ Die „Opinion nationale“: „Die Regierung hat ganz Frankreich hinter ſich. Herr von Bismarck überſchreitet alle Schranken. Wenn er Frieden behalten will, muß er nachgeben.“ Der „Gaulois“: „Wenn wir dieſe letzte Beleidigung hingenommen hätten, ſo gäbe es keine Frau mehr auf der Welt, die den Arm eines Franzoſen genommen hätte.“ Der „Figaro“: „Frankreich hat das Recht, noch mehr zu verlangen. Da Preußen es getäuſcht und mit ihm geſpielt hat, muß die franzöſiſche Regierung Bürgſchaft fordern.“ Das „Journal de Paris“: „Unſere Regierung hat Gründe, ſich empfindlich zu zeigen. Wenn der Herzog von Gramont nicht geſprochen hätte, ſo hätte man ſchließlich glauben können, daß die ganze Politik Frankreichs aus Reſignation und Abdankung beſtehe.“ Der „Correſpondant“: „Man begreift die Aufwallung gegenüber gewiſſen Beleidigungen, und wundert ſich nicht, daß die Regierung dem allgemeinen Zuge gefolgt iſt.“ Die „Liberté“: „Auf was warten wir noch? Faſſen wir einen energiſchen Entſchluß. Mit Fauſtſchlägen werden wir ſie zwingen, über den Rhein zurückzugehen und das linke Ufer zu räumen.“ Herr von Girardin war es, der ſo jetzt ſchon das Ziel der franzöſiſchen Kriegserklärung proklamierte. Als dann der Prinz von Hohenzollern auf die ſpaniſche Thronkandidatur verzichtete und die franzöſiſche Regierung mit dieſem Zugeſtändnis ſich zu begnügen ſchien, ſchrieb die „Preſſe“: „Das wäre für uns die letzte Demütigung. Wir haben nur noch die Wahl zwiſchen der Kühnheit und der Schande.“ Die „Opinion nationale“: „Dieſes Drama, das wie eine Operette endet, befriedigt niemand. Die öffentliche Meinung bleibt traurig, verwirrt, beunruhigt.“ Die „Union“: „Unſer Land fühlt, daß es jenſeits des Rheins etwas giebt, das man niederſchlagen muß. Die Genugthuung, welche uns Fürſt Anton

dürfen. Eine monarchiſche Kombination, welche dem Glanze und der Sicherheit Frankreichs ſchädlich iſt, war vom Könige von Preußen insgeheim begünſtigt worden. Allerdings hat auf unſern Ein-

gegeben hat, entſpricht weder der Größe unſerer Beſchwerden, noch der Erregung der Gemüter." Der „Univers": „Man kann nicht leugnen, daß die öffentliche Meinung faſt einſtimmig eine energiſche Aktion fordert. Ein Krieg mit Preußen wäre populär." Der „National": „Das iſt ein trauriger Friede, von dem man uns jetzt ſpricht." Die „Gazette de France": „Man glaubte an einen raſchen, energiſchen, ſühnenden Krieg. Aber Herr von Bismarck hat unſere Staatsmänner richtig beurteilt. Er weiß, was man von ihnen trotz des äußern Scheins erwarten kann." Der „Siècle": „Der Friede konnte ehrenvoll ſein. Sie werden es dahin bringen, daß er lächerlich und nichtig iſt." Als dann das Kaiſerreich den Krieg erklärte, ſchrieb die „Preſſe": „Die kriegeriſchen Entſchlüſſe kommen nicht von der Regierung, die unentſchloſſen war; ſie kommen aus dem Herzen des Landes." Der „Soir": „Das iſt der begründetſte und gerechteſte, für die nationale Sicherheit unerläßliche Krieg." Der „Monde": „Die kaiſerliche Regierung hat edelmütig dem Willen Frankreichs nachgegeben." Der „Univers": „Dieſer Krieg iſt weder das Werk einer Partei, noch ein vom Souverän verhängtes Abenteuer. Die Nation giebt ſich ihm ganz und mit vollem Herzen hin." Das „Journal des Débats": „Welches auch ſein Vorwand ſei, dieſen Krieg hat Preußen herbeigeführt durch ſein Benehmen gegen Frankreich ſeit dem Prager Frieden." Die „Révue des deux Mondes": „Preußen iſt und bleibt der Herausforderer. Es hat dieſes plötzliche und unwiderſtehliche Aufflammen Frankreichs gewiß nicht vorausgeſehen."

In dieſem Strauße ſind alle Parteien vertreten, und es ſprachen die berufenſten Wortführer der öffentlichen Meinung, wie Girardin, Edmond About, John Lemoinne u. ſ. w. Jules Dalaſoſſe folgert daraus, daß der Krieg von 1870 ein durchaus nationaler geweſen ſei, und daß das Kaiſerreich nur den Fehler beging, der öffentlichen Meinung zu widerſtehen, nicht gewußt oder nicht gewagt zu haben.

In dem Artikel des Bonapartiſten Delaſoſſe über die Rolle, welche die öffentliche Meinung beim Ausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und Deutſchland geſpielt hat, kommt der Satz vor, die Regierungen hätten nicht die Aufgabe, ſich von den Volksleidenſchaften ins Schlepptau nehmen zu laſſen; ihre Pflicht ſei es vielmehr dieſe Leidenſchaften zu lenken, ſoweit ſie können, und Gewalt zu brauchen, wenn es nicht anders gehe. Dieſe Pflicht habe das Kaiſerreich verſäumt; die öffentliche Meinung habe zum Kriege gedrängt, und die Regierung, nervös und unſicher hin und her ſchwankend, habe die Bewegung für unwiderſtehlich gehalten. Hiernach hat es den Anſchein, als habe die Regierung ſich willenlos dem Strome der öffentlichen Meinung hingegeben und habe ſich jedes eigenen, thätlichen Einſchreitens, jeder abſichtlichen Förderung des Kriegeszieles enthalten. Dieſe Auffaſſung entſpricht jedoch der hiſtoriſchen Wahrheit nicht. Vor kurzem iſt in Frankreich ein Buch erſchienen, deſſen Verfaſſer, Alfred Darimon, in der Form der „Geſchichte eines Tages" — des 12. Juli 1870 — eine pragmatiſche Darſtellung des Urſprungs der Kriegserklärung giebt,

ſpruch Prinz Leopold ſeine Annahmeerklärung zurückgenommen; Spanien, dieſe Nation, die uns kennt und das Freundſchaftsgefühl, das wir für ſie hegen, erwidert, hat auf die uns beleidigende Thron-

ſaweit die Sache bis jetzt hiſtariſch zugänglich iſt. Wir wollen uns dieſe Darſtellung etwas näher anſehen.

Die Einleitung zum 12. Juli bildete der 6. Juli. Am 3. Juli war die Nachricht von der ſpaniſchen Thrankandidatur des Prinzen Anton von Hahenzollern nach Paris gekammen und hatte eine ungeheure Aufregung verurſacht. Es war eine Unklugheit, die Angelegenheit auf die Tribüne zu bringen; ein erleuchteterer Patriotismus hätte die Folgen dieſes Schrittes aarausgeſehen. Aber die Gefahr begann erſt, als die kaiſerliche Regierung, um der Interpellatian Cocherys zuvarzukommen, einen drohenden Tan anſchlug. Statt die öffentliche Gereiztheit zu mäßigen, verſtärkte ſie dieſelbe, indem ſie ſich ihr anſchloß. Statt zu verlangen, daß der Geſetzgebende Körper ihr Zeit zu Verhandlungen laſſe, fürchtete ſie ſich var der öffentlichen Meinung, var dem Schein, friedfertig zu ſein, und vor den Rivalitäten, welche die Exiſtenz des Kabinetts bedrohten. Sie glaubte geſchickt zu handeln, indem ſie ihre Stimme erhob und das Schwert halb aus der Scheide zag. Die miniſterielle Erklärung vam 6. Juli hat ihre geheime Vorgeſchichte. Bei der Feſtſetzung ihres Wortlauts trug die Kriegspartei den Sieg davan. Der Herzog von Gramont hat dies ſpäter, in einem Briefe an Latour-Dumoulin, anerkannt. „Die erſte Faſſung", erzählte er, „war in gemeſſenem und diplomatiſchem Tone gehalten, aber ſie erſchien in Anbetracht der Umſtände zu ſchwächlich und wurde in ihrem letzten Abſchnitt in energiſchere Form gebracht, um das Berliner Kabinett aus dem Schweigen herauszutreiben, durch welches dasſelbe Zeit zu gewinnen ſuchte." Am 5. Juli, unmittelbar nach der Sitzung des Geſetzgebenden Körpers, in welcher die Interpellatian eingebracht worden war, wurde in Saint-Cloud unter dem Varſitz des Kaiſers Miniſterrat gehalten. Es wurde aber kein Beſchluß gefaßt, ebenſowenig in einer zweiten, nachmittags abgehaltenen Sitzung; man entſchied blaß, daß die Herren Ollivier und Gramant dem Rat am nächſten Margen den Entwurf einer Erklärung vorlegen ſollten. Dieſer Entwurf, der am Margen des 6. Juli den Miniſtern varlag, zeigte weder Schwäche noch Unklugheit. Es hieß darin am Schluſſe: „Wir zählen auf die Weisheit des deutſchen Valkes und die Freundſchaft Spaniens, um einen Plan zu beſeitigen, der nach nichts weniger ſtrebt, als das europäiſche Gleichgewicht zum Nachteil unſerer Intereſſen zu zerſtören." Der Kaiſer ſelbſt war es, der zwei drohende Sätze beifügte, van denen der eine Preußen ſelbſt in Mitleidenſchaft zog, während der andere von einem Appell an die Waffen ſprach. „Wir glauben nicht", hieß es wörtlich, „daß die Achtung vor den Rechten eines benachbarten Valkes uns zwingt, zu dulden, daß eine auswärtige Macht zu unſerem Nachteil das gegenwärtige Gleichgewicht der eurapäiſchen Mächte ſtöre und die Intereſſen wie die Ehre Frankreichs gefährde." Wenn es aber nätig wäre — ſo lautete der Schluß — ſa würde die kaiſerliche Regierung, ſtark durch die Unterſtützung der Kammern und der Nation, ohne Zaudern und ahne Schwachheit ihre Pflicht zu erfüllen wiſſen. Alle Miniſter fühlten den Ernſt dieſer Sätze und mehrere, die begriffen, daß damit jede friedliche Löſung ausgeſchloſſen werde,

bewerbung Verzicht geleiſtet. Allerdings, die unmittelbare Gefahr war beſeitigt, aber war nicht unſer wohlberechtigter Anſpruch noch vollſtändig vorhanden? Lag es nicht am Tage, daß eine fremde

verſuchten Oppoſition zu machen, aber keiner hatte den Mut, im Widerſtand gegen den Willen des Kaiſers zu verharren. Die Erklärung wurde angenommen, Emile Ollivier, der die Feder führte, ſetzte die Worte: „Ne varietur“ darunter und der Herzog von Gramont fuhr mit ihr unmittelbar in den Geſetzgebenden Körper. Der Krieg war in ſichtbare Nähe gerückt.

Was den Miniſtern am meiſten auffiel, war die Wandlung, die in der Haltung des Kaiſers im Laufe der Nacht eingetreten war. In den zwei Sitzungen des 5. Juli war der Kaiſer ſtill und nachdenklich, und wenn er ſprach, ließ er keinen Zweifel darüber, daß er eine friedliche Löſung wünſchte. Am folgenden Morgen war er nicht bloß anders geſinnt, ſondern er verteidigte auch ſeinen neuen Standpunkt mit einer Lebhaftigkeit und Hartnäckigkeit, der die Hofminiſter nicht widerſtehen konnten. Was war geſchehen? Der Verfaſſer behauptet, der Kaiſer habe inzwiſchen eine Unterredung mit der Kaiſerin oder wenigſtens mit einem der Ratgeber der letzteren gehabt, und unter den Beweiſen für dieſe Anſicht führt er auch ein authentiſches Wort des Fürſten Bismarck an, welcher ſagte: „Um Mitternacht war der Friede geſichert; um ein Uhr war der Krieg entſchieden. Die Kaiſerin, die unter dem Einfluß ihres Beichtvaters ſtand, war ſchuld daran.“ Thatſache iſt, daß die Kaiſerin ſehr aufgeregt war und aus ihrer kriegeriſchen Stimmung kein Hehl machte, und daß ultramontane Einflüſſe, die ſich der Kaiſerin bedienten, den Kriegsbeſchluß veranlaßten, hat Fürſt Bismarck in ſeiner Reichstagsrede vom 5. Dezember 1874 klar ausgeſprochen, und zwar auf Grund nicht bloß gefundener Aktenſtücke, ſondern auch, wie er verſicherte, anderweitiger zuverläſſiger Mitteilungen.

Die Tage nach dem 6. Juli dienten zu Erklärungen und Verhandlungen. Preußen hatte ſich zuerſt hinter die Erklärung verſchanzt, daß die Sache nur Spanien und den Prinzen von Hohenzollern anginge; als aber Spanien nicht bloß der Zurückziehung der Kandidatur zuſtimmte, ſondern auch um die Herbeiführung dieſes Zieles ſich bemühte, zeigte ſich auch der König von Preußen bereit, den Verzicht des Prinzen zu billigen, ſobald derſelbe vorläge. „Das war“, konſtatiert der franzöſiſche Verfaſſer ausdrücklich, „ein deutliches Zeichen, daß Preußen den Verzicht wünſchte und daß man ſicher darauf rechnen konnte.“ Und er konſtatiert auch, daß dieſe Haltung Preußens durch den Wunſch, den Krieg zu vermeiden, eingegeben war. Ganz anders aber ſtand es mit der kaiſerlichen Regierung. Der Herzog von Gramont betrachtete die ſpaniſche Thronkandidatur als eine Intrigue Bismarcks und wollte die Gelegenheit benützen, über dieſen, als Rache für Sadowa, wenigſtens einen diplomatiſchen Sieg davonzutragen und ſo ſein eigenes Miniſterium mit Ruhm zu bedecken. Aus dieſem Grunde durfte die Affaire nicht enden, ohne daß Preußen ſich demütigte. Das war das Motiv der neuen Forderung, welche die kaiſerliche Regierung erhob, als alles ſchon auf dem Punkte ſtand, friedlich beigelegt zu werden. Anfangs ſchien die franzöſiſche Regierung ſich mit dem Verzicht des Prinzen Leopold begnügen zu wollen; das genügte ihr aber jetzt nicht mehr. Der Herzog von

Macht zu gunsten ihres Einflusses und ihrer Herrschaft, zum Schaden unserer Ehre und unserer Interessen wieder einmal das Gleichgewicht Europas hatte stören wollen? Hatten wir nicht das Recht,

Gramont bedurfte einer Teilnahme des Königs von Preußen am Verzicht auf die Kandidatur. Von verschiedenen Seiten hatte man sich inzwischen bemüht, den Verzicht des Prinzen Leopold zu erhalten. Der Marschall Serrano hatte zu diesem Zwecke seinen Neffen, den General Lopez Dominguez, nach Berlin geschickt, Fürst Karl von Rumänien, der Bruder des Prinzen, schickte seinen Pariser Agenten Stratt nach Sigmaringen, um die Familie und ihr Oberhaupt, den Fürsten Anton, über die Gefahr der Lage aufzuklären, und der Verfasser fügt bei, es stehe außer Zweifel, daß der König von Preußen selbst die Verzichtleistung des Prinzen durch seine Ratschläge und sogar durch Befehle herbeizuführen bestrebt war. Er erreichte auch, daß Fürst Anton sich bereit erklärte, feierlich im Namen seines Sohnes auf jeden Anspruch auf den spanischen Thron zu verzichten. Die Nachricht davon gelangte am 11. Juli abends nach Paris, und der Kaiser sprach sich sehr befriedigt darüber aus. Am 12. Juli früh wußte man in Saint-Cloud, daß der offizielle Verzicht noch im Laufe des Tages eintreffen werde.

Es ist sehr schwer, den Geisteszustand Napoleons III. inmitten der Ereignisse, die ihm den Thron kosten sollten, sich genau vorzustellen. Bald folgte er seiner eigenen Vorliebe für die Ruhe des Friedens, bald stellte er seine ganze Autorität in den Dienst von Bestrebungen, die seiner Überzeugung und seinem Temperament widersprachen. Die Erklärung dieser Wandlungen liegt wohl im Gesundheitszustand des Kaisers. Er zählte erst 62 Jahre, aber ein frühzeitiges Altern, die Frucht eines unordentlichen Lebens, gesellte sich zu seiner natürlichen Unentschlossenheit und machte ihn unfähig, einen Entschluß zu fassen oder an einem gefaßten Entschlusse festzuhalten. Schon im Jahre 1866, als Österreich auf Grund früherer Zusagen seine Hülfe anrief, entschuldigte er sich damit, daß er nicht mehr zu Pferde steigen könne. Diese Abnahme seiner Kräfte hatte ihre Folgen. Die Kaiserin gewann auf ihn einen Einfluß, der in dem Maße wuchs, als er selbst immer mehr vor Erklärungen, Widerreden und Streitigkeiten sich fürchtete. Die Kaiserin selbst war von blinden Politikern umgeben, die im Hinblick auf das Ende des Kaisers sich schon eine große Rolle in der Regentschaft spielen sahen. Sie brauchten einen großen glücklichen Krieg; das Kaiserreich sollte mit einem Schlage alles Ansehen zurückerobern, das es seit dem mexikanischen Kriege, seit der Gründung des Norddeutschen Bundes und der Bildung des einigen Italiens verloren hatte. Die Kaiserin hatte nicht bloß weibliche Leidenschaften und suchte ihren Gemahl in den Entschlüssen festzuhalten, die sie ihm einmal abgerungen hatte, sondern sie konnte auch, auf Grund von Illusionen, die man sich immer noch über die Macht des Kaiserreichs machte, in der That in der Affaire eine Gelegenheit erblicken, große Fehler wieder gutzumachen und die Dynastie zu befestigen. Das waren nach dem französischen Geschichtsschreiber die Elemente, aus denen der verhängnisvolle Beschluß des 12. Juli hervorging. Sehen wir uns nun diesen Tag selbst noch etwas näher an.

Wir haben bereits gesehen, daß das Kaiserreich an dem Kriege zwischen

von dieſer Macht Bürgſchaften zu fordern, daß derartige Verſuche nicht wiederholt werden können? Dieſe Bürgſchaften ſind verweigert worden! Die Würde Frankreichs iſt mißachtet. Ew. Majeſtät zieht

---

Frankreich und Deutſchland doch nicht ſo unſchuldig war, wie die Bonapartiſten es hinſtellen. Der Hof ließ ſich nicht willenlos von der öffentlichen Meinung treiben, ſondern er hatte ſeine eigene kriegeriſche Politik, die er ohne Rückſicht auf den Stand der öffentlichen Meinung zu verwirklichen beſtrebt war. Die Geſchichte des 12. Juli 1870 beweiſt dies unwiderleglich.

Es iſt bekannt, daß Fürſt Anton von Hohenzollern am 11. Juli Namens ſeines Sohnes auf die ſpaniſche Thronkandidatur Verzicht leiſtete. Die offizielle Nachricht davon gelangte am 12. Juli gegen Mittag an den ſpaniſchen Geſandten Olozaga in Paris, der ſie ſofort ſowohl dem Kaiſer als dem Miniſterpräſidenten Emile Ollivier mitteilte. Das war der Friede, wie der Kabinettschef im erſten Augenblick der Freude mit dem Telegramm in der Hand in den Wandelgängen des Geſetzgebenden Körpers zu verkünden ſich beeilte. „Wir haben niemals“, fügte er bei, „etwas anderes gewollt als dieſen Verzicht. Der Zwiſchenfall iſt beendet.“ Und als Herr Thiers einigen Befürchtungen Ausdruck gab, erwiderte Ollivier: „Seien Sie ganz ruhig; wir halten den Frieden feſt und werden ihn uns nicht mehr entſchlüpfen laſſen.“ In demſelben Momente aber telegraphierte der Herzog von Gramont an den franzöſiſchen Botſchafter in Ems, er möge alle ſeine Geſchicklichkeit und Zähigkeit aufbieten, damit der König von Preußen an der Verzichtleiſtung des Prinzen Leopold ſich beteilige. „Die Teilnahme des Königs“, telegraphierte er, „muß von ihm ſelbſt ausgehen oder wenigſtens in deutlicher Weiſe aus Thatſachen erſichtlich ſein.“ Der Miniſter des Auswärtigen eröffnete alſo den Zwiſchenfall wieder, den der Miniſterpräſident für geſchloſſen erklärte. Darüber begann die Sitzung der Kammer und der Herzog von Gramont fand dort Unterſtützung ſeines Vorgehens. Clement Duvernois, welcher das Kabinett zu ſtürzen ſtrebte, wollte demſelben nicht die Ehre laſſen, den Verzicht des Hohenzollernſchen Prinzen erlangt zu haben; des Beiſtandes der Königspartei in der Kammer ſicher, kündete er eine Interpellation an, welche dazu beſtimmt war, den bereits gelöſten Knoten wieder zu ſchürzen. Das Kabinett wurde aufgefordert, anzugeben, „welche Garantieen es verlangt habe oder zu verlangen beabſichtige, um die Erneuerung von Verwickelungen mit Preußen zu verhüten.“ Das hieß dem Herzog von Gramont entgegenkommen und der Kriegspartei eine neue Waffe liefern. Von nun an gingen die Verhandlungen in ein Stadium über, das von dem erſten und auch von dem zweiten vollſtändig verſchieden war. Dieſes Verlangen nach Garantieen, welche Duvernois forderte, konnte die kaiſerliche Regierung ſich anzueignen nicht gut verweigern, ohne den Schein auf ſich zu laden, Furcht vor Preußen zu haben; auf der andern Seite aber konnte Preußen — das erkennt der franzöſiſche Hiſtoriker an — auf die Forderung nicht eingehen, ohne ſeine Würde zu opfern.

Der preußiſche Vertreter in Paris, Herr von Werther, war abweſend, aber er hatte die Weiſung bekommen, auf ſeinen Poſten zu eilen, und am Morgen des 12. Juli traf er in Paris ein. Nachmittags 3 Uhr hatte er eine Unterredung mit dem Herzog von Gramont, der von ihm das nämliche zu erreichen

das Schwert: Das Vaterland ist mit Ihnen, bebend vor Unwillen und Stolz. Die Übergriffe eines durch einen Tag großen Glückes überreizten Ehrgeizes mußten früher oder später erfolgen. Hastiger

---

suchte, was Herr von Benedetti in Ems vom König direkt zu verlangen beauftragt war. Der Herzog von Gramont ging sogar so weit, von einem Briefe zu sprechen, den der König an den Kaiser schreiben sollte, und den der Herzog aufsetzte. In diesem Briefe sollte der König wegen dessen, was geschehen, sich entschuldigen, sich der Verzichtleistung des hohenzollernschen Prinzen anschließen und die Hoffnung aussprechen, daß jetzt alles geordnet sei. Vergebens erklärte Herr von Werther, daß er gemessenen Befehl habe, jede Einmischung seines Souveräns nach der einen wie nach der andern Richtung abzulehnen, der Herzog von Gramont wie auch Ollivier, die während der Unterredung herbei kamen, erklärten ihm, daß das Ministerium der Stimmung in der Kammer und im Lande nicht widerstehen könne, wenn man ihm nicht eine Genugthuung von der Art der vorgeschlagenen zukommen lasse. Unmittelbar nach seiner Unterredung mit Herrn von Werther ging der Herzog von Gramont nach Saint-Cloud zum Kaiser. Um 7 Uhr nach Paris zurückgekehrt, schickte er sofort an Benedetti in Ems ein Telegramm, in welchem er ihm befahl, vom König von Preußen zu verlangen, er solle versichern, daß er die hohenzollernsche Kandidatur nicht genehmigen würde, wenn sie wieder auftauchen sollte. Indem so das Ministerium die Prätension des Herrn Duvernois zu der seinigen machte, stellte es die Alternative, daß entweder der Krieg ausbrach, oder der König von Preußen eine moralische Niederlage erlitt. Was war nun in Saint-Cloud geschehen während der zwei oder drei Stunden, da der Herzog von Gramont dort war? Herr Darimon stellt fest, daß auch der Kaiser, auf die Nachricht vom Verzicht des hohenzollernschen Prinzen, zu seinen friedlichen Absichten zurückgekehrt war und die Sache für beendet hielt. Das Dunkel, das auf diesem Teile liegt, wird noch durch den Umstand vermehrt, daß der Kaiser dem Herzog von Gramont einen Brief schrieb, in welchem er die neuen Instruktionen aufzählte, die an Benedetti zu telegraphieren wären, und in welchem er besonders auf der Forderung von Garantieen bestand. Dieser Brief aber, der am 12. Juli abends geschrieben war, gelangte an den Herzog von Gramont erst, nachdem er bereits an Benedetti in gleichem Sinne telegraphiert hatte. Der Brief war also nicht die Ursache des verhängnisvollen Telegramms an Benedetti; das Telegramm war bereits abgesandt, als der Brief des Kaisers eintraf. Was hatte dann aber der Brief zu bedeuten? Herr Darimon sieht für dieses Rätsel nur zwei Lösungen. Entweder hatte der Herzog von Gramont in Saint-Cloud auch die Kaiserin gesprochen, war auf ihre Absichten eingegangen und hatte es über sich genommen, an Benedetti die neuen Weisungen zu telegraphieren, während es die Kaiserin übernahm, nachträglich die Zustimmung des Kaisers beizubringen; in diesem Falle hatte der Brief nur den Zweck, den Herzog von Gramont für das, was er gethan, zu decken. Oder aber noch in der Unterredung, der die Kaiserin beiwohnte, war sie über die Unschlüssigkeit ihres Gatten Herrin geworden, und auf Grund seiner mündlichen Zustimmung hat Herr von Gramont, nach Paris zurückgekehrt, die neuen Weisungen an Benedetti abgehen lassen; in diesem Falle sollte der Brief mit der Autorität des Kaisers den ver-

Ungeduld widerſtehend, beſeelt von jener ſtillen Beharrlichkeit, in welcher die wahre Kraft liegt, hat der Kaiſer zu warten gewußt; aber ſeit vier Jahren hat er die Ausrüſtung unſerer Soldaten zur höchſten Vollkommenheit gebracht und die Organiſation unſerer Militärkraft zu ihrer ganzen Macht erhoben. Dank Ihrer Fürſorge ſteht Frankreich fertig da, Sire, und durch ſeine Begeiſterung beweiſt es, daß es, wie Sie, entſchloſſen war, kein vermeſſenes Unternehmen zu dulden. — Möge unſerer erhabenen Herrſcherin wieder die kaiſerliche

---

faſſungswidrigen Schritt des Miniſters decken, der zu ſo weittragenden Beſchlüſſen ſich hergab, ohne ſeine Kollegen zu befragen. Herr Darimon iſt nicht in der Lage, ſich für die eine oder die andere Löſung zu entſcheiden.

Der Reſt iſt bekannt. Der König von Preußen, welcher die verſöhnlichſten Abſichten bekundet hatte, änderte plötzlich ſeine Haltung, als er erfuhr, daß man Garantieen für die Zukunft verlange, und Herr von Bismarck, der bis jetzt in Varzin den Beobachter ſpielte, trat aus ſeiner Zurückhaltung heraus, ergriff den Vorteil, den ihm die Waghalſigkeit der franzöſiſchen Politik darbot, und in der Zuverſicht, daß die öffentliche Meinung Europas fortan auf der Seite Preußens ſtehen werde, „trug er kein Bedenken mehr, die Dinge zu verſchlimmern", wie Herr Darimon ſich ausdrückt. Der franzöſiſche Hiſtoriker beruft ſich auf das bekannte Telegramm der „Nordd. Allg. Ztg." vom 13. Juli, welches von der neuen Forderung Frankreichs Kunde gab und zugleich mitteilte, daß ſich der König geweigert habe, Herrn Benedetti zu empfangen. So habe man einen Auftrag, der nichts Beleidigendes hatte, in eine Beleidigung verwandelt; Benedetti ſelbſt habe bezeugt, daß es in Ems weder Beleidiger noch Beleidigte gegeben habe. Dieſes Telegramm ſei der Funke geweſen, der den Kriegsbrand entzündet habe. Der franzöſiſche Hiſtoriker, auf die Autorität Bismarcks oder vielmehr Moriz Buſchs geſtützt, giebt aber auch zu, daß der Kanzler ſeine Abſicht, die erſte Gelegenheit zum Kriege zu benützen, nie verheimlicht habe. „Wir wiſſen, daß er geduldig den Augenblick abwartete, wo Deutſchland ihm ſtark genug ſchien, den Sieg davonzutragen. Aus Klugheit war er 1867, in der Luxemburger Affaire, dem Konflikt ausgewichen, und mit feſter Zuverſicht auf den Erfolg war er drei Jahre ſpäter bereit, den Kampf aufzunehmen. Seiner Meinung nach wünſchten alle Parteien in Frankreich den Krieg, insbeſondere die Ultramontanen, an ihrer Spitze die Kaiſerin. Wenn er bis dahin im Vorteil war, ſo lief er Gefahr, dieſen Vorteil jetzt zu verlieren. Seine Politik beſtand bisher darin, die Entſcheidung zu verzögern; jetzt beſchleunigte er die Entſcheidung, die unvermeidlich war." Darimon citiert dann nach Buſch folgende Äußerung Bismarcks: „Es galt, im Intereſſe Deutſchlands und Europas ein Mittel zu finden, die Franzoſen zu zwingen, aus ihrer Haltung herauszugehen, bevor ſie vollſtändig kriegsgerüſtet waren, und es war die höchſte Zeit, einem Angriff ihrerſeits zuvor zu kommen, und ſo, wenn möglich, für immer die Gefahr zu bannen, mit der ihr Haß und ihr Ehrgeiz die Nachbarn bedrohte. Dieſes Mittel wurde in erſter Linie geboten durch ihre Reizbarkeit; ihre Überhebung, ihre geringe Kenntnis des Gegners und ihre Vertrauensſeligkeit thaten das übrige."

Macht übertragen werden. Die großen Staatskörper werden sie mit ehrfurchtsvoller Zuneigung, mit unbeschränkter Ergebenheit umgeben. Die Nation kennt die Erhabenheit ihres Herzens und die Festigkeit ihrer Seele, sie hat Vertrauen in ihre Weisheit und in ihre Thatkraft. Wenn die Stunde der Gefahr gekommen, ist die Stunde des Sieges nahe. Bald wird das dankbare Vaterland seinen Kindern die Ehre des Triumphes zuerkennen, bald, wenn Deutschland befreit ist von der Herrschaft, die es unterdrückt, wenn der Friede Europa zurückgegeben ist durch den Ruhm unserer Waffen, wird Ew. Majestät, welche vor zwei Monaten für Sich und für Ihre Dynastie durch den Nationalwillen eine neue Macht erhielt, sich von neuem dem großen Werke der Verbesserungen und Reformen widmen können, die — Frankreich weiß es und der Genius des Kaisers sichert es ihm zu — keine andre Verzögerung erleiden wird, als die Zeit, welche Sie gebrauchen, um zu siegen."

Kein Zweifel: der mit raffinierter Gewissenlosigkeit versuchte Überfall Preußens war gelungen, die Siegesgewißheit allgemein. Dem gegenüber hatte gar nichts zu sagen, was selbst der englische Gesandte noch am 12. Juli aus Paris nach London geschrieben: „Ich habe nur Zeit, Eurer Herrlichkeit in Kürze den Inhalt eines Gesprächs mit dem Herzog v. Gramont zu melden, von dem ich soeben zurückgekehrt bin. Der Herzog sagte mir, die Antwort des Königs von Preußen sei weder verbindlich noch zufriedenstellend. Seine Majestät habe jede Beziehung zu dem Anerbieten der spanischen Krone an den Prinzen Leopold von Hohenzollern in Abrede gestellt und es abgelehnt, dem Prinzen von der Annahme abzuraten. Andererseits habe der Vater des Prinzen Leopold im Namen seines Sohnes ausdrücklich erklärt, daß er die Annahme abgelehnt habe. In der That habe der Fürst die Kopie eines Telegramms übersendet, welches er an Marschall Prim — Madrid — erlassen habe und worin gesagt werde, daß die Kandidatur seines Sohnes gänzlich aufgegeben sei. Herr v. Gramont sagte, diese Lage der Dinge bereite der französischen Regierung große Verlegenheiten. Einerseits sei die Stimmung der Bevölkerung in Frankreich so aufgeregt, daß es zweifelhaft wäre, ob das Ministerium nicht eine Niederlage erleiden würde, wenn es, ohne eine vollständigere Genugthuung von Preußen erlangt zu haben, morgen vor die Kammer träte und erklärte, es

betrachte die Angelegenheit als erledigt. Andererſeits werde durch die Thronentſagung des Prinzen Leopold der urſprüngliche Anlaß der Differenz beſeitigt. Die noch am meiſten befriedigende Seite der Sache ſei, meinte Herr v. Gramont, daß Spanien nunmehr auf alle Fälle ganz außerhalb der Differenz ſich befinde. Der Streit, wenn es überhaupt zu einem ſolchen kommen ſollte, wäre auf Frankreich und Preußen beſchränkt. — Ich verhehlte dem Herzoge weder meine Überraſchung noch mein Bedauern darüber, daß die franzöſiſche Regierung auch nur einen Augenblick Anſtand nehmen könne, den Verzicht des Prinzen als die Erledigung der ganzen Sache anzuſehen. Ich erinnerte ihn ſehr ſcharf an die Verſicherung, die er mich früher ermächtigt hatte meiner Regierung zu geben, daß, wenn der Prinz ſeine Kandidatur zurückziehe, die Angelegenheit erledigt ſein würde. Ich hob ſo dringend, als ich es vermochte, die Gründe hervor, aus denen ein Abgehen von dieſer Zuſicherung ſeitens des Herzogs einen peinlichen und beunruhigenden Eindruck auf meine Regierung machen müßte. Insbeſondere betonte ich, daß durch den Verzicht die Stellung Frankreichs völlig verändert werde. Wenn jetzt ein Krieg entſtände, würde ganz Europa ſagen, daß dies die Schuld von Frankreich ſei; daß Frankreich ſich in den Krieg ſtürze, ohne einen wirklichen Grund dazu, — lediglich aus Hochmut und Empfindlichkeit. Aus ſeiner bisherigen Stellung habe Frankreich unter anderm auch den Vorteil gezogen, daß die Differenz auf einen Gegenſtand beſchränkt bliebe, bei dem die Gefühle Deutſchlands ſehr wenig in Frage kämen, deutſche Intereſſen aber gar nicht. Nunmehr aber dürfe Preußen mit Recht hoffen, ganz Deutſchland um ſich zu ſcharen zum Widerſtand gegen einen Angriff, für welchen keine anderen Beweggründe ſich denken ließen, als Übelwollen und Eiferſucht von ſeiten Frankreichs, und das leidenſchaftliche Verlangen, ſeinen Nachbar zu demütigen. In der That, ſagte ich, würde Frankreich die öffentliche Meinung der ganzen Welt gegen ſich, ſein Gegner aber alle die Vorteile für ſich haben, die daraus entſtehen, daß er ganz offenkundig zur Selbſtverteidigung und, um einen Angriff abzuwehren, zum Kriege gezwungen worden iſt. Wenn auch im erſten Augenblicke eine kleine Mißſtimmung hier in der Kammer und im Lande eintreten ſollte, müßte ich doch glauben, das Miniſterium werde in kürzeſter Zeit beſſer mit beiden ſtehen, wenn es ſich mit dem er-

reichten diplomatiſchen Siege begnügte und davon abſähe, das Land in einen Krieg zu ſtürzen, für welchen ſicherlich ein haltbarer Grund nicht vorhanden ſei. Als Antwort hat der Herzog nur geäußert, eine definitive Entſchließung werde morgen im Beiſein des Kaiſers gefaßt und dann ſofort den Kammern mitgeteilt werden."

Bereits am 10. Juli hatte Frankreich, das mit Sicherheit auf den ſeit 1866 in Süddeutſchland ſich vertiefenden Gegenſatz zu Preußen rechnete und die armen Deutſchen vom preußiſchen Joche befreien wollte, in München ſondiert, was Bayern im Falle eines franzöſiſchen Krieges gegen Preußen zu thun gedenke. Schon die erſte Antwort hatte in Paris nicht befriedigt. Eben an dieſem 16. Juli kam die zweite Antwort: Der hochherzige König Ludwig II. befahl treu den geſchloſſenen Verträgen die Mobiliſierung der bayeriſchen Armee. Die übrigen Regierungen folgten. Deutſchland war einig.

Nun antwortete am 17. Juli in der Form eines Rundſchreibens an die Vertreter des Norddeutſchen Bundes Bismarck auf die Vorgänge und Lügen in Frankreich: . . . „Schon ſeit einer Woche konnte es für uns keinem Zweifel mehr unterworfen ſein, daß der Kaiſer Napoleon rückſichtslos entſchloſſen ſei, uns in eine Lage zu bringen, in der uns nur die Wahl zwiſchen dem Kriege oder einer Demütigung bliebe, welche das Ehrgefühl keiner Nation ertragen kann. Hätten wir noch Zweifel hegen können, ſo hätte uns der Bericht des königl. Botſchafters über ſeine erſte Unterredung mit dem Herzog v. Gramont und Herrn Ollivier nach ſeiner Rückkehr aus Ems, in welcher erſterer den Verzicht des Erbprinzen als Nebenſache bezeichnete und beide Miniſter die Zumutung ausſprachen, Seine Majeſtät der König ſolle einen entſchuldigenden Brief an den Kaiſer Napoleon ſchreiben, deſſen Publikation die aufgeregten Gemüter in Frankreich beſchwichtigen könne. Abſchrift dieſes Berichtes füge ich bei; es bedarf keines Kommentars. Der Hohn der franzöſiſchen Regierungspreſſe antizipierte den Triumph; die Regierung aber ſcheint gefürchtet zu haben, daß ihr der Krieg dennoch entgehen könne, und beeilte ſich, durch ihre amtlichen Erklärungen vom 15. d. M. die Sache auf ein Feld zu verlegen, auf dem es keine Vermittlung mehr giebt, und uns und aller Welt zu beweiſen, daß keine Nachgiebigkeit, welche innerhalb der Grenzen nationalen Ehrgefühls bliebe, ausreichend ſein würde, um den Frieden zu erhalten. Da aber

niemand in Zweifel darüber war und sein konnte, daß wir aufrichtig den Frieden wollten und wenige Tage zuvor keinen Krieg möglich hielten; da jeder Vorwand zum Krieg fehlte und auch der letzte, künstlich und gewaltsam geschaffene Vorwand, wie er ohne unser Zuthun entstanden, so auch von selbst wieder verschwunden war; da es somit gar keinen Grund zum Kriege gab, blieb den französischen Ministern, um sich vor dem eigenen, in der Mehrheit friedlich gesinnten und der Ruhe bedürftigen Volke scheinbar zu rechtfertigen, nur übrig, durch Entstellung und Erfindung von Thatsachen, deren Unwahrheit ihnen aktenmäßig bekannt war, den beiden repräsentativen Körperschaften und durch sie dem Volke einzureden, es sei von Preußen beleidigt worden, um dadurch die Leidenschaften zu einem Ausbruch aufzustacheln, von dem sie sich selbst als fortgerissen darstellen konnten. Es ist ein trauriges Geschäft, die Reihe dieser Unwahrheiten aufzudecken: glücklicherweise haben die französischen Minister diese Aufgabe abgekürzt, indem sie durch die Weigerung, die von einem Teile der Versammlung geforderte Vorlage der Note oder Depesche zu gewähren, die Welt darauf vorbereitet haben, zu erfahren, daß dieselbe gar nicht existiere. Dies ist in der That der Fall. Es existiert keine Note oder Depesche, durch welche die preußische Regierung den Kabinetten Europas eine Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, angezeigt hätte. Es existiert nichts, als das aller Welt bekannte Zeitungstelegramm, welches den deutschen Regierungen und einigen unserer Vertreter bei außerdeutschen Regierungen nach dem Wortlaute der Zeitungen mitgeteilt worden ist, um sie über die Natur der französischen Forderungen und die Unmöglichkeit ihrer Annahme zu informieren, und welches überdies nichts Verletzendes für Frankreich enthält. Der Text desselben folgt hierbei.*)

*) Das betreffende Telegramm lautete: „Ems, 14. Juli. Nachdem die Nachricht von der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern der französischen Regierung amtlich mitgeteilt worden, stellte der französische Botschafter in Ems an den König Wilhelm die Forderung, ihn zu ermächtigen, daß er nach Paris telegraphiere: der König verpflichte sich für alle Zukunft, niemals zuzustimmen, wenn die Hohenzollern auf diese Kandidatur zurückkämen. Der König lehnte jedoch ab, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und ließ demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen: Seine Majestät habe dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen."

Weitere Mitteilungen haben wir über den Incidenzfall an keine Regierung gerichtet. Was aber die Thatsache der Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, betrifft, so bin ich, um diese Behauptung in ihr rechtes Licht zu stellen, von Seiner Majestät ermächtigt worden, Euerer .... mit dem Ersuchen der Mitteilung an die Regierung, bei der Sie beglaubigt zu sein die Ehre haben, die beiden anliegenden Aktenstücke zu übersenden, von denen das erste eine auf Befehl und unter unmittelbarer Approbation Seiner Majestät des Königs redigierte, buchstäblich getreue Darstellung der Vorgänge in Ems, das zweite den amtlichen Bericht des Flügeladjutanten Seiner Majestät vom Dienst über die Ausführung des ihm gewordenen Auftrages enthält. Es wäre unnötig, darauf hinzuweisen, daß die Festigkeit der Zurückweisung französischer Anmaßung in der Sache zugleich in der Form mit aller rücksichtsvollen Freundlichkeit umgeben gewesen ist, welche eben so sehr den persönlichen Gewohnheiten Seiner Majestät des Königs, wie den Grundsätzen internationaler Höflichkeit gegen die Vertreter fremder Souveräne und Nationen entspricht. In Bezug endlich auf die Abreise unseres Botschafters bemerke ich nur, wie es dem französischen Kabinett amtlich bekannt war, daß diese keine Abberufung, sondern ein vom Botschafter aus persönlichen Rücksichten erbetener Urlaub war, bei welchem der letztere die Geschäfte dem ersten Botschaftsrat übergab, der schon öfter vertreten, und, wie dies üblich, anzeigte. Auch die Angabe ist unwahr, daß Seine Majestät der König mir, dem unterzeichneten Bundeskanzler, von der Kandidatur des Prinzen Leopold Mitteilung gemacht habe. Ich habe gelegentlich durch eine bei den Verhandlungen beteiligte Privatperson vertrauliche Kenntnis von dem spanischen Anerbieten erhalten. Wenn hiernach alle von den französischen Ministern angeführten Gründe für die Unvermeidlichkeit des Krieges in nichts zerfallen und absolut aus der Luft gegriffen erscheinen, so bleibt uns leider nur die traurige Notwendigkeit: die wahren Motive in den schlechten und seit einem halben Jahrhundert von den Völkern und Regierungen der civilisierten Welt gebrandmarkten Traditionen Ludwigs XIV. und des ersten Kaiserreichs zu suchen, welche eine Partei in Frankreich noch immer auf ihre Fahne schreibt, und denen Napoleon III., wie wir glaubten, glücklich widerstanden hätte. Als bewegende Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung können wir leider

nur die ſchlechteſten Inſtinkte des Haſſes und der Eiferſucht auf die Selbſtändigkeit und Wohlfahrt Deutſchlands erkennen, neben dem Beſtreben: die Freiheit im eigenen Lande durch Verwicklung desſelben in auswärtige Kriege niederzuhalten. Schmerzlich iſt es zu denken, daß durch einen ſo rieſenhaften Kampf, wie ihn die nationale Erbitterung und die Größe und Macht der beiden Länder in Ausſicht ſtellt, die friedliche Entwicklung der Civiliſation und des nationalen Wohlſtandes, die in ſteigender Blüte begriffen war, auf viele Jahre gehemmt und zurückgedrängt wird. Aber wir müſſen vor Gott und Menſchen die Verantwortung dafür denen überlaſſen, welche durch ihr frevelhaftes Beginnen uns zwingen, um der nationalen Ehre und der Freiheit Deutſchlands willen den Kampf aufzunehmen; und bei einer ſo gerechten Sache dürfen wir vertrauensvoll auf den Beiſtand Gottes hoffen, wie wir ſchon jetzt des Beiſtandes der geſamten deutſchen Nation durch die ſich immer wieder ſteigernden Zeichen der freudigen Opferwilligkeit ſicher ſind, und auch die Zuverſicht hegen dürfen, daß Frankreich für einen ſo mutwillig und ſo rechtlos heraufbeſchworenen Krieg keinen Bundesgenoſſen finden werde."

Der 18. Juli brachte des Königs Befehl zur Bildung von drei Armeen und ſeine Anſprache beim Empfang der ſtädtiſchen Behörden von Berlin: „Es iſt Mir, meine Herren, außerordentlich wohlthuend, Sie in dieſem ernſten Augenblicke hier verſammelt zu ſehen. Die Adreſſe, welche Sie im Namen Meiner Reſidenz Mir überreicht haben, giebt den großen Empfindungen, die Uns bewegen, in ergreifender Weiſe Ausdruck. Sie hat Mich durch ihre Wahrheit tief gerührt. Sie haben recht. Ich habe dieſen Krieg nicht zu verantworten. Gott weiß es, Ich trage keine Schuld. Eine Herausforderung war an mich gerichtet. Ich mußte ſie zurückweiſen. Die Antwort zündete. — Der Empfang, der Mir überall in den Städten und Landen, durch die Ich gekommen, bereitet wurde, die Zuſtimmung, die Ich von allen Seiten aus Deutſchland, ſelbſt von Deutſchen jenſeit des Meeres empfangen habe, die Begrüßung, welche Mir am Freitag Abend hier zu teil wurde, haben Mich erhoben und mit Zuverſicht erfüllt. — Es werden ſchwere Opfer von Meinem Volke gefordert werden. Wir wollen es uns nicht verhehlen, wir ſind durch den unter Gottes Beiſtand erlangten raſchen Sieg in zwei glücklichen Kriegen verwöhnt. So leichten Kaufes werden wir dieſes

Mal nicht davonkommen. Aber Ich weiß, was Ich von Meiner Armee, was Ich von denen, die zu den Fahnen eilen, erwarten darf. Das Instrument ist scharf und schneidig. Der Erfolg, mit dem es geführt werden wird, steht bei Gott. Ich weiß auch, was Ich von denen erwarten darf, die — wie Sie es in Ihrer Adresse so schön betonen — berufen sein werden, die Wunden, die geschlagen, die Leiden und Schmerzen, die der Krieg bereitet, zu stillen und zu lindern. — Noch einmal, meine Herren, was Sie Mir im Namen Meiner Residenz aussprechen, hat mir innig wohlgethan. Ich danke Ihnen herzlich dafür und Ich bitte Sie zugleich, der Bürgerschaft Meinen aufrichtigen Dank auszusprechen für den überraschenden Empfang, den sie Mir bei Meiner Rückkehr bereiteten und von dem Ich keine Ahnung hatte."

Bereits wimmelte es auf allen Bahnhöfen von einberufenen Soldaten, als auch die telegraphisch gerufenen Abgeordneten aus allen Ecken und Enden nach Berlin eilten. Schon am 19. Juli konnte der König diese außerordentliche Reichstags-Session mit folgender Thronrede eröffnen: „Geehrte Herren vom Reichstage des Norddeutschen Bundes! Als Ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreten an dieser Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hieß, durfte Ich es mit freudigem Danke bezeugen, daß Meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Civilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, der Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe. Wenn nichtsdestoweniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Session zu berufen, so wird in Ihnen wie in Uns die Überzeugung lebendig sein, daß der Norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war, und daß, wenn Wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze unserer Unabhängigkeit aufrufen, Wir nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen. Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen und die für den Norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürg-

ſchaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaiſers der Franzoſen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatiſchen Verkehre ſeit langer Zeit unbekannten Weiſe den Kriegsfall zu ſtellen und denſelben, auch nach Beſeitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringſchätzung des Anrechts der Völker auf die Segnungen des Friedens feſtzuhalten, von welcher die Geſchichte früherer Beherrſcher Frankreichs analoge Beiſpiele bietet. Hat Deutſchland derartige Vergewaltigungen ſeines Rechts und ſeiner Ehre in früheren Jahrhunderten ſchweigend ertragen, ſo ertrug es ſie nur, weil es in ſeiner Zerriſſenheit nicht wußte, wie ſtark es war. Heute, wo das Band geiſtiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begonnen, die deuſchen Stämme je länger, deſto inniger verbindet; heute, wo Deutſchlands Rüſtung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutſchland in ſich ſelbſt den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter franzöſiſcher Gewaltthat. Es iſt keine Überhebung, welche Mir dieſe Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich ſelbſt, Wir handeln in dem vollen Bewußtſein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermeſſen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menſchen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. Das deutſche, wie das franzöſiſche Volk, beide die Segnungen chriſtlicher Geſittung und ſteigenden Wohlſtandes gleichmäßig genießend und begehrend, ſind zu einem heilſameren Wettkampfe berufen als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verſtanden, das wohlberechtigte aber reizbare Selbſtgefühl unſeres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für perſönliche Intereſſen und Leidenſchaften auszubeuten. — Je mehr die verbündeten Regierungen ſich bewußt ſind, alles, was Ehre und Würde geſtatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man Uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um ſo größerer Zuverſicht wenden wir Uns, geſtützt auf den einmütigen Willen der deutſchen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutſchen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung ſeiner Ehre und ſeiner

Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele Unserer Väter für Unsere Freiheit und für Unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war."

Keine Feder vermag zu schildern, was in den Herzen jener vorging, die das unschätzbare Glück genossen, solche echt deutsche Worte aus solchem Munde zu vernehmen; welch brausende Hochrufe den herrlichen Saal erfüllten und sich von dort zu den Hunderttausenden fortpflanzten, welche auf den Straßen der preußischen Hauptstadt in von Minute zu Minute wachsender Begeisterung auf und nieder wogten; was an allen Orten und Enden, soweit die deutsche Zunge klang, vorging, als der rastlose Telegraph und die geschäftigen Zeitungen diese königlichen Sätze in Paläste und Hütten trugen!

Schon nachmittags 2 Uhr fand die erste Reichstagssitzung statt. Bismarck erhob sich und sprach: „Ich teile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat. (Anhaltender Beifall und Bravo der Versammlung und von der Tribüne.) Nach den Worten, die Seine Majestät soeben an den Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mitteilung dieser Thatsache nichts weiter hinzu." (Lebhaftes Bravo!) Es war die erste amtliche Mitteilung, welche die preußische Regierung von der französischen in der ganzen Angelegenheit erhalten: ein klägliches Aktenstück, so viel Lügen als Worte. Drei Sitzungen genügten, um alles zu bewilligen, was die Regierung zur Kriegführung und für die Dauer des Krieges als notwendig bezeichnete.

An demselben 19. Juli, dem Todestage seiner Mutter Luise, befahl der König: „Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege, will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das Eiserne Kreuz soll, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde, oder daheim, in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbständigkeit des theuren Vaterlandes, erworben wird. Das Staats-Ministerium hat Mir den Ent-

wurf einer Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes unverzüglich vorzulegen."

Am 20. Juli antwortete der Reichstag auf die Thronrede: „Die erhabenen Worte, welche Ew. Majestät namens der verbündeten Regierungen an uns richteten, finden im deutschen Volke mächtigen Widerhall. Ein Gedanke, ein Wille bewegt in diesem ernsten Augenblicke die deutschen Herzen. Mit freudigem Stolze erfüllt die Nation der sittliche Ernst und die hohe Würde, womit Ew. Majestät die unerhörte Zumutung des Feindes zurückgewiesen, der uns zu demütigen gedachte, jetzt aber unter schlecht ersonnenen Vorwänden das Vaterland mit Krieg überzieht. Das deutsche Volk hat keinen anderen Wunsch, als in Frieden und Freundschaft zu leben mit allen Nationen, welche seine Ehre und Unabhängigkeit achten. Wie in der ruhmreichen Zeit der Befreiungskriege, zwingt uns heute wieder ein Napoleon, in den heiligen Kampf für unser Recht, unsere Freiheit; wie damals so werden auch heute alle auf die Schlechtigkeit und Untreue der Menschen gestellten Berechnungen an unserer sittlichen Kraft und unserem entschlossenen Willen zu Schanden werden. Der durch Mißgunst und Ehrsucht irregeleitete Teil des Franzosenvolkes wird zu spät die böse Saat erkennen, welche für alle Völker aus blutigem Kampf hervorwächst; dem besonnenen Teile dieses Volkes ist es nicht gelungen, ein gegen die Wohlfahrt Frankreichs und das brüderliche Zusammenleben der Völker gerichtetes Verbrechen zu verhüten. Das deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer, gewaltiger Kampf bevorsteht. Wir vertrauen der Tapferkeit und Vaterlandsliebe unserer bewaffneten Brüder und dem unerschütterlichen Entschlusse unseres einigen Volkes, alle Güter dieser Erde daran zu setzen, um nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer des deutschen Mannes Nacken beugt; vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Helden-Königs und deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden, den großen Kampf, welchen der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen; vertrauen Gott, dessen Gericht blutigen Frevel straft. Von den Ufern des Meeres bis zum Fuße der Alpen erhob sich unser Volk auf den Aufruf seiner einmütig zusammenstehenden Fürsten. Kein Opfer ist ihm zu schwer. Die öffentliche Stimme der civilisierten Welt anerkennt die Gerechtigkeit unserer

Sache. Befreundete Nationen ſehen in unſerm Siege die Befreiung von dem auf ihnen laſtenden Drucke bonapartiſcher Herrſchſucht und die Sühne auch an ihnen verübten Unrechts. Das deutſche Volk aber wird endlich auf der behaupteten Wahlſtatt den von allen Völkern geachteten Boden friedlicher, freier Einigung finden. Ew. Majeſtät und die mit Ihnen verbündeten deutſchen Regierungen ſehen uns wie unſere Brüder im Süden bereit. Es gilt unſere Ehre und unſere Freiheit. Es gilt die Ruhe Europas und die Wohlfahrt ſeiner Völker."

Und wieder, wie vor 57 Jahren, ließ Gott auch in dieſen Tagen Deutſchlands Dichter ſingen und ſagen, was die Deutſchen fühlten. Es war, als ob jetzt erſt Theodor Körners ſchaurig-ſchöner „Aufruf" zur rechten Geltung komme; als ob erſt für dieſes Jahr das 30 Jahre früher entſtandene Gedicht Arndts ganz und gar paſſe: „Und brauſet der Sturmwind des Krieges heran, und wollen die Welſchen ihn haben, ſo ſammle mein Deutſchland dich ſtark wie ein Mann und bringe die blutigen Gaben, und bringe das Schrecken und trage das Grauen von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen, und klinge die Loſung: Zum Rhein! über'n Rhein! All-Deutſchland in Frankreich hinein! Sie wollen's: ſo reiße denn, deutſche Geduld, reiß' durch von dem Belt bis zum Rheine! Wir fordern die lange geſtundete Schuld, — auf! Welſche, und rühret die Beine! Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen, wir klingen die Loſung: Zum Rhein! über'n Rhein! All-Deutſchland in Frankreich hinein! Mein einiges Deutſchland, mein kühnes, heran! Wir wollen ein Liedchen euch ſingen von dem, was die ſchleichende Liſt euch gewann, von Straßburg und Metz und Lothringen: zurück ſollt ihr zahlen, heraus ſollt ihr geben! So ſtehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben! So klinge die Loſung: Zum Rhein! über'n Rhein! All-Deutſchland in Frankreich hinein! Mein einiges Deutſchland, mein freies, heran! Sie wollen, ſie ſollen es haben. Auf! ſammle und rüſte dich ſtark wie Ein Mann und bringe die blutigen Gaben! Du, das ſie nun nimmer mit Liſten zerſplittern, erbrauſe wie Windsbraut aus ſchwarzen Gewittern! So klinge die Loſung: Zum Rhein! über'n Rhein! All-Deutſchland in Frankreich hinein!" Von Mund zu Mund flog Geibels herrliches Kriegslied: „Empor, mein Volk! Das Schwert

zur Hand, und brich hervor in Haufen! Vom heil'gen Zorn ums Vaterland mit Feuer laß dich taufen! Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott, das Maß iſt voll; zur Schlacht mit Gott! Vorwärts! Dein Haus in Frieden auszubau'n, ſtand all dein Sinn und Wollen; da bricht den Hader er vom Zaun, von Gift und Neid geſchwollen. Komm über ihn und ſeine Brut das frevelhaft vergoſſ'ne Blut! Vorwärts! Wir träumen nicht von raſchem Sieg, von leichten Ruhmeszügen: ein Weltgericht iſt dieſer Krieg und ſtark der Geiſt der Lügen. Doch der einſt unſrer Väter Burg, getroſt, er führt auch uns hindurch. Vorwärts! Schon läßt er klar bei Tag und Nacht uns ſeine Zeichen ſchauen; die Flammen hat er angefacht in allen deutſchen Gauen; von Stamm zu Stamme lodert's fort, kein Mainſtrom mehr, kein Süd und Nord! Vorwärts! Voran denn, kühner Preußenaar, voran durch Schlacht und Grauſen wie Sturmwind ſchwellt dein Flügelpaar vom Himmel her ein Brauſen; das iſt des alten Blüchers Geiſt, der dir die rechte Straße weiſt. Vorwärts! Flieg, Adler, flieg! Wir ſtürmen nach, ein einig Volk in Waffen, wir ſtürmen nach, ob tauſendfach des Todes Pforten klaffen. Und fallen wir: flieg, Adler, flieg! Aus unſrem Blute wächſt der Sieg. Vorwärts!"

Friedrich Bodenſtedt aber ſang: „Franzoſen, Franzoſen, den Tag habt in Acht, wo die Krieger aus Deutſchland heranziehn zur Schlacht! Sie ſtürmen heran, ein gewaltiges Heer, den Haß in der Bruſt, in der Hand das Gewehr. Sie gedenken der Tage vergangener Schmach, die ihr uns gebracht, und ſie tragen's euch nach! Ihr habt uns in Zwietracht zerſplittert gemeint, doch im Kampf gegen euch ſtehn wir alle vereint. Eine Schlacht wird geſchlagen am heiligen Rhein, die ſoll ein germaniſches Fehmgericht ſein! Eine Schlacht, wie der Kaiſer noch keine geſehn, da ſoll der Franzoſe den Deutſchen verſtehn! Es kamen die Krieger und ſprachen zu mir: ‚Auf, ſing' uns ein Schlachtlied, wir danken es dir, du haſt uns geſungen von Liebe und Luſt, jetzt aber füllt grimmiger Haß unſre Bruſt. Es kamen die Krieger und ſprachen zu mir: ‚Auf, ſing' uns ein Schlachtlied, wir danken es dir! Uns fehlt's nicht zum Kampfe an Feuer und Mut, doch beim Liede marſchiert ſich's noch einmal ſo gut.' Wohlauf denn, ihr Brüder aus Bayern und der Pfalz, nun ſchafft die Franzoſen euch gründlich vom Hals! Wohlauf, Kameraden aus Schwaben und der Mark, zerſchlagt uns den

ganzen französischen Quark! Der Pommer, der Sachse, der Katte, der Frank, jetzt mach' es ein jeder dem andern zu Dank: für Deutschland Ehren und Siege gehäuft, und alle „Gloire" im Rheine ersäuft. Den alten Verschwörer vom Throne gestürzt, mit dem Schwert nach Paris die Pfade gekürzt, es führt euch ein Heldenkönig zum Rhein, nnd der Sieg wird mit euren Fahnen sein!"

Und Oscar v. Redwitz antwortete aus München: „An Napoleon". „Du hast's gewagt; der Frieden ist gebrochen! — mit frecher Lüge, die zum Himmel schreit, hast, Frevler, du zu deinem Volk gesprochen, und es, durch Stolz bethört, mit uns entzweit. Weil wir einmal begonnen, zu erstarken, solang schon webend unsrer Macht Gespinst, dieweil dir selbst in deines Reiches Marken des Aufruhrs grimmer Geist entgegengrinst, — deswegen warfst du von dem morschen Throne den Feuerbrand in unsres Friedens Zelt! Deswegen, deines Volkes Ehr' zum Hohne, wardst du zum Lügner vor der ganzen Welt! Und, o der Schmach! — statt daß es dich verachtet, so jauchzt dein Volk noch deiner Lüge zu. Des Neides Wahn hat seinen Geist umnachtet, es sank so tief, wie längst zuvor schon du! Nun wiß! Das Eine wirst du wohl erreichen: es wird ein Schlachtfeld werden riesengroß! Vor nie geschauter Unzahl blut'ger Leichen wird heimlich schaudern selbst der Erde Schoß. Es wird ein Seufzen sein und Wehe-klagen aus all der Sterbenden und Witwen Mund, so tausendfach, wie nie seit alten Tagen auf einmal noch vernahm des Himmels Rund. Wo Fleiß und Tüchtigkeit nur Segen schufen, da wird das Elend berghoch aufgetürmt, kommt plötzlich mit entmenschten Racherufen des Krieges Furie dahergestürmt, in Jahren wird der Nachweh'n herber Becher für unser Volk, wie dein's, geleert nicht sein. O du gewissenloser Friedensbrecher, ja, die Berechnung sie trifft sicher ein! Doch auch das andre wiß, du falscher Spieler, worin du gründlich dich verrechnet hast! Du glaubtest Wunder, als welch guter Zieler du unsrer Schwäche Punkt ins Aug' gefaßt! Schwarzweiß nur wähntest du der Scheibe Farbe, doch sieh nun, wie sie schwarzrotgolden ist! Blitzschnell verbannt ward jede Hasses-Garbe, jüngst eingeheimst in unglückse'gem Zwist. Was allen Reden, Festen nicht gelungen, was wir umsonst ersehnt ohn' Unterlaß, des Vaterlandes Notstand hat's erzwungen, zu Brüdern eint uns gegen dich der Haß. Dahin sind alle Stammesunterschiede, s'ist jeder nur des

einen Volkes Sohn; und jeder ſingt in gleichem Racheliede: ‚Fluch und Verderben dir, Napoleon!‘ Du trauteſt wohl dem Unheilsruf der Eulen, die brüteten in des Verrates Nacht. Doch ſieh, zu himmelhohen Feuerſäulen iſt allwärts deutſcher Treue Glut entfacht! Ein jeder greift mit zorn'ger Fauſt zur Wehre, und wer's nicht kann, der hilft daheim im Land. Selbſt Öſterreich ſtehet feſt zu deutſcher Ehre, und drückt zum Siegeswunſch uns treu die Hand. Ja, wiß! Der Heldengeiſt der Freiheitskriege, er brauſt durchs Volk mit auferſtandner Macht. Wenn jetzt ein Arndt und Körner niederſtiege, ſie glaubten, ihre Zeit ſei neu erwacht. Wie über deinen Ohm und Namensvetter, wird Fluch um Fluch auch über dich ergeh'n, und wie bei Leipzig einſt ein Schlachtenwetter, das dich vernichtet, das iſt unſer Fleh'n! So zieht geeint das deutſche Volk in Waffen voll Todesernſt zum heil'gen Krieg heran. Ob wir des Sieges Lorbeer einſt erraffen, ob du einſt triumphierſt auf blut'gem Plan, — wer will ſchon jetzt die Prophezeiung wagen? Drum werd' kein Hohn, kein Prahlen bei uns laut; wir wiſſen's, welchen Rieſenkampf wir ſchlagen, wie nie zuvor die Erde noch geſchaut. Das aber wiß auch du, daß wir geſchworen: es wird ein Kampf auf Leben und auf Tod! Und ging' uns auch die erſte Schlacht verloren, nun wohl, zur zweiten dann! — Was hat's für Not? Dir ſoll vor unſrem zähen Leben grauen! — Doch du? — Fällt nicht in Trümmer gleich dein Thron, wenn dich dein Volk einmal beſiegt wird ſchauen? ‚Fluch und Verderben dir, Napoleon!‘“

Aber wie ein Prophet weisſagte im Jubel und grimmem Zorn Freiligrath, daß alle Welt aufhorchte und ſo weit die deutſche Zunge klang mit- und hingeriſſen wurde: „Hurra, du ſtolzes ſchönes Weib, hurra, Germania! Wie kühn mit vorgebeugtem Leib am Rheine ſtehſt du da! Im vollen Brand der Juliglut, wie ziehſt du riſch dein Schwert! Wie trittſt du zornig frohgemut zum Schutz vor deinen Herd! Hurra, hurra, hurra, hurra, hurra Germania! Du dachteſt nicht an Kampf und Streit: in Fried' und Freud' und Ruh' auf deinen Feldern, weit und breit, die Ernte ſchnitteſt du. Bei Sichelklang im Ährenkranz die Garben fuhrſt du ein: da plötzlich, horch, ein andrer Tanz! das Kriegshorn über'm Rhein! Da warfſt die Sichel du ins Korn, den Ährenkranz dazu; da fuhrſt du auf in

hellem Zorn, tief atmend auf im Nu; ſchlugſt jauchzend in die Hände dann: willſt du's, ſo mag es ſein! Auf, meine Kinder, alle Mann! Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein! Da rauſcht das Haff, da rauſcht der Belt, da rauſcht das deutſche Meer; da rückt die Oder dreiſt ins Feld, die Elbe greift zur Wehr. Neckar und Weſer ſtürmen an, ſogar die Flut des Mains! Vergeſſen iſt der alte Span: das deutſche Volk iſt eins! Schwaben und Preußen Hand in Hand, der Nord, der Süd ein Heer! Was iſt des Deutſchen Vaterland — wir fragen's heut nicht mehr! Ein Geiſt, Ein Arm, Ein einz'ger Leib, Ein Wille ſind wir heut! Hurra, Germania, ſtolzes Weib! Hurra, du große Zeit! Mag kommen nun, was kommen mag: feſt ſteht Germania! Dies iſt All-Deutſchlands Ehrentag: nun weh' dir, Gallia! Weh', daß ein Räuber dir das Schwert frech in die Hand gedrückt! Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd das deutſche Schwert gezückt! Für Heim und Herd, für Weib und Kind, für jedes teure Gut, dem wir beſtellt zu Hütern ſind vor fremdem Frevelmut, für deutſches Recht, für deutſches Wort, für deutſche Sitt' und Art, — für jeden heil'gen deutſchen Hort, hurra! zur Kriegesfahrt! Auf Deutſchland, auf, und Gott mit dir! Ins Feld! der Würfel klirrt! Wohl ſchnürt's die Bruſt uns, denken wir des Bluts, das fließen wird! Dennoch das Auge kühn empor! Denn ſiegen wirſt du ja: Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor! Hurra Germania!" So am 25. Juli; und noch packender, hinreißender am 3. Auguſt: „Wie der Wolf, der Aſſyrer, in klirrender Pracht einbrach in die Hürden Judäas bei Nacht; wie der Perſer, der Ketten anlegte dem Meer; über Hellas ergoß ſein barbariſches Heer; wie der Hunne, ein Pfeil den die Steppe verſchoß, auf die Abendwelt niederfuhr, zahllos zu Roß; wie die Flotte, die unüberwindlich er hieß, wider England der Spanier brüſten ſich ließ; wie der Korſe, der Ohm, in unendlichen Reih'n ſeine Tauſende führte nach Rußland hinein; wie er auf Leichen aufſchlug ſein blutig Gezelt, und vermeſſen ſich wähnte den Herrſcher der Welt: — ſo bekriegt jetzt der Korſe, der Neffe des Ohms, ſo bekriegt er die Ufer des deutſcheſten Stroms; es ſchüttern die Kolben, es raſſelt der Stahl — ſeinem Troß gern kredenzt' er des Rheinlands Pokal! dem Turko! dem Spahi! der ſtützt ihm das Reich: wie er ſelber, Hyäne und Schakal zugleich! Der bellt auf Geheiß, o verworfenes Spiel, deinen heiligen Hymnus, o Rouget de Lisle! Von der Saar

und der Moſel zum Odenwald ſchallt's; da erbleicht, da erzittert die Jungfrau der Pfalz; am Buſen der Mutter verbirgt ſein Geſicht der Säugling — ihr Lieben, o fürchtet euch nicht! Euch zu ſchützen

Nach Frankreich hinein! (1870.)

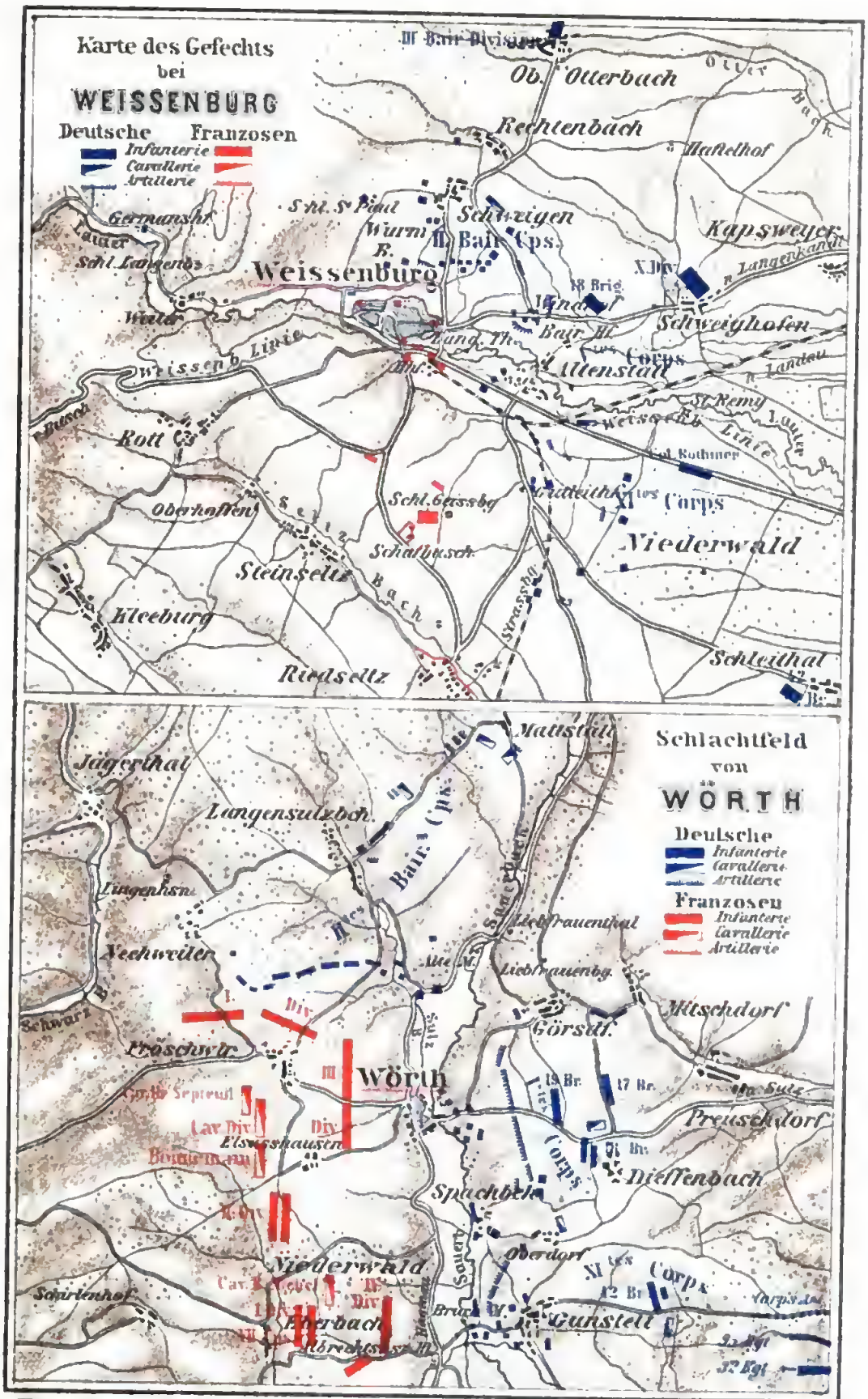
rückt Deutſchland, das ganze, heran; ſeine tauſendmal Tauſend ſtehn da wie ein Mann; ſtürmen an, drängen vorwärts, ein wuchtiger Keil, zum Verderben dem Zwingherrn, den Völkern zum Heil! — So nun wird es geſchehn! Den Aſſyrer zerbrach, den Perſer, den Hunnen ein einziger Tag; ihre Macht, ihre Pracht, ſie verging wie ein Rauch — die Armada zerblies des Allmächtigen Hauch! Und ihn, der ſich wähnte den Herrſcher der Welt, hat das Feuer im Bund mit der Kälte gefällt! Nur Geduld! noch ein Tag — und ein rächender Blitz flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz!"

Der nächſte Tag ſah den erſten Sieg auf damals franzöſiſchem Boden: den bei Weißenburg am 4. Auguſt.

Zweiter Akt.

Weißenburg. Wörth. Spichern.

Am Abend des 15. Juli war niemand im Zweifel darüber, daß Frankreich zu einem Überfall entſchloſſen und bereit ſei. Man erwartete den ſofortigen Einbruch der Franzoſen in die Rheinlande, die nahezu wehrlos vor den großen Ausfallthoren Straßburg und Metz lagen. Bange Furcht vor den nächſten Tagen erfüllte die zunächſt bedrohten Gegenden. Hatten doch die franzöſiſchen Blätter, denen die deutſchen alles ſchleunigſt nachdruckten, ſeit Jahren keine Woche vorübergehen laſſen, prahlend auf die furchtbare Reorganiſation der franzöſiſchen Armee durch Niel in allen Einzelheiten hinzuweiſen, jener Armee, welche in veralteter Organiſation Rußland und Öſterreich ſo geſchlagen und gedemütigt hatte. Wer es wiſſen wollte, konnte es hundertmal hören, daß dieſe unvergleichliche, unwiderſtehliche Armee ſchon im Frieden 362 Bataillone Infanterie zählte, jedes Regiment 1800, im Kriege dagegen 3000 Mann ſtark; in die glänzenden Garderegimenter durften nur die beſten aus der Linie, wo ſie mindeſtens 1 Jahr muſterhaft gedient hatten, eingereiht werden. Das Korps der verhätſchelten Zuaven beſtand nur aus Freiwilligen, die meiſt ſchon gedient hatten und auf beſonderen Wunſch hier eingereiht wurden, um in einer beſonders bunten orientaliſchen Uniform auf den Pariſer Boulevards und im Garniſonsdienſt in Algerien zu prunken. Die Turkos waren wilde Afrikaner, angeworben und kommandiert von franzöſiſchen Offizieren, verrufen durch unmenſchliche, tieriſche Grauſamkeit gegen Wehrloſe und Verwundete. Und in den Händen einer ſolchen Infanterie das Chaſſepotgewehr mit einer Tragkraft bis auf 1400 ja 1600 Schritte, während das preußiſche Zündnadelgewehr bekanntlich nur 900—1000 Schritte weit ſchoß, ſo daß die Preußen in etwaigem Sturmangriff



Verlag v. Eugen Crusius in Kaiserslautern u. Leipzig.

Lith. Anst. v. Herm. Keil Gotha

Maafsstab 1:130000

Digitized by Google

mindeſtens eine Zone von 500 Schritt ungedeckt unter dem fürchterlichſten Kugelregen durcheilen mußten, ehe ſie überhaupt beginnen konnten von ihrem Gewehr Gebrauch zu machen. Für die Verbeſſerung der Kavallerie hatte Napoleon ganz beſonders Sorge getragen: da waren 4 Chasseurs d'Afrique-Regimenter, freiwillig angeworbene Franzoſen, das Seitenbild der Zuaven; die 4 Spahis-Regimenter als Seitenbild der Turkos; die 12 ſchweren Regimenter (1 Garde-Küraſſier-Regiment, 1 Garde-Karabiniers-Regiment, 10 Küraſſier-Regimenter), die 22 Regimenter der mittleren, die 22 der leichten Kavallerie, — alle ſchon auf Friedensfuß mit je 28 Offizieren, 472 Mann und 400 Pferden, im Kriege aber mit je 32 Offizieren, 648 Mann und 592 Pferden. Die Spezialwaffe des Kaiſers zählte im Felde 168 Batterieen mit 1008 Geſchützen verſchiedenen Kalibers; dazu kamen 24 jener entſetzlichen Mitrailleuſen-Batterieen, deren Namen ſchon das Gruſeln lehrten. Zum Eroberungs- und Belagerungskrieg waren 60 beſondere Feſtungs-Artillerie-Kompagnieen beſtimmt. Im ganzen hatte dieſes unüberwindliche Frankreich 15—16 000 Geſchütze aller Gattungen für Angriff und Verteidigung bereit. Am 1. Januar 1870 hatte der Kriegsminiſter die Geſamt-Friedens-Stärke auf 434 000 Mann angegeben: eine furchtbare Berufsarmee. Denn ſie wurde durch Loſung, mit erlaubter Stellvertretung für Geld, rekrutiert. Am liebſten freilich hätte Napoleon die allgemeine Wehrpflicht eingeführt; ſein Plan ſcheiterte an dem Widerwillen der höheren und mittleren Stände gegen den Soldatendienſt im Frieden. Als ſicher galt allgemein, daß Frankreich in kürzeſter Friſt mit einem gut geübten Heere von 450—480 000 die Grenzen überſchreiten und an 300 000 Mann Reſerven ꝛc. zurücklaſſen könnte.

Es kam alſo alles nur darauf an, den etwaigen Gegner durch ruchloſe Kniffe und Pfiffe zu überliſten, was ja diesmal ausnehmend gut gelungen war. Denn in dieſem tiefſten Frieden zählten die 368 norddeutſchen Infanterie-Bataillone nur je ca. 540 Mann, ſo daß etwa die Hälfte der Mannſchaft erſt wieder unter die Fahne gerufen werden mußte, um die Kriegsſtärke von ca. 1000 Mann zu erreichen. Die 75 Kavallerieregimenter zählten ca. 50 000 Mann, während ihre Kriegsſtärke 72 000 Mann betrug. Die Artillerie mit 1212 Geſchützen mußte ebenfalls erſt mobiliſiert werden. Die ſüddeutſchen Armeen waren noch in der Umformung begriffen; die Friedensſtärke

des bayeriſchen Heeres betrug ca. 34 000 Mann, des württembergiſchen ca. 13 000 Mann, des badiſchen ca. 14 000 Mann. In den linksrheiniſchen deutſchen Ländern ſtanden Mitte Juli alles in allem nur ca. 50 000 Mann. Brachen alſo die Franzoſen am 16. Juli, was ſie zweifellos konnten, wenn auch nur mit der Hälfte ihrer ſchlagfertigen Armee über die Grenzen, ſo konnten 50 000 Mann von Straßburg und Weißenburg aus faſt ohne Widerſtand binnen 4 Tagen in Karlsruhe und Stuttgart ſtehen und die ganze ſüddeutſche Mobiliſierung ſtören, während 100 000 Mann genügten, die Pfalz und den größten Teil der Rheinprovinz zu überſchwemmen, die allzu kleinen Streitkräfte nach Mainz und Koblenz hinein zu zwängen, von Mannheim aus Frankfurt zu bedrohen und ſomit die Kräfte von mindeſtens 10 Millionen Deutſchen zu unterbinden. Welchen Eindruck mußten ſolche Erfolge in Europa machen; wie ſehr die Kriegsluſt Öſterreichs und Italiens anfeuern! Freilich war ganz Deutſchland des ſchließlichen Sieges dennoch gewiß; aber auf Niederlagen in der erſten Zeit war man gefaßt. Ein ſolches befürchtetes und bei dem ſo unerhört vom Zaune gebrochenen Kriegsfall begründetes Vorgehen Napoleons konnte die Neutralität Süddeutſchlands erzwingen, die Geſamtſtärke der deutſchen Heere um ein volles Drittel ſchmälern; die Preußen nötigen, den Übergang über den Rhein, wenn er gelang, mit furchtbaren Verluſten erſt zu erkämpfen; die zum Zurückgehen gezwungenen Franzoſen behielten genügend Zeit, nach Melac'ſchem Muſter alles in eine menſchenleere Wüſte zu verwandeln, auch die Eiſenbahnen zu zerſtören, das Vorrücken außerordentlich zu erſchweren, den Platz zu einer Entſcheidungsſchlacht — bis dahin hatten ſie alle Truppen beiſammen — zu wählen und zu befeſtigen. Und trotzdem war Preußen, war Deutſchland entſchloſſen, lieber dieſes alles zu wagen, alle Rüſtungen rechts des Rheines zu vollenden, nur ganz und gar kriegsbereit dem Feinde entgegen zu treten, anſtatt raſch bloß halbfertige Bataillone zur Verſtärkung über den Rhein zu halbſicherem Untergange zu werfen und dadurch den ſchließlichen Sieg vor den Thoren von Paris zu gefährden.

Unbegreiflich erſchien es den Grenzbewohnern, als der 16. Juli, der 17., der 18., der 19. thatenlos verſtrichen. Sollten die edeln Franzoſen doch erſt die völkerrechtliche Überreichung der Kriegserklärung abgewartet haben? Um ſo banger ſah man dem 20. Juli

entgegen. Schon am 17. hatten ſelbſt die Truppen in Paris und Chalons ihren Abmarſch vollzogen, hatte Marſchall Bazaine Paris verlaſſen. Aber die kleinen Scharen deutſcher Truppen bei Saarbrücken, im Schwarzwald, überall an der Grenze überboten ſich in Tagmärſchen, in Nachtmärſchen, in kühnem Einbrechen in Feindesland, ſo daß ihre Zahl den Franzoſen verzehnt-, verzwanzigtfach erſchien; ſie ſahen eine Armee hinter Saarbrücken, eine Armee vor Landau, eine Armee in, auf und vor dem Schwarzwald; ſchon klagten gefangene Franzoſen über aufreibendes Hin- und Hermarſchieren, über knappe Koſt und ſchlechte Verpflegung. Aber einer feindlichen Schar gelingt der Einbruch in ein pfälziſches Grenzdorf; ihr Anführer, ein Offizier, erſehnt als koſtbarſte Beute eine Karte der Pfalz; der Bürgermeiſter weiſt ihn an den Schullehrer; dieſer ſchickt ſich ſeufzend an, die kleinere der beiden Schulkarten von der Wand zu nehmen; der Offizier proteſtiert energiſch und verlangt die größere, an deren Kopfe das ihm bekanntere „Karte von Paläſtina" anlockt; dem Lehrer geht ein Licht auf und der zufriedengeſtellte Offizier rückt ab. Seither zweifelte der Dorf-Bürgermeiſter nicht mehr am endlichen Siege der Deutſchen.

Der 20. Juli verlief an der Grenze ruhig. In Paris erklärte Gramont, daß die Kriegserklärung auch Preußens Verbündeten gelte. König Wilhelm dagegen telegraphierte an den König von Bayern: „Nach erhaltenem Telegramm von Ihrem Miniſterium habe ich ſofort das Kommando über Ihre Armee übernommen und dieſelbe der unter meinen Sohn geſtellten III. Armee überwieſen. Wir ſind durch unerhörten Übermut aus dem tiefſten Frieden in den Krieg geworfen. Ihre echt deutſche Haltung hat auch Ihr Volk elektriſiert, und ganz Deutſchland ſteht einig zuſammen, wie nie zuvor. Gott wolle unſere Waffen ſegnen in den Wechſelfällen des Krieges! Ihnen perſönlich muß ich aber meinen innigen Dank ausſprechen für die treue Feſthaltung der zwiſchen Uns beſtehenden Verträge, auf denen das Heil Deutſchlands beruht." Worauf der edle Ludwig erwiderte: „Ihr ſoeben erhaltenes Telegramm hat in meiner Bruſt den freudigſten Widerhall erweckt. Mit Begeiſterung werden meine Truppen an der Seite Ihrer ruhmgekrönten Waffengenoſſen für deutſches Recht und deutſche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutſchlands und zum Heile Bayerns werden." Gleichzeitig telegraphierte der

ritterliche König Karl von Württemberg an den preußiſchen Kronprinzen als den Befehlshaber der III. Armee: „Ich freue mich, bei unſerer deutſchen Sache Ew. Königliche Hoheit hier zu begrüßen und bitte, mir den Tag der Ankunft bezeichnen zu wollen.“ Und der vom glühendſten Patriotismus beſeelte Großherzog Friedrich von Baden grüßte: „Seiner Majeſtät Ernennung Ew. Königlichen Hoheit zum Befehlshaber der deutſchen Südarmee gereicht mir und meinen

Ludwig II., König von Bayern.

Truppen zur größten Freude und Ehre. Möchte es uns gelingen, unter Ew. Königlichen Hoheit Befehl Höchſt Ihr Vertrauen durch Treue und Tapferkeit zu verdienen. Jubelnd ſehen wir Ew. Königlichen Hoheit Ankunft entgegen. Es lebe der König und das Vaterland.“ Wie ſollten ſo bald dieſe braven bayeriſchen, ſchwäbiſchen, alemanniſchen, heſſiſchen Truppen mit den norddeutſchen wetteifern! Denn bereits an dieſem Tage konnten die großen Militärtransporte nach dem Rhein auf den deutſchen Eiſenbahnen beginnen. Als end-

lich die ersten Preußen kamen, in tadelloser Haltung und Ausstattung für den Krieg, begann die Pfalz aufzuatmen: niemals sind Soldaten mit gleich warmem Herzen, mit gleichen Freudenthränen, mit gleichen Gaben, die dieser Garten Gottes auf Erden bietet, begrüßt worden, als diese Beschützer vor Frankreichs Horden.

Am folgenden Tage (21. Juli) teilten Ollivier und Gramont dem französischen Senat und der Legislative die nun wirklich erfolgte

Karl I., König von Württemberg.

Kriegserklärung an Preußen und dessen Verbündete unter dem üblichen heiseren Zujubeln mit, und Gramont erließ jene widerwärtige Cirkularnote, die Preußen in der bekannten Weise nochmals an den Pranger zu stellen suchte. Aber schon sprach der König selbst zu seinem geliebten Volke: „Ich bin gezwungen, infolge eines willkürlichen Angriffs das Schwert zu ziehen, um denselben mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht abzuwehren. Es ist Mir eine große Beruhigung vor Gott und den Menschen, daß Ich dazu

in keiner Weiſe Anlaß gegeben habe. Ich bin reinen Gewiſſens über den Urſprung dieſes Krieges und der Gerechtigkeit unſerer Sache vor Gott gewiß. Es iſt ein ernſter Kampf, den es gilt, und er wird Meinem Volke und ganz Deutſchland ſchwere Opfer auflegen. Aber Ich ziehe zu ihm aus im Aufblicke zu dem allwiſſenden Gott und mit Anrufung Seines allmächtigen Beiſtandes. Schon jetzt darf Ich Gott dafür preiſen, daß vom erſten Gerücht des Krieges an durch

Friedrich I., Großherzog von Baden.

alle deutſchen Herzen nur ein Gefühl rege wurde und ſich kund gab, das der Entrüſtung über den Angriff und der freudigen Zuverſicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde. Mein Volk wird auch in dieſem Kampfe zu Mir ſtehen, wie es zu Meinem in Gott ruhenden Vater geſtanden hat. Es wird mit Mir alle Opfer bringen, um den Völkern den Frieden wieder zu gewinnen. Von Jugend auf habe ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hülfe alles gelegen iſt. Auf ihn hoffe Ich und fordere Ich Mein

Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge Mich vor Gott in Erkenntnis Seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß Meine Unterthanen und Meine Landsleute es mit Mir thun. Demnach bestimme Ich, daß am Mittwoch, den 27. Juli, ein außerordentlicher allgemeiner Bettag gehalten und mit Gottesdienst in den Kirchen, sowie mit Enthaltung von öffentlichen Geschäften und Arbeit, soweit die dringende Not der Zeit es gestattet, begangen werden soll. Zugleich bestimme Ich, daß während der Dauer des Krieges in allen öffentlichen Gottesdiensten dafür besonders gebetet werde, daß Gott in diesem Kampfe uns zum Siege führe, daß Er uns Gnade gebe, auch gegen unsere Feinde uns als Christen zu verhalten, und daß Er uns zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden in Gnaden gelangen lasse." Ähnlich mag in unvordenklichen Zeiten ein greiser Germane, Volksherzog und Priester zugleich, zu seinem Volke gesprochen haben. Und fromm lauschte alles, was deutsch war, den frommen Worten des Dreiundsiebzigjährigen, und antwortete: Amen, Amen!

Während am 22. Juli die Luft weithin erdröhnte von der Sprengung der Rheinbrücke zwischen Kehl und Straßburg, empfing der Kaiser in Paris den Senat und den Gesetzgebenden Körper zur Entgegennahme ihrer vollsten Zustimmung zu seiner Politik und schloß seine Antwort mit den Worten: „Ein Krieg ist legitim, wenn er mit der Zustimmung des Landes und der Billigung seiner Vertreter geführt wird (!). Wir haben alles was von uns abhing gethan, um den Krieg zu vermeiden (!!) und ich kann sagen, daß es das Volk ist, welches unter seinem unwiderstehlichen Drange unsere Beschlüsse diktiert hat. Ich habe den Glauben an den Erfolg unserer Waffen, denn ich weiß, daß Frankreich hinter mir steht und Gott Frankreich beschützt." In seiner Proklamation an das französische Volk äußerte sich der Dezembermann: „Es giebt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, wo die Ehre der Nation gewaltsam erregt, sich als eine unwiderstehliche Macht erhebt, wo sie alle anderen Interessen beherrscht und allein und unmittelbar die Geschicke des Vaterlandes in die Hand nimmt. Eine dieser entscheidenden Stunden hat für Frankreich geschlagen. Preußen, dem wir während des Krieges von 1866 und seit demselben die versöhnlichsten Gesinnungen bezeugt hatten, hat von unserem guten Willen, unserer Langmut keine Notiz

genommen. Fortstürmend auf dem Wege der Eroberungen hat es zu jedem Mißtrauen Anlaß gegeben, überall übertriebene Rüstungen notwendig gemacht und Europa in ein Heerlager verwandelt, wo Ungewißheit und Befürchtungen herrschen. Die glorreiche Fahne, welche wir wieder einmal denen gegenüber entfalten, die uns herausfordern, ist dieselbe, welche durch ganz Europa die civilisatorischen Ideen unserer großen Revolution trug, sie repräsentiert dieselben Ideen, sie wird dieselben Gefühle der Hingebung einflößen (!). Franzosen! ich bin im Begriff mich an die Spitze dieser tapferen Armee zu stellen, welche von Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe beseelt ist; sie weiß, was sie wert ist, denn sie hat gesehen, wie in vier Weltteilen sich der Sieg an ihre Schritte heftete. Ich führe meinen Sohn mit mir; ungeachtet seines jugendlichen Alters kennt er seine Pflichten, welche sein Name ihm auferlegt. Er ist stolz auch seinerseits teilnehmen zu dürfen an den Gefahren derjenigen, welche für das Vaterland kämpfen. Ein letzter Zwischenfall ist noch hinzugekommen, um die Veränderlichkeit internationaler Beziehungen, den ganzen Ernst der Situation zu zeigen. Gegenüber den neuen Prätensionen Preußens haben sich unsere Reklamationen vernehmen lassen. Man hat ihrer gespottet und ein Verachtung bezeugendes Vorgehen darüber erfolgen lassen. Unser Land ist darüber von einer tiefen Erregung ergriffen worden, und alsbald hat sich der Ruf nach Krieg von einem Ende Frankreichs bis zum anderen vernehmen lassen. Es bleibt uns nur übrig unsere Geschicke der Entscheidung der Waffen anheimzugeben. Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir hegen den Wunsch, daß die Völker, aus denen sich die große einheitliche germanische Nation zusammensetzt, in freier Weise (! s. S. 4) über ihre Geschicke verfügen. Was uns betrifft, so verlangen wir einen Stand der Dinge, welcher unsere Sicherheit gewährleistet und die Zukunft sichert. Wir wollen einen Frieden auf dauernder Grundlage erringen. Gott segne unsere Bemühungen! Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache verteidigt, ist unbesiegbar."

Diese mehr als sonderbare Proklamation erschien am 23. Juli. Zugleich ernannte der Kaiser seine Gemahlin Eugenie für die Zeit seiner Abwesenheit zur Regentin des Reiches. Der französische Generalstab ging zur Armee ab. Und da nun Frankreich noch immer

nicht marſchierte, eröffnete Bismarck in ſeiner Weiſe einen furchtbaren Angriff, indem er dem engliſchen Botſchafter in Berlin Dokumente vorlegte, aus denen zum Erſtaunen aller Welt und zur ſpeziellen Entrüſtung Englands hervorging, daß Frankreich ſchon ſeit Jahren die Erwerbung von Luxemburg und Belgien betrieben und zu dieſem Behufe um die Mitwirkung Preußens gebuhlt habe, ſelbſtverſtändlich erfolglos. Ebenſo ſelbſtverſtändlich leugneten die Pariſer Miniſter nnd Benedetti, worauf Bismarck den Nachweis führte, daß der Vertrag von Benedettis eigener Hand auf Papier der franzöſiſchen Geſandtſchaft niedergeſchrieben worden; zugleich verſicherte der gewaltige Mann, daß Napoleon, falls dieſe Veröffentlichungen unterblieben wären, noch jetzt bereit geweſen ſein würde, Preußen die Hand zum Frieden zu bieten, wenn es ſich mit ihm verbunden hätte, das unbewaffnete Europa gemeinſam zu überfallen, um ſich auf Koſten anderer Staaten zu vergrößern. Der Eindruck auf Europa war ein außerordentlicher: ſeither blieb der Raubſtaat Frankreich iſoliert. Der erſte Sieg, ein diplomatiſcher, war ein deutſcher Sieg.

Bereits am 26. Juli konnten der Kronprinz von Preußen, der Prinz Friedrich Karl und General Steinmetz Berlin verlaſſen, um ihre Kommandos anzutreten. Wie den Vater am 15., ſo empfing jetzt den Sohn, den volkstümlichſten aller Prinzen, auf jeder Station der Jubel des Volkes. Er reiſte nach München, um ſich zur Übernahme des Kommandos über die bayeriſchen Truppen dort perſönlich bei dem Könige von Bayern zu melden. Dieſer war dem Kronprinzen bis Rhörmoos entgegengefahren. Der Empfang der beiden ſo Edlen und Würdigen in München ſpottete aller Beſchreibung; bei der Feſtvorſtellung im Theater wollte der Beifall gar kein Ende nehmen. Der gleiche enthuſiaſtiſche Empfang in Stuttgart, in Karlsruhe, überall.

In denſelben Tagen, am 28. Juli, ging Napoleon endlich ebenfalls zur Armee ab. Vor ſeiner Abreiſe gab er in St. Cloud ein glänzendes Feſt; alles demokratiſch: man ſetzte ſich nach Belieben; die Militärmuſik ſpielte, alles berauſchend, die Marſeillaiſe. Der Kaiſer lächelte, die Kaiſerin hatte Worte für jeden, Lulu holte ſeine Feldausrüſtung herbei und zeigte ſie den begeiſterten Offizieren. Dann reiſte Napoleon mit ſeinem Prinzen mit der Gürtelbahn ſtill, faſt ängſtlich von Paris ab — — um es nie wieder zu ſehen. In Metz

angekommen erließ er folgende Proklamation an die Armee: „Soldaten! Ich ſtelle mich an Eure Spitze, um die Ehre des vaterländiſchen Bodens zu verteidigen. Ihr werdet nunmehr gegen eine

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

der beſten Armeen Europas kämpfen, allein auch andere Armeen, welche ebenſo tüchtig waren als ſie, konnten Eurer Tapferkeit nicht widerſtehen. Gleiches wird heute der Fall ſein. Der Krieg wird

lang und mühevoll ſein, aber nichts übertrifft die zähe Tapferkeit der Soldaten, welche in Afrika, der Krim, in Italien und Mexiko kämpften. Welchen Weg immer wir außerhalb der Grenzen unſeres Vaterlandes einſchlagen, wir finden ſtets die ruhmreichen Spuren unſerer Väter. (!) Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Ganz Frankreich begleitet Euch mit ſeinen glühendſten Wünſchen, das Weltall hat ſeine Augen auf Euch gerichtet. Von unſern Erfolgen hängt das Schickſal der Freiheit und der Civiliſation ab. Thue jeder ſeine Pflicht! Der Gott der Schlachten wird mit uns ſein."

„Wir werden uns ihrer würdig zeigen" verſicherte der Kaiſer, und die Vortruppen ſeiner Armee erfüllten ſeine Erwartung, indem ſie an demſelben Tage die offene Stadt Saarbrücken mit Kartätſchen beſchoſſen. Aber dabei blieb es. Die erſtaunte Welt mußte noch etliche Tage warten, bis die Franzoſen — allen unbegreiflich — endlich zur Offenſive überzugehen ſchienen. Es geſchah wieder bei Saarbrücken, am 2. Auguſt. Drei franzöſiſche Diviſionen mit 4 Kavallerieregimentern und 6 Batterieen Artillerie unternahmen das Heldenſtück, dieſe damals durch eine „Armee" von 1800 Mann Infanterie, 3 Schwadronen Ulanen und 4 Feldgeſchützen verteidigte Stadt mutvoll anzugreifen. Dem erhaltenen Befehle gemäß räumten die Preußen unter lebhaftem Feuergefecht langſam und in guter Ordnung die Stadt; ihr Verluſt betrug 2 Offiziere und 70 Mann an Toten und Verwundeten, jener der Franzoſen 6 Tote und 67 Verwundete. Kaiſer Napoleon hatte ſich mit ſeinem 14jährigen Sohne, der die Feuertaufe in einem ſelbſt für Korſen frühzeitigen Alter erhalten und ſich an Blut gewöhnen ſollte, die „Schlacht" angeſehen, nahm einen lächerlich ſchwülſtigen Siegesbericht Froſſards entgegen und ſchrieb der überglücklichen Mutter wörtlich folgendes: „Louis hat die Feuertaufe erhalten. Er war bewundernswert in ſeinem kalten Blute und nicht im mindeſten aufgeregt. Eine Diviſion des Generals Froſſard hat die Höhen genommen, welche Saarbrücken beherrſchen. Wir waren in der erſten Linie, aber die Flinten- und Kanonenkugeln fielen vor uns nieder. Louis hat ſich eine Kugel aufgehoben, die bei ihm niederfiel. Die Soldaten vergoſſen Thränen, als ſie ihn ſo ruhig ſahen. Wir haben nur einen Offizier und 10 Soldaten tot." Die franzöſiſchen Zeitungen hielten ſich verpflichtet, wenn ſelbſt Froſſard und der Kaiſer derart ſprachen, endloſe Siegesberichte ihren

bereits mehr als heißhungrig gewordenen Leſern aufzutiſchen. Paris war eitel Jubel und Wonne: jetzt war man ſicher, den Napoleonstag (15. Auguſt) wenn nicht ſchon in Berlin, ſo doch wenigſtens in Köln oder in Breslau und Königsberg zu feiern. Und da die amtlichen deutſchen Berichte der Bedeutung der Sache entſprechende kurze Nachrichten brachten, ſo wurden dieſe von wenigen geſehen und gewürdigt, ſo daß alle Welt, die Preußen — Deutſchland unfreundlich

Napoleon III.

geſinnt war, nur von dem großen Franzoſenſiege bei Saarbrücken ſprach und in unglaublicher Weiſe von den unabſehbaren Folgen dieſer Entſcheidungsſchlacht faſelte. Als aber Froſſard am 3. Auguſt ſelbſt in die „eroberte" Stadt kam und den Bürgermeiſter über die Stärke der abgezogenen Preußen befrug, legte ſich ob der Antwort ſein Geſicht in ernſte Falten; er blickte einige Sekunden lang ſchweigend zur Erde, dann ſagte er: „Wir waren ſehr ſchlecht berichtet, ich ſelbſt habe eine große Truppenmaſſe hier vermutet. Ich muß geſtehen, daß dieſe Preußen ausgezeichnete Soldaten ſind."

Mittlerweile aber hatte Deutſchland ſeine Rüſtung und ſeinen Aufmarſch vollendet. Am 15. Juli nachts erging aus Berlin der Befehl zur Mobilmachung; das Räderwerk der ungeheuren Maſchine ſetzte ſich in Bewegung, die ſtets bereitliegenden Einberufungsordres wurden expediert: vierundzwanzig Stunden hatte der Mann Zeit ſein Haus zu beſtellen, dann eilte er zu ſeinem Truppenteil, um dort eingekleidet zu werden; genau war alles im bereitliegenden Plan vorgeſehen: wenn in dieſem Plan die Stunde kam, beſtiegen die Truppen den Bahnzug, wo die Raſt vorgeſchrieben war, fanden ſie den Tiſch gedeckt, — nur ein einziger Unglücksfall war zu beklagen bei der ungeheuren Völkerwanderung, die über eine halbe Million Streiter an den Rhein warf. In zehn Tagen war das Werk vollbracht, das norddeutſche Bundesheer aus dem ſo niedern Friedensſtande auf den Kriegsfuß von 900 000 Mann gebracht. Mit den Norddeutſchen wetteiferten in rühmlichſter Weiſe die Süddeutſchen. Hinter den bereitſtehenden wuchſen neue Heere aus dem Boden: jedes Infanterieregiment ließ ein Erſatzbataillon, jedes Kavallerieregiment eine Erſatzſchwadron zurück und entſprechend die übrigen Truppengattungen. Hinter der Linie ſtand als eine Reſerve, der an Zahl, Kriegstüchtigkeit, patriotiſcher Energie keine andre gleichkam: die Landwehr, Kerntruppen von unzerbrechlicher Kraft. Und während ſo der Staat ſeine organiſierten Kräfte in Bewegung ſetzte, gliederte ſich, angelehnt an die amtlichen Autoritäten, die freiwillige Thätigkeit der bürgerlichen Bevölkerung bis herab zu den Schulkindern des letzten Dorfes. Dem Herzog der Deutſchen, Wilhelm von Preußen, ſtanden ſomit die dreizehn Armeekorps des norddeutſchen Bundes, die zwei bayeriſchen Armeekorps, die badiſche, heſſiſche und württembergiſche Diviſion zur Verfügung. Sie waren in drei Armeen gegliedert. Den Oberbefehl hatte der greiſe König ſelbſt und nicht bloß dem Namen nach, an Kenntnis des Geſchäftes und des Dienſtes bis ins kleinſte Detail unvergleichlich, an Arbeitſamkeit, einfacher ſoldatiſcher Sitte, Fähigkeit Anſtrengungen zu ertragen, Offizieren und Gemeinen ein Muſter. Sein Generalſtabschef war Moltke, der ſeinerſeits nicht auf den 19. Juli 1870 gewartet hatte, um einen Plan zu entwerfen, wie man ſich im Falle eines franzöſiſchen Angriffes zu verhalten habe; als nächſtes Ziel bezeichnete er einfach: „die Hauptmacht des Gegners aufzuſuchen und wo man ſie findet anzugreifen.“ Die I. Armee,

welche den rechten Flügel bilden ſollte, ſammelte ſich unter dem alten Steinmetz 85 000 Mann ſtark über Koblenz; die II. Armee (ca. 220 000 Mann) über Mainz und Bingen vordringend, ſtand unter den Befehlen des Prinzen Friedrich Karl; den linken Flügel, der ſich über Mannheim und Maxau zuſammenzog, bildete die III. Armee (nicht viel unter 200 000 Mann), die Armee des Kronprinzen, deſſen Generalſtabschef General Blumenthal war: Niederſchleſier und Poſener, Kurheſſen, Naſſauer, Thüringer, die Bayern, Württemberger, Badenſer. Den 3. Auguſt nahm man als den Tag an, an welchem dieſe Geſamtmacht der drei Armeen vollkommen operationsbereit ſein würde. Es blieben zurück: 190 000 Mann, dazu kamen 160 000 Mann Landwehren und 226 000 Erſatztruppen, — eine ausreichende Reſerve gegen Frankreich und vollkommen genügend, einem Landungsverſuche im Norden zu begegnen, ſowie einen etwaigen Angriff von öſterreichiſcher Seite abzuwehren. Für die Verteidigung der Küſten gegen etwaige Angriffe ſeitens der gewaltigen franzöſiſchen Flotte hatte Vogel von Falckenſtein zu ſorgen.

Am 31. Juli wollte der König zur Armee abreiſen. Aber es galt, vorher noch eine Pflicht der Höflichkeit inmitten aller drängenden Arbeit zu erfüllen. Der Papſt Pius IX. hatte ihm geſchrieben: „Majeſtät! Unter den ernſten Umſtänden, worin wir uns befinden, wird es Ihnen vielleicht ungewöhnlich erſcheinen, von mir einen Brief zu empfangen, aber als Stellvertreter des Gottes des Friedens auf Erden glaube ich nicht weniger thun zu können, als Ihnen meine Vermittelung anzubieten. Mein Wunſch iſt, die Kriegsvorbereitungen verſchwinden zu ſehen und die Übel, welche die unvermeidliche Folge davon ſind, zu verhindern. Meine Vermittelung iſt die eines Souveräns, der in ſeiner Eigenſchaft als Regent wegen der Kleinheit ſeines Gebietes keine Eiferſucht einflößen kann, der aber gleichwohl durch den moraliſchen und religiöſen Einfluß, den er perſonifiziert, Vertrauen einflößen wird. Möge Gott meine Wünſche erhören und auch die, welche ich für Ew. Majeſtät hege, mit welcher ich wünſche durch die Bande derſelben Chriſtenliebe vereinigt zu ſein. Nachſchrift: Ich habe gleichfalls an Se. Majeſtät den Kaiſer der Franzoſen geſchrieben.“ König Wilhelm antwortete am 30. Juli: „Sehr erhabener Papſt! Ich war nicht erſtaunt, ſondern tief bewegt, als Ich die von Ihrer Hand aufgezeichneten rührenden Worte las, um Mich

die Stimme des Gottes des Friedens hören zu laſſen. Wie könnte Mein Herz einen ſo mächtigen Ruf nicht hören! Gott iſt Mein Zeuge, daß weder Ich noch Mein Volk den Krieg gewünſcht oder hervorgerufen haben. Indem Wir den geheiligten Pflichten, welche Gott den Souveränen und den Nationen auflegt, gehorchen, ergreifen Wir das Schwert, um die Unabhängigkeit und die Ehre des Vaterlandes zu verteidigen, und Wir werden immer bereit ſein, es niederzulegen, ſobald dieſe Güter bewahrt ſein können. Wenn Ew. Heiligkeit Mir von ſeiten deſſen, welcher den Krieg ſo unvermutet erklärt hat, die Verſicherung aufrichtig friedlicher Geſinnungen und Bürgſchaften gegen die Rückkehr eines ähnlichen Angriffes auf den Frieden und die Ruhe Europas geben könnten, ſo würde Ich ſicher Mich nicht weigern, ſie aus den verehrungswürdigen Händen Ew. Heiligkeit zu empfangen, mit der Ich durch die Bande der chriſtlichen Liebe und einer aufrichtigen Freundſchaft verbunden bin."

Am Abend des 31. Juli verließ der König Berlin, um den Oberbefehl zu übernehmen. Seine Abreiſe gab der Bevölkerung Gelegenheit, ihm in rührendſter Weiſe ihre Verehrung zu bezeugen. Der greiſe Monarch fuhr an der Seite ſeiner Gemahlin in einem offenen Wagen zum Bahnhofe, und längs des ganzen Weges hatte ſich eine dichtgedrängte, von warmer Vaterlandsliebe durchglühte Menſchenmaſſe eingefunden, die das königliche Paar mit lauten Zurufen begrüßte. Tief bewegt durch dieſen Anblick, konnte die Königin ihre Thränen nicht zurückhalten und auch um Wilhelms Mund zuckte es verräteriſch, als er ſich erregt ſeinen weißen Schnurrbart ſtrich. Am Bahnhof erwarteten ihn Bismarck, Moltke, Roon, Podbielski und die zum großen Generalſtabe gehörenden Offiziere. Es war ein ergreifender Augenblick, als der König unter dem ehrfurchtsvollen Schweigen der ungeheuren Menſchenmenge ſeine Gemahlin umarmte. Die Königin war zu bewegt, um ihr Schluchzen unterdrücken zu können, und auch über des Königs Wangen rollten Thränen herab, als unter des Volkes brauſenden Zurufen, die den Donner des ausbrechenden Gewitters übertönten, der Zug ſich langſam in Bewegung ſetzte. Der König hatte, ehe er ins Feld zog, einen Gnadenakt ausgeübt, den er in Worten verkündete, die eines an der Spitze ſeines Volkes kämpfenden Herrſchers würdig waren. In den „An Mein Volk" gerichteten Abſchiedsworten heißt es: „Indem Ich heute zur

Armee gehe, um mit ihr für Deutſchlands Ehre und für Erhaltung unſerer höchſten Güter zu kämpfen, will Ich, im Hinblick auf die einmütige Erhebung Meines Volkes, eine Amneſtie für politiſche Verbrechen und Vergehen erteilen. Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindſchaft wahrhaftig nicht auf unſerer Seite war. Aber herausgefordert, ſind wir entſchloſſen, gleich unſern Vätern und in feſter Zuverſicht auf Gott den Kampf zu beſtehen zur Errettung des Vaterlandes." Die Eiſenbahnen waren durch die Beförderung der Truppen und des Kriegsmaterials ſo ſtark in Anſpruch genommen, daß des Königs Reiſe von Berlin bis Mainz, wo ſein Hauptquartier, das während des Krieges gemeinhin als das „Große" oder „das Königliche Hauptquartier" bezeichnet wurde, mehrere Tage verblieb, ziemlich langſam von ſtatten ging. Bei ſeiner Ankunft in Mainz erließ der König folgenden Armeebefehl (2. Auguſt): „Ganz Deutſchland ſteht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarſtaat, der uns überraſchend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unſerer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die geſamten Armeen und ziehe getroſt in einen Kampf, den unſere Väter in gleicher Lage einſt ruhmvoll beſtanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unſerer gerechten Sache ſein!" Wenn König Wilhelm verkündete, daß er den Oberbefehl über ſeine Armeen übernehme, ſo waren dies nicht leere Worte. Er war nicht nur dem Namen nach, ſondern thatſächlich ihr Oberhaupt und beteiligte ſich an den Entwürfen zu den ſtrategiſchen Plänen, welche Moltke ausarbeitete. Auch wurde nichts Wichtiges unternommen, ohne daß er davon in Kenntnis geſetzt worden und es gebilligt hätte, und ſeine Perſönlichkeit machte ſich nicht nur in jeder Abteilung des Großen Generalſtabes, der ſich in ſeiner nächſten Nähe befand, ſondern durchgängig beim ganzen im Felde ſtehenden Heere fühlbar. Alle diejenigen, welche einen tieferen Einblick in die Führung des deutſch-franzöſiſchen Krieges gewannen, überzeugten ſich, wie wenig dieſer König ein bloßer Titulatur-Oberbefehlshaber war. Von allen Ausländern hatte niemand beſſere Gelegenheit, König Wilhelms Überblick und Einfluß beurteilen zu können, als William Howard Ruſſell, der ihm folgendes Zeugnis ausſtellt: „Soweit ich urteilen kann, hat es nie einen

Höchstkommandierenden gegeben, der thatsächlich mehr den Oberbefehl geführt hätte, als dieser betagte König. Die Geschichte wird ihm ohne Zweifel Gerechtigkeit widerfahren lassen. Für den Augenblick wird sein Ruhm von Moltkes und Bismarcks Ruhm verschlungen oder wenigstens verdunkelt; allein der König übt auf die militärischen Operationen, die er aufs eingehendste überwacht, einen höchst wirksamen Einfluß aus und in der Armeeverwaltung und der Verwendung des Armeepersonals trifft er ganz und gar die entscheidenden Bestimmungen. Er war es, der dies ungeheure Heer geschaffen; er weiß es auch zu gebrauchen. Sein Auge ist so scharf, als ob er zwanzig und nicht dreiundsiebzig Jahre alt wäre, und er versteht den Soldaten vom Stiefelabsatz bis zur Helmspitze." (Forbes.)

Mit des Königs Kommando-Übernahme war die Rüstung und der Aufmarsch der Wacht am Rhein vollendet, welche nun 462 000 Mann Infanterie, 56 800 Mann Kavallerie und 1584 Geschütze umfaßte. Von dem Gelingen des Überfalls seitens Frankreichs konnte jetzt keine Rede mehr sein. Die Rollen wurden getauscht: Deutschland ergriff die Offensive.

Der Gedanke, von dem sich Napoleon hatte leiten lassen, war: möglichst schnell eine beträchtliche Truppenmasse nach Süddeutschland zu werfen, dieses zum Abfall von Preußen zu bringen, Österreich und Italien zu ermutigen, und etwa nach dem Muster des ersten Napoleon vom Jahre 1806 vorzugehen. Die natürlichen Mittelpunkte für die Ansammlung seiner Truppen waren bei der Anlage der Eisenbahnen Metz und Straßburg; dort gedachte der Kaiser als „Rheinarmee" 150 000, hier 100 000 Mann zu vereinigen und dann beide Massen bei Maxau über den Rhein zu führen; im Lager von Chalons sollte überdies eine Reserve von 50 000 Mann bereit stehen und die Flotte eine Landungsarmee von 30 000 Mann an die norddeutsche Küste werfen, wo die Dänen als willkommene Verbündete sicher erwartet wurden. Alle diese Pläne scheiterten zunächst an der mangelhaften Ausrüstung der Armee. Denn es kam nach und nach an das Licht, unter welch beispielloser Korruption das Kaiserreich und seine Armee bis in die höchsten und allerhöchsten Kreise hinauf gestanden. Die großartigen Vorräte für Heer und Flotte waren in dem mexikanischen Unternehmen unglaublich gelichtet worden, um nicht durch entsprechende Geldforderungen die Popularität dieses

Roon Bismarck Moltke

im Jahre 1870.

Digitized by Google

kaiſerlichen Gedankens eines romaniſchen Kaiſertums in Mittelamerika zu gefährden. Die reichen Mittel, welche dann Frankreich für die Reorganiſation der Armee zur Verfügung geſtellt hatte, wurden oft nicht zu dieſem, ſondern häufig zu ganz anderen Zwecken verwendet. Wenn der Kaiſer ſelbſt der Kriegskaſſe mehrere Millionen für Privatbedürfniſſe entnahm, aber auf die Rückzahlung vergaß, ſo fand dieſes Beiſpiel ſehr eifrige und gründliche Nachahmung. Kein Zweifel: wie Napoleon mit ſeiner Kriegserklärung ſein Volk und alle Welt belogen hatte, ſo hatten ihn ſeine Miniſter, Generäle und Offiziere belogen und betrogen. Eine Lüge folgte aus der anderen, bis ſich das ganze Kaiſerreich als eine einzige ungeheure Lüge entpuppte. Die Pläne ſcheiterten aber auch an dem entſetzlichen Wirrwarr (mit eine Folge der allgemeinen Verlogenheit), in dem die Truppen an die Grenze kamen. Denn da alles bis zum 15. Juli ſo ſchön gelungen, wollte man die Regimenter ſofort an die Grenze werfen, um ja nicht durch eine ſyſtematiſche Mobiliſierung, welche im günſtigſten Falle mehrere Tage beanſpruchte, den ſofortigen Überfall des Nachbars zu verzögern, zu gefährden. Nun machten aber die einzelnen Regimenter, die zu einem Korps vereinigt werden ſollten, in Ermangelung eines feſten Planes weite Irrfahrten auf der Bahn, ehe ſie ihren Beſtimmungsort erreichten; hier endlich angekommen ſtanden ſie noch auf Friedensfuß und erwarteten ihre Reſerven, ihre Trains, ihre Vorräte an den notwendigſten Lebensmitteln, Munition ꝛc. tagelang vergebens, ſo daß ſie, obgleich der Grenze ſo nahe, dennoch gänzlich außer ſtande waren vorzurücken.

Klein hat in ſeiner Fröſchweiler Chronik auch die bei der Armee Mac Mahons im Elſaß vom 19. bis 29. Juli herrſchenden Zuſtände anſchaulich geſchildert. „Die Dorfbewohner hatten die erſten ankommenden Soldaten begeiſtert begrüßt, beköſtigt, getränkt. In wenigen Tagen war aber die Zahl der Franzoſen hier bereits auf 6000 geſtiegen. Da meinten wir denn, Kaiſer und Reich, für welche unſere Söhne und Brüder in den Tod gingen, hätten auch die Pflicht und Schuldigkeit, dieſelben zu ernähren und glaubten in ſtupider Einfalt, hinter jedem anrückenden Regiment müßten auch allerhand Proviantwagen hereinfahren mit Brot, Fleiſch, Wein, Kaffee, Tabak u. dgl. Und die guten Michele (ſo nennt man im Elſaß die Soldaten der Infanterie) glaubten das auch, blieben den erſten Tag bei

fröhlichem Humor, ſchliefen des Nachts gemütlich unter ihren Zelten: kommt Zeit, kommt Rat. Und der Morgen kam, und die kleinen Kaminchen waren ſchon allenthalben im Lager ausgeſtochen, und die blechernen Kochtöpfe ſtanden bereit, die erwarteten Suppenvorräte zu verarbeiten; aber es kamen keine Proviantwagen, und Feueranzünden und Abkochen blieben für diesmal erſpart. Soit! Einmal iſt keinmal ... Der Soldat iſt heiterer Laune, zündet ein Pfeifchen an, ſchnürt den Leibgürtel um ein Knopfloch enger, ſingt ein Liedlein und giebt ſich zufrieden. Allein dieſer harmloſe Selbſtbetrug ſättigt doch nicht auf die Dauer. Es wurde Mittag, Nachmittag, Abend — den armen Jungen rappelte es im Magen. Was jetzt? — Jetzt ſtrömten Offiziere und Mannſchaften ſcharenweiſe ins Dorf herein, drangen in die Häuſer — anſtändig, verlegen, das Geld in der Hand — ‚Pardon Monsieur, pardon Madame, könnten wir nicht Brot, Speck, Eier, Gemüſe kaufen?‘ ‚Kaufen?‘ war damals noch die allgemeine Antwort —, ‚nicht kaufen; da nehmt den Laib Brot und das Stückchen Fleiſch und die paar Zwiebeln und geht in Gottes Namen.‘ — ‚Merci Monsieur, merci Madame.‘ Aber noch waren die nicht zum Hofthor draußen, da kamen ſchon wieder andere: ‚Excusez Monsieur, excusez Madame, wir haben heute noch nichts gegeſſen, ... die Lebensmittel ſind nicht angekommen, ... könnten wir hier nicht Brot, Kartoffeln, Wein, Äpfelwein oder ſonſt etwas kaufen?‘ Ja, ja, was wird das geben! — Aber was machen? Da ſtanden die hungrigen Geſellen, bittend, flehend, ‚pour l'amour de Dieu!‘ Man mußte ſich erbarmen, und wiederum hieß es: ‚nicht kaufen! Da habt ihr Brot, Kartoffeln, Milch‘ oder was ſonſt noch vorhanden. Und auch dieſe waren nicht abgefertigt, da drängten ſich ſchon wieder andere heran, und ſo gings im ganzen Dorfe in allen Häuſern bis in die tiefe Nacht. Großer Gott, wenn man zurückdenkt, dieſes Getöſe, dieſes Durcheinanderwogen, dieſes Suchen, Betteln nach Lebensmitteln! Und wie auch die Einwohner wetteiferten in ſelbſtverleugnender Liebe und an jenem Abend in manchem Hauſe weniger gegeſſen wurde, damit die armen Tröpfe auch noch ein Bröcklein kriegten, was war das unter ſo viele? Wie mancher iſt nach langem vergeblichen Suchen hungrig unter ſein Zelt gekrochen, ohne vive la France! zu rufen, und was mußte erſt werden, wenn am andern Morgen, in den folgenden Tagen dieſe Not keine Abhilfe

finden ſollte? Und der Morgen kam, und die Sonne ſtand am hohen Himmel, und 6000 Menſchen lagerten, lungerten, marodierten da herum und ſollten ihr Blut vergießen, und der Hunger glitzerte zu ihren Augen heraus ... und dabei war in dieſem fürchterlichen Wirrwarr kein Menſch, der Beſcheid gewußt, kein Befehl, der Ordnung geboten, keine Maßregel, die Aushilfe verſchafft hätte. Alles rannte in wilder Auflöſung durcheinander, Wut und Entrüſtung flammten auf allen Lippen. ‚Wo iſt denn der Proviant? und wenn keiner da iſt, warum iſt kein General auf dem Plan, der ſolchen mit Gewalt erzwingen kann? Wir ſind verraten; man will uns hier darauf gehen laſſen! Wir gehen zum Feinde über!‘ — O Schmach und Schande! — — Dort oben vor der Kirche ſtand der Sous-Intendant militaire, umringt, belagert, von allen Seiten geängſtet; ſie heiſchten Fütterung, ſie flehten, brüllten! ... Dort ſtand er, weinend wie ein Kind, die Hände überm Kopf zuſammenſchlagend: ‚Ich habe ja nichts; ich kann nichts geben! Man hat mich im Stich gelaſſen, die Einwohner müſſen helfen, ſollen um Gotteswillen helfen!‘ Wer konnte ſolchem Notgeſchrei widerſtehen? Es wurde ſofort bekannt gemacht, jede Haushaltung ſolle auf der Stelle einen Ofen voll Brot backen, allerlei Nahrungsvorräte ſammeln und dem Vaterland zum Opfer bringen.“

Und welchen Eindruck machte die ganze Erſcheinung dieſer Soldateska? „Dieſe Leute haben auch nicht die erſten Stufen ſozialer Bildung durchſchreiten dürfen; die haben keine Ahnung davon, daß der Soldat keine Maſchine ſein darf, die inſtinkt- oder gewaltmäßig in Bewegung geſetzt wird; daß der Soldat einen gewiſſen Gedankenhorizont haben muß: ‚ich bin ein lebendiges Glied am Leibe meines Volkes; auf mein Betragen, meine Mitwirkung kommt unendlich viel an,‘ ... die ſind bloße Nummern, wie ſie ſelbſt ſagen, rohes Kanonenfutter pour la Gloire de la France. Und Hand in Hand mit der grenzenloſeſten Unwiſſenheit ging dann auch die moraliſche Verwahrloſung der Truppen. Dieſes ſchlampige, verlotterte Weſen! Die Leute hatten gar keine militäriſche Haltung, kein Soldaten-Ehrgefühl; da lungerten ſie herum wie müßige, heimatloſe Bettler; und dieſe abſcheuliche Trunkenbolderei, dieſe wütende Karten- und Würfelſpielſucht! Dieſes ewige Abbrüllen von allerlei Schund- und Schandliedern! Dieſes wüſte Fluchen, unflätige Zotenreißen! ... Der

Schaden lag noch tiefer. Wo der Soldat ein ungebildeter, ſittlich verdorbener Menſch iſt, da kann von Mannszucht keine Rede mehr ſein. Die Bande der Ordnung und der Zucht waren zerriſſen. Jeder that, was ihm recht deuchte. Der gemeine Mann kam und ging, wie es ihm beliebte; entfernte ſich von ſeinem Truppenteil, aus dem Lager und kehrte wieder, wenn er es für gut fand; that ſeine Schuldigkeit oder that ſie nicht, ganz nach perſönlichem Ermeſſen. Begegnete ihm der Korporal, — nicht die geringſte Achtung; kam ein Befehl, — er hatte keine Ohren. Derſelbe Befehl: Er lachte! Eine Drohung: Er zuckte die Achſeln! Eine Strafe? Allons donc! Und der Korporal ging ſeines Weges, und die Donnerwetter folgten ihm nach, und die pieds de nez ſpielten hinter ſeinem Rücken, — er mußte hören und merken und bekam doch kein Magengrimmen und verhängte auch keine Züchtigung, er wollte nicht, er konnte nicht, — ‚que voulez vous? c'est la guerre'. Dort kommt ſein Vorgeſetzter, und der Korporal macht's ihm gerade ſo! Und der Sergeant hebt ſich von dannen und verſchluckt ſeinen Ingrimm und thut auch keine Klage gegen den pietätloſen Rebellen: denn er weiß wohl, und dieſes behagliche Selbſtgefühl iſt die ſüßeſte Genugthuung für ſeine mißhandelte Würde: ‚Heute abend, morgen früh mach ich's meinem Leutnant gerade ſo, — o, er wird ſich's gefallen laſſen! Was wollt ihr? Krieg iſt Krieg!' Unglaublich, nicht wahr? und doch hiſtoriſch; und wie der Sergeant dem Leutnant, ſo macht's der Leutnant dem Kapitän und einer dem andern bis zu den höchſten Spitzen in ſchrankenloſer Willkür, — ach, ſie wiſſen es nicht einmal mehr, in gegenſeitiger tiefſter Verachtung. Wie oft iſt es vorgekommen, daß die Soldaten den Gehorſam unbedingt verweigerten, ihre Vorgeſetzten beſchimpften, — ja bedrohten. Und was geſchah? — 's iſt Krieg, hieß es, man kann nicht ſtrafen. In Rothbach ging die Zucht- und Schrankenloſigkeit ſo weit, daß der Hauptmann von ſeiner Kompagnie nicht allein mit Verwünſchungen überhäuft, ſondern auch vor Fauſtſchlägen nur durch die Dazwiſchenkunft des Ortspfarrers bewahrt wurde . . . In Fröſchweiler geſchah es, daß unſer guter Kapitän (im Gedränge) aus Verſehen einem gemeinen Soldaten auf den Fuß trat. ‚Wer heißt Sie mir auf den Fuß treten? ich laſſe mir nicht auf den Fuß treten!' grob, frech, widerlich herausfordernd. Der Hauptmann ſchwieg und verbiß ſeinen Zorn, und als ich ihm ſagte:

und dieſen Menſchen laſſen Sie nicht ſofort einſperren? ‚Mein Herr, — ich kann's nicht thun, morgen würde er mir eine Kugel durch den Kopf jagen.'" — —

Napoleon fand noch am 29. Juli um Metz kaum 130 000 Mann, um Straßburg kaum 50 000 Mann verſammelt, und ſelbſt dieſen fehlte es an Pferden, an Verpflegungskolonnen, an Ärzten und Verwaltungsbeamten; ein Mal über das andre telegraphierten die Korpsintendanten an das Miniſterium, ihnen Feldbacköfen und Wägeinſtrumente, Zwieback und Hafer, Zucker und Heu, Krankenwagen oder Lagerzelte zu ſchicken; kein einziges Korps war in voller Stärke, kein einziges in wirklich feldtüchtigem Zuſtande. Mit der Flotte ſah es ähnlich aus; nur acht Schiffe fuhren am 24. Juli von Cherbourg aus; die Kaiſerin ſelbſt begleitete ſie eine Strecke weit in See; aber keine Landungsarmee war an Bord und die Ausrüſtung ſo mangelhaft, daß an größere Unternehmungen gar nicht gedacht werden konnte. Nicht beſſer ſtand es mit dem zweiten etwa gleich ſtarken Geſchwader, das vierzehn Tage ſpäter auslief. Die Dänen waren ſehr enttäuſcht, ſehr traurig und ſehr ſtille. Von den acht Korps der Landarmee war das II. (Froſſard), das aus dem Lager von Chalons kam, noch am beſten zur Aufnahme der Feindſeligkeiten gerüſtet; es traf am 18. Juli in St. Avold ein und ſchob ſich in den nächſten Tagen gegen Saarbrücken hin auf Forbach vor. Dann ſammelte ſich das III. Korps (Bazaine) in und um St. Avold, das V. (Failly) rechts davon bei Saargemünd, das IV. (Ladmirault) auf dem äußerſten linken Flügel gegenüber Saarlouis. Napoleon ſtellte alle vier Korps, etwas über 100 000 Mann, unter Bazaines Befehl und verlangte, daß er am 31. Juli gegen Saarbrücken vorgehen ſolle; aber der Marſchall ſowohl wie die anderen Korpsführer erklärten, das ſei bei der mangelhaften Ausrüſtung unmöglich. Als der Kaiſer drängte, ſo unternahm Froſſard am 2. Auguſt den verlangten Vorſtoß, wagte aber nicht über Saarbrücken hinaus zu marſchieren. Bald wurde dieſe Stadt wieder geräumt, die Franzoſen zogen ſich in ihr Lager zurück. Der größte Lügner des Jahrhunderts, von all den Seinen ebenfalls belogen und betrogen, ließ das Haupt ſinken und verzichtete auf die Offenſive. Dagegen ſolle der Marſchall Mac Mahon mit ſeinem Korps von Straßburg gegen Norden auf Weißenburg marſchieren, um ſich dem Korps Faillys zu nähern und dadurch die

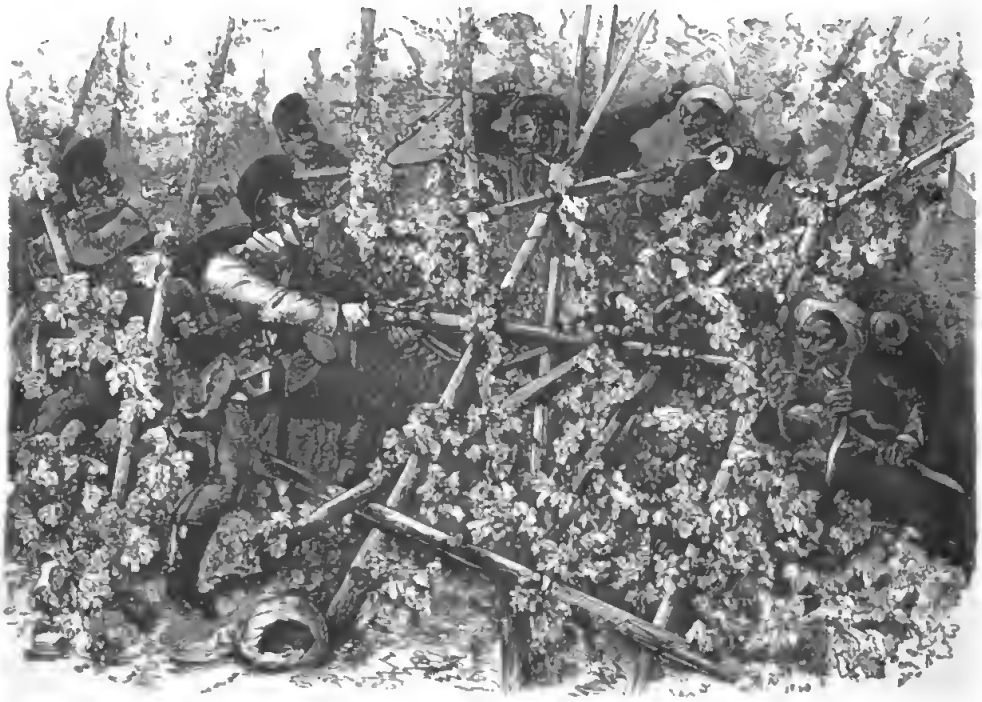
Defenſiv-Stellung der Geſamt-Armee zu verſtärken. Mac Mahon beging aber den großen Fehler, Weißenburg nicht ſtark genug zu beſetzen. Dieſen Umſtand benutzte die deutſche Heeresleitung aus taktiſchen und politiſchen Gründen zu ſofortigem Vorgehen gegen Weißenburg. Aus taktiſchen: um Mac Mahons Vereinigung mit der Hauptarmee zu verhindern, wodurch beide ſchwach genug blieben, um einzeln geſchlagen zu werden; aus politiſchen Gründen: weil ein Sieg bei Weißenburg ſicher war und weil es klug war, den erſten Sieg der III. Armee, alſo den vereinigten, von den Preußen unterſtützten Süddeutſchen zukommen zu laſſen. Der Wetteifer dieſer verſchiedenen Volksſtämme mit den Preußen ließ 1866 gewiß ganz und gar vergeſſen, und das ſich in eine Lache ſammelnde Blut der Süd- und Norddeutſchen Brüder gab ſicher den beſten Kitt für die neue Einheit und Einigkeit.

Am 30. Juli hatte der Kronprinz folgende Proklamation erlaſſen: „Soldaten der III. Armee. Von Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen zum Oberbefehlshaber der III. Armee ernannt, entbiete ich den von heute ab unter meinem Befehl vereinigten königl. preußiſchen, königl. bayeriſchen, königl. württembergiſchen und großherzoglich badiſchen Truppen meinen Gruß. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Sitze der aus allen Gauen des deutſchen Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinſame nationale Sache, für deutſches Recht und deutſche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir gehen einem großen und ſchweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtſein unſeres guten Rechtes und im Vertrauen auf Eure Tapferkeit, Ausdauer und Manneszucht, iſt uns der ſiegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn aushalten in treuer Waffenbrüderſchaft, um mit Gottes Hilfe unſere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinigten Deutſchlands Ruhm und Frieden.“ Das war der „künftige Deutſche Kaiſer“ (ſo hatte man ihm eben noch in Karlsruhe zugerufen) „wie er leibte und lebte, und wie er im Buch ſtand“. Die Truppen, die Pfälzer alle, begrüßten ihn überall mit beiſpielloſem Jubel. Am 3. Auguſt war ſein Hauptquartier in Landau; die Stadt ſelbſt wie ihre nächſte und nähere Umgebung ſtarrte von deutſchen Truppen aller Art; nachmittags ſammelten ſich die Generäle im Hofe des „Pfälzer Hofes“, wo der Kronprinz abgeſtiegen war, zur letzten Beratung. In den früheſten Morgenſtun-

den des nächſten Tages geſchah der Aufbruch gegen Süden, gegen Weißenburg. Dieſe Stadt iſt die beſte Eingangspforte ins Elſaß, denn weiter links nach dem Rheine zu war das Land ſehr waldig und ſumpfig und ohne große Straßen, rechts hingegen verhindert die Bergkette der Vogeſen die Entfaltung größerer Truppenmaſſen. Zur Verteidigung dieſes wichtigen Punktes hatte Mac Mahon nur die Diviſion Douay (zwei Linienregimenter, je ein Zuaven-, Turkos-Chaſſeursbataillon nebſt drei Batterieen Artillerie, einer Batterie Mitrailleuſen und einiger Kavallerie) entſendet. General Douay hatte am Gaisberg, auf deſſen Kuppe oben ein Schloß mit einem Meierhofe liegt, ſein Lager aufgeſchlagen. Der Gaisberg beherrſcht die ganze Gegend und namentlich die nördlich vorgelegene Stadt. Der General war eben im Begriff, an und auf dem Berge Batterieen zu errichten und Schanzen aufzuwerfen, als die Spitze der III. Armee ſichtbar wurde.

Direkt auf Weißenburg marſchierte der greiſe Hartmann mit ſeinem 2. bayeriſchen Korps; die Avantgarde-Diviſion führt Bothmer. Auf Altenſtadt marſchiert Kirchbach mit dem 5. preußiſchen Korps; dieſes und das 11. unter Boſe ſollen durch den Bienwald die Lauter überſchreiten. Lauterburg ſoll durch die Badenſer und Württemberger unter Werder beſetzt werden. Als Reſerve folgt von der Tann mit dem 1. bayeriſchen Korps und die 4. preußiſche Kavalleriediviſion unter Prinz Albrecht, dem jüngſten Bruder des Königs. Bothmers Avantgarde erblickt Weißenburg zuerſt; die Beſatzung der Stadt bilden das 74. Linienregiment und Turkos. Auf der Höhe von Schweigen hält der Kronprinz. Der Feind grüßt aus der Stadt mit Kanonenſchüſſen. Eine Salve des Chaſſepotgewehres gilt den drei vorderſten Bataillonen Bothmers. Die bayeriſchen Chevauxlegers jagen heran, hinter ihnen die Batterieen. Die Granaten ziſchen durch den Regenſchleier und praſſeln auf die Häuſer der Stadt; es brennt an zwei Stellen. Die Sturmglocke heult, aus den Umgebungen der Stadt flüchtet unter dem beginnenden Feuer alles in fieberhafter Angſt durch die Felder. Vorwärts! Vorwärts! ruft der Horniſt den Blauen zu; die Bayern jubeln, ſie haben ja viel zu lange ſtillgeſtanden und wollen doch an die „Wilden“. Die Jägerbataillone avancieren im Geſchwindſchritt. Da tauchen ſie empor aus dem Niederholz, die ſchwarzen, wilden Geſichter, im weißen

Turban, den roten Fez hintenüber auf dem häßlichen Kopfe; in buntem Farbenſchimmer huſchen die Tirailleure der afrikaniſchen Horden durch die Büſche, gelenkig und ſchnell, an drei, vier Orten zugleich. Am Bahnhofe haben ſich die ſchwarzen Kerle eingeniſtet, das kleine Zollhaus am Eingange zur Feſtung iſt gleichfalls von ihnen beſetzt. Hinter dieſen Schützenketten zieht heran, was Douay den Deutſchen entgegenwirft. Zwei Batterieen ſüdweſtlich von Weißenburg beginnen ein wütendes Feuer gegen die Geſchütze bei Schwei-



Bayern im Kampfe mit in den Hopfenfeldern verſteckten Turkos.

gen; dieſe antworten. Da ruft das Signal „Halt!" Die Bayern ſtehen, dann avancieren ſie wieder langſam im ruhigen Marſche. Der Kugelhagel umſauſt dieſe eiſernen Männer, vor deren regelmäßigen Tritten und feſter Haltung die feindlichen Schützenketten ſich zurückziehen. Wieder ein Halt. Dann fordert das Signal den Angriff. Wie ein ungeheurer Fächer breiten ſich die bisher geſchloſſenen Reihen auseinander. Mit lautem Hurra! werfen ſich die Bayern auf den Feind. Dieſer hat jede Hecke, jeden Buſch, den Graben, die langen und breiten Holzſtöße und die Pyramiden aus

Hopfenſtangen zu Verteidigungsplätzen umgeſchaffen. Erbittert, mit der Wut des Schakals, kämpfen dieſe wilden ſchwarzen Scharen und aus dem ſtark verbarrikadierten Weißenburg knattern die regelmäßigen Salven auf die Bayern. Zuweilen ſtürzt ein Troß jener Unholde gegen die Deutſchen, ein wütender Kampf beginnt dann, und nur das heftige Feuer des wohlgedeckten Feindes nötigt die Bayern, wieder Halt zu machen. Hier ſteht das Gefecht; man hat einen ſolchen Widerſtand kaum erwartet. Der Kronprinz giebt Befehl, das Gefecht in der Front hinzuhalten, bis ein Flankenangriff zu Hilfe kommen kann. Die Geſchütze donnern unaufhörlich, die Lagen des Gewehrfeuers praſſeln dazwiſchen, die Bayern Bothmers halten ſich. Ihnen bringt Oberſt von Bothmer, der Preuße, durch das 58. und 59. Infanterieregiment Unterſtützung, indem er das Vorwerk Gutleuthof dem Feinde entreißt, um von Südoſten Weißenburg zu faſſen. Aber von den Höhen des Gaisberges herab ſandten die franzöſiſchen Geſchütze einen Hagel von Geſchoſſen gegen die Vordringenden. Kirchbach läßt Altenſtadt durch die Königsgrenadiere und die 47er ſtürmen. Als die Turmuhr in Altenſtadt auf ihrem durchſchoſſenen Zifferblatt halb zwölf Uhr weiſt, iſt der Ort in deutſchem Beſitze. Der Gaisberg ſpeit Flammen und Tod. Neue Meldung: „Schwerer Stand der Diviſion Bothmer.“ Alſo muß der Gaisberg genommen werden. Kirchbach formiert die Brigade zum Sturm auf die Höhen, drei Bataillone ſendet er den Bayern zur Unterſtützung.

Der Kronprinz war, von ſeinem Blumenthal begleitet, neben ihm der Herzog von Koburg und der Prinz Otto von Bayern, bereits zweimal die Höhen von Schweigen unter dem Feuer der Granaten, die von Süden her fielen, hinabgeritten, um durch ſeinen Zuruf die Bayern bei der harten Arbeit zu ſtärken. Von dem Außenpoſten am Landauer Thore kann man dieſe gefährlichen Ritte deutlich ſehen, und die Tirailleure am Graben haben den Kronprinzen ſehr bald bemerkt. Sie meldeten es den Kanonieren ſofort und dieſe beeiferten ſich, ihre Geſchoſſe nach der angegebenen Richtung zu entſenden. Beim zweiten Ritte erhält der Kronprinz die Meldung, daß Boſe die Teten des 11. Korps vorzuſchieben beginne. Jetzt giebt der Kronprinz Befehl zum allgemeinen Vorgehen. Nun donnert es von allen Seiten. Kirchbachs Bataillone dringen von Süden und Oſten gegen die Stadtmauer vor aufs Hagenauer Thor.

Die Barrikaden ſind durch Granaten zerſchmettert. Furchtbares Geheul und Wutgeſchrei! Unter den gellenden Rufen Vive l'Empereur werfen ſich die Franzoſen den Einſtürmenden entgegen. Schon ſind die bayeriſchen Jäger auf der mit ſtarkem Geländer verſehenen Brücke am Landauer Thore, das durch einen ſtarken Turm überwölbt und mit ſtarken Thorpfeilern verſehen iſt. Weißenburgs Umwallung iſt nur mittelmäßig ſtark, aber ein dreißig Schritt breiter Graben erſchwert das Andringen; einige der Stürmenden werden hinabgeſtürzt, andre dringen in die Stadt, Turkos und Bayern im Handgemenge, Mann gegen Mann; die Schwarzen wehren ſich Schritt vor Schritt. Gräßliche Töne gellen durch das Knattern des Gewehrfeuers, wenn der Fänger eines bayeriſchen Jägers in die Bruſt des Wüſtenſohnes dringt; mit Nägeln, mit Zähnen klammern ſich die Kämpfer aneinander. Jetzt dringen die Preußen durch das Hagenauer Thor ein; in der Mitte der Straße ſtoßen endlich Bayern und Preußen durch den Knäuel der Feinde hindurch mit jubelndem Zuruf zuſammen. Gegen zwei Uhr iſt Weißenburg in den Händen der Deutſchen. Wer von den Feinden nicht gefallen, giebt ſich gefangen.

Douay hat vom Rande des Gaisberges die wütenden Kämpfe in und um Weißenburg deutlich wahrgenommen. Jetzt wird auch ſeine Lage gefahrvoll. Auf dem Wege nach Schleithal blitzt und blinkt es, lange Kolonnen entwickeln ſich mit großer Schnelligkeit, Tirailleurlinien gehen vorwärts gegen Douays rechte Flanke; er iſt hier und in der Front bedroht; unter dem Feuer ſeiner Artillerie läßt er den rechten Flügel zurückgehen. Unterdeſſen hat ſich das Königsgrenadier-Regiment, ein Bataillon der 47er und das 5. Jägerbataillon zur Erſtürmung des Gaisberges in Marſch geſetzt. Am Fuße des Berges liegen drei Vorwerke: Gaisberg, Gutleuthof und Schafbuſch. Dieſes beſetzt Douay ſoeben, Gutleuthof war ihm bereits entriſſen, in Gaisberg ſoll er ſoeben angegriffen werden. Der Gaisberg ſelbſt iſt mit natürlichen Terraſſen verſehen, durch welche ſich die Wege nach der Höhe winden, die von dem feſten Schloſſe gekrönt wird. Die große Mauer, welche den an den maſſiven Bau ſtoßenden Garten umgiebt, iſt ca. 25 Fuß hoch und ſetzt ſich einmal etagenförmig ab. Auf der anderen Seite dehnt ſich gegen die Stadt zu ein Hofraum aus, den verſchiedene Häuſer einſchließen. Den Eingang zum Schloſſe bildet ein hohes und tiefes Thor. Da

das Schloß der Stadt gegenüber liegt und die Höhen des Gaisberges mit Geſchütz trefflich zu beſetzen ſind, bildet das Gebäude nebſt Umgebung eine der beſten Stellungen, die beſonders dadurch leicht zu verteidigen iſt, daß die im Schloſſe eingeniſteten Schützen ihre Feuer etagenförmig verteilen können. Die Franzoſen hatten alles zur Abwehr hergerichtet. Die Wege nach dem Schloſſe hinauf waren in der Eile verhauen und die Stämme gefällter Bäume hineingewälzt. Das Gehöft in der Flanke war ebenfalls zum Gefechte eingerichtet. Ein mörderiſches Feuer empfängt den feindlichen Anmarſch aus den am Fuße der Anhöhe ſich hinziehenden Hopfengärten und Weinbergen. Der Feind hat treffliche Stellungen, er ſendet ſeine Kugeln mit größter Sicherheit der eigenen Perſonen, zahlreiche Tirailleurſchwärme tauchen auf und dringen unter heftigem Feuer vor. Ihnen entgegen werfen ſich die Jäger vom 5. Bataillon. Eine Lage der Zündnadelbüchſen fegt den Feind hinweg und die zweite räumt unter den Fliehenden auf. Aber das feindliche Feuer erneut ſich immer wieder und ſtärker. Die Chaſſepots ſpeien einen Hagel von Kugeln aus, in welchem die Grenadiere Nr. 7 feſten Schrittes geſchloſſen vordringen. Aber unter den dichtgeſchloſſenen Angriffs-Kolonnen räumen die feindlichen Geſchoſſe furchtbar auf; es wird klar, daß die bis jetzt übliche Formation den Erfolg im Kampf mit Menſchen-Hekatomben bezahlen muß. Aber raſch entſchloſſen und unter klugem Verſtändnis der neuen Lage gegenüber ſolchen Waffen, erfinden die Führer der Bataillone und Kompagnieen eine neue Angriffsart, indem ſie das Terrain zu ihrem Schilde machen und zugleich die trefflich geſchulten Truppen, welche alles vermögen, in zerſtreuter Ordnung vorführen. Hier ſchwärmen Züge auseinander und eilen vor, um hinter dem Terraſſenhang da vorne niederzukauern, dort wendet eine Kompagnie ſich ſeitwärts, um in einzelnen Zügen den Graben zu gewinnen. Eine bewegliche Kette von kleinen Abteilungen zieht ſich eng und enger um die franzöſiſche Feuerlinie, ſchmiegt ſich jeder Biegung an und drängt ſich in jede Lücke hinein. Hier ſiegt der beſſere Schütze über das beſſere Gewehr. Die Königsgrenadiere dringen geraden Weges auf das Schloß zu. Da praſſelt es von oben hernieder, zugleich erheben ſich die franzöſiſchen Schützen aus den Verhauen; an hundert Orten zugleich blitzt es auf. Vorwärts! rufen die Signale, vorwärts! mahnen die Offiziere. Der

Weg wird steiler, aus der Windung des Gehölzes stürzen die Bataillone des 74. französischen Linienregimentes, tapfere, entschlossene Gegner, die nicht glauben wollten, daß ein Feind in diese Stellung dringen könne. Mit Vive l'Empereur fallen sie auf die Grenadiere; Bajonettkampf, Stöße und Hiebe, wildes Rufen! Die Franzosen geben diesen Kampf auf. Mit Hurra! klimmen die Preußen aufwärts zum Schlosse. Da hüllt sich dieses plötzlich in eine Dampfwolke: ein Krater, aus welchem zahllose Blitze fahren; ein entsetzliches Feuer prasselt aus allen Fenstern, Luken und von den Mauern hernieder. Vorwärts! Vorwärts! Neues Handgemenge. Die Grenadiere schaffen sich aufs neue Raum zum Sturm. Schon können sie die Feinde auf den Mauern deutlich sehen. Doch diesem furchtbaren Schnellfeuer können die Tapfern nicht Stand halten; Major v. Kaisenberg versucht noch einmal vorzudringen, mit Hurra! folgen ihm die Treuen, ein Schuß streckt den Fahnenträger nieder, dessen Hand Kaisenberg die Fahne entnimmt; ein Schuß trifft den Fahnenstock, Kaisenberg hält das getroffene Banner und hoch es erhebend stürmt er voran. Da sinkt der Tapfere schwer getroffen nieder, mit ihm die Fahne. Das Bataillon geht feuernd zurück und sucht Deckung; neu anstürmende Bataillone der Königsgrenadiere dringen lautlos, in fester Formation den letzten Abhang des Berges herauf, das Gewehr im Arm. Douay wirft sich ihnen entgegen, die Mitrailleusen rasseln; aus dem Schlosse kracht eine neue Salve. Vergebens. Die Preußen steigen heran. Douay, bleich wie der Tod, ruft „C'est incroyable!“ und eilt an eine unbenutzt stehende Mitrailleuse, richtet das Geschütz, er will selbst die Kurbel drehen, — ein Granatstück schmettert ihn zu Boden. Die Preußen sind dicht am Schlosse. Unter tosendem Rufen werfen sich die Franzosen ihnen nochmals entgegen. Umsonst. Die Grenadiere sind im Schlosse. Was sich nicht ergiebt, wird niedergemacht. Nun feuern die Verzweifelten ohne Unterlaß aus den Fenstern. Mittlerweile hat die 41. Infanteriebrigade Schafbusch genommen und ist ebenfalls herangekommen: das Schloß ist umstellt.

Auf dem rechten Flügel wogte indessen noch der Kampf, den die Artillerie der Franzosen sehr lange hinzog. Ungeachtet des heftigen Granatfeuers avancieren die Jäger vom 5. Bataillon und schießen die Mannschaft und die Pferde der Batterie bald nieder.

Unter dem Feuer der Jäger zieht sich der Feind zurück. Da gewahren sie ein Geschütz, welches aus Mangel an Pferden verlassen zu stehen scheint. Die Franzosen eilen zurück, um es zu retten. Die Jäger dringen vor: ein blutiges Handgemenge, und die Jäger haben die erste feindliche Kanone erobert. Dann vorwärts, ebenfalls auf die Höhe des Gaisberges.

Unten, in und um Weißenburg wird noch immer gekämpft. Die Franzosen halten sich noch in den Gassen, und in den Gärten tobt ein erbittertes Gefecht. Die Schwarzen haben sich in den Hecken, zwischen den Weinpflanzungen eingenistet. Die Wut der Deutschen giebt keinen Pardon, denn diese schwarzen Teufel haben auf Verwundete geschossen und andere Frevel begangen.

Zwei Uhr nachmittags! Das Feuer schweigt allmählich. Aus dem Fenster des Schlosses weht die weiße Fahne; 300 Franzosen strecken dort oben die Waffen. In der Stadt fallen noch einzelne Schüsse, in den Gärten wird hier und da noch gekämpft, aber der Tag ist entschieden. Auf der Straße nach Steinselz flüchten die Franzosen in drei Kolonnen. Ihr Zeltlager ist eine Beute der Sieger geworden. Der erste Sieg ist erfochten. Alles jubelt und sinkt einander in die Arme. Heut haben die Kinder Deutschlands von Nord und Süd, von West und Ost zum erstenmale nebeneinander, füreinander gefochten. Da sprengt er heran, der Kronprinz! Er reitet die Höhen des Gaisberges hinauf, umringt von den jubelnden Deutschen. Jetzt muß die starre Disziplin einmal dem überströmenden Gefühle weichen. Die Reihen lösen sich, alle wollen ihm nahe sein, dem Königssohn, der heut einen neuen Sieg erfochten, der sich des großen Wertes wohl bewußt ist, den dieser Kampf beanspruchen darf, und der mit dankenden Blicken all die Tapferen begrüßt, welche ihr Leben einsetzten. Da trifft er die Königsgrenadiere; man zeigt ihm die glücklich gerettete, zerschossene Fahne; er küßt sie. Dann ruft er, das Banner hoch erhebend: „Es ist ein prächtiger Anblick, meine Herren, und das verdiente Kreuz soll ihr zu teil werden.“ Und Kaisenberg? — Sie hatten den Schwerverwundeten in einem Hohlwege niedergelegt. Als er zur Besinnung kam, war sein erstes Wort: „Wo ist die Fahne?“ Auf die Meldung von ihrer glücklichen Rettung lächelte er befriedigt. Man bringt sie, er drückt sie an das Herz. Nie sah er sie wieder flattern. (Nach Hiltl franz. Krieg.)

Der Kronprinz kommt zu den Bayern. Er hört auf dem Wege, so erzählte man bald, wie eine Kompagnie Gebirgsbayern ihrem Hauptmann die bitterſten Vorwürfe darüber gemacht, daß er ſie im beſten Vorwärtsſtürmen gegen die Turkos durch ſein „Halt"! zum Stehen gezwungen; daß der ſtämmigſte derſelben mit den Fäuſten den Schwarzen gedroht; daß dieſer mit unanſtändiger Gebärde afrikaniſch geantwortet; worauf der Bayer im wildeſten Feuer auf eine Gruppe dieſer Teufel hinſpringt, einen im Nacken packt und den Zappelnden herüberbringt: „Da, Herr Hauptmann, ſolch Gewächs wollen wir mal ganz genau betrachten." — Auch die Bayern löſen die Reihen, des Siegers Reckengeſtalt zu umringen. Dieſer hat das höchſte Lob für ſie: „Brave, brave Bayern! Ich danke, danke, danke Euch!" Da ergreift's ſeine Hand und drückt ſie gewaltig und er hört eine treuherzige von Thränen halberſtickte Stimme: „Hätteſt Du uns, Hoheit, Anno 66 geführt, wir hätten die Malefizpreußen in Grund und Boden geſchlagen." Und als der Kronprinz fortgeritten, ſtanden ſie noch lange in Gruppen, hadernd mit der Gerechtigkeit auf Erden, die das herrliche Raufen in den heimiſchen Bergen böſe beſtraft, hier aber aufs höchſte belohnt. — —

Tiefe Wehmut umzieht des Feldherrn Stirne, als er dann über das furchtbare Gefechtsfeld auf den Pfarrhof von Schweigen zurückreitet, wo ſein Hauptquartier ſich befindet. Schrecklicher, herzzerreißender Anblick! — Ringsum, weit verſtreut jenes Gewirre von Fetzen, Waffen, Leichen, Blutlachen, Torniſtern, Wagen, Rädern und tauſend anderen Dingen, deren urſprüngliche Beſtimmung niemand mehr erraten kann. Dort die Maſſen der nach den Lagern marſchierenden Bataillone, neben ihnen die langen Züge der Proviantkolonnen, welche herankommen, dann die ſchauerlichen Züge der Wagen für die Verwundeten, ringsum das dumpfe Getümmel. Lange Reihen gefangener Franzoſen kommen herbei, Wut und Scham malen ſich in den Blicken aller. Die Tage waren noch nicht da, wo ihnen die Gefangennahme willkommen war. Am Pfarrhofe von Schweigen große Haufen gefangener Turkos. Die ſchwarzen Bengel werden neugierig betrachtet, ſie grinſen abſcheulich, fletſchen die Zähne und laſſen ſich wie Affen füttern. Schauerlicher iſt der Anblick der getöteten Afrikaner. Der Geſichtsausdruck dieſer Gefallenen iſt wahrhaft diaboliſch, der beſonders durch die ſtarren Augen, welche ſich

faſt ganz weiß darſtellen, und durch die fürchterlichen Gebiſſe der Toten hervorgebracht wurde.

1500 Tote und Verwundete, darunter 91 Offiziere, hatte der Tag den Deutſchen gekoſtet; aber 1000 Feinde, 30 Offiziere, 20 Geſchütze und 4 Mitrailleuſen waren in die Hände der Sieger gefallen. Die Toten und Verwundeten der Franzoſen beliefen ſich auf nur 1000 Mann, was ſie ihren gedeckten Stellungen verdankten. Alle Orte ringsum waren mit Verwundeten angefüllt; die Liebeswerke, welche ſchon vor Beginn des Krieges eingeleitet waren, begannen ſich zu erfüllen. Freudig leerte das tiefaufatmende Landau ſeine Vorratskammern und ſchickte das beſte, alles was man hatte, den Sterbenden, den Verwundeten, den jauchzenden Siegern ins Feld. Von allen Seiten zogen die roten Kreuze im weißen Felde herbei, und bis nach Kaiſerslautern hinauf drängten ſich die Wagen mit Erfriſchungen, die langen Züge der Sanitätskolonnen.

Die Nacht ſank auf die Gegend nieder und brachte den Ermüdeten einige Ruhe. An den Feuern in und um Weißenburg ſaßen viele, mit Briefſchreiben in die Heimat beſchäftigt. Aus einigen Orten tönte bis zum Morgen die Wacht am Rhein herüber und die fünften Jäger waren beſonders luſtig: ſie hatten ja den beſten Fang gethan.

Mittlerweile hat der Draht des Siegers Bericht an den glücklichen Vater nach Mainz gebracht. Ein unendlicher Jubel umtoſt den Monarchen. Moltke muß den ihn wie einen Vater bedrängenden Soldaten das Telegramm des Kronprinzen vorleſen, und weiſt in trefflicher Anſprache auf die kommenden Ereigniſſe hin. Der König beeilt ſich, auch der Mutter nach Berlin die frohe Nachricht zu ſenden, welch glänzender aber blutiger Sieg „unter Fritzens Augen“ erfochten, und ſchließt die Depeſche in ſeiner Art: „Gott ſei geprieſen für dieſe erſte Waffenthat! Er helfe weiter.“ Nun aber der Jubel in Berlin, — in München, — an allen Orten, wo deutſche Herzen ſchlagen! Faſt überall wird noch heute die Siegesnachricht bekannt. Das ganze Volk, alle Alter, Stand und Geſchlecht gehoben in ſtolzer Befriedigung und noch ſtolzerem Hoffen.

Und da klang's auch ſchon, und da ſang's auch ſchon in Deutſchland überall: ein Pfälzer fand den erſten Ton in lautem Jubelſchall: „Ich weiß einen Meiſter von hoher Art, der kennt nicht Furcht noch

Bangen, in Schleswigs Schule hochgelahrt hat er die Weihe empfangen. Herr ‚Friedrich' iſt der Künſtler benannt, erſcheint im gewöhnlichen Reitrock, ein Tönemeiſter aus Preußenland, dirigiert mit eiſernem Streitſtock. Es hatte das Reich der Töne ſich bald ihm wunderbar erſchloſſen, ſeines Spieles mächtige Allgewalt hat dem Gegner ſchon Thränen vergoſſen. Im fernen Böhmen hat er gaſtiert, — die Böhmen ſind Geiger und Pfeifer, — und tüchtig ſeine Kapelle taktiert mit Pünklichkeit und Eifer. Die Böhmen hatten ihn bald erkannt und grüßten ihn: ‚Herr Kollege, obſchon ihr uns die Finger verbrannt, ihr ſeid ein großer Stratege.' Jüngſt ſchrieb er die herrlichſte Ouverture als Tonſchmaus dem welſchen Ohre, die machte gewaltig, nach Gebühr, in Frankreich ſelbſt Furore. Bei Weißenburg, im Elſaß, ward ein großes Konzert abgehalten, es lauſchten die Turko, der Menſchenbaſtard, die Zuaven und Zephirgeſtalten. Die Deutſchen fanden ſich zahlreich ein im kriegeriſchen Glanze, die Deutſchen ſind luſtig und ſingen darein, beſonders, wenn's geht zum Tanze. Und als Herr ‚Friedrich' den Degen ſchwang, ſeine Leute zu ſpielen begannen, Hurra, wie's da durch die Felder klang zu des Schwarzwalds rieſigen Tannen. Denkt nur, den Baß mit gewaltiger Stimm', den blieſen die langen Kanonen, es durchpfiffen das Thal mit Löwengrimm Zündnadel- und Werderpatronen. Die Trompeten ſchmetterten luſtig drein, die Schlägel raſten, die ſchlanken, die hurtigen Reiter fielen ein mit den Fiedelbogen, den blanken. Und mit der Begeiſterung heiligem Zorn, durch Toben und Heulen und Ziſchen, erſcholl das bayeriſche Jägerhorn gar wundertönig dazwiſchen. Den Franzoſen fielen die Ohren zu ob dieſen Melodieen, es legten ſich viel' in Reihen zur Ruh', und andere ſuchten zu fliehen. — Und als Finale verklungen war, da regten ſich tauſend Kehlen, der Beifallsſturm der deutſchen Schar, der konnte dem Feſt nicht fehlen. Es jubelt der Rhein, es lacht die Spree, den Elbſtrom freut die Geſchichte, doch herb und bitter wie Aloe ſchnitt die Seine ein Geſichte. Alldeutſchland rufe mit Donnerbraus, mit deutſcher, urkräftiger Lunge: Da capo, da capo, dal segno hinaus dem Meiſter, in mächtigem Schwunge. Drum iſt zu empfehlen für alle Zeit, als gediegene Muſiklektüre, von Kronprinz Friedrich die Ehrenarbeit: die Weißenburg-Ouverture."

(Johannes Hüll.)

Digitized by Google

Felix Dahn aber ſang in Würzburg: „Nun laßt die Siegs-Fanfaren ſchmettern und ſallet ein im Jubel-Chor: denn hell aus dunkeln Schlachten-Wettern ſtieg Deutſchlands goldner Stern empor. Der falſche Zauber brach in Stücke an unſres Speeres Eichen-Schaft, dort welſcher Trug und welſche Tücke, hier deutſche Treu und deutſche Kraft. Scharf habt den Adler ihr getroffen, ihr Schützen meines Alpen-Lands, und raſch, wie eurer Felſen Schroffen, erklommt ihr Wall und Mauer-Kranz. Gefällt die Wehr, den Schuß verhalten drang an der Preuße ſiegesfroh; ſie haben ihm nicht Stand gehalten, dem Bajonett von Waterloo! Nein, als ſie auf der Höhen Krone des deutſchen Auges Blitz gewahrt, da hat des Cäſars Bataillone den Berg hinab die Flucht entſchart. Jetzt nach Ulanen und Huſaren, den Toten-Kopf am ſchwarzen Helm, wie Wetter Gottes drein gefahren auf Turko-Hund und Zuaven-Schelm! Das Lager brennt, die Adler fallen, das Mordgeſchütz, ſtumm liegt es da, und durch die Lüfte brauſt's mit Schallen! Victoria! Victoria!"

Und wie nahmen die Elſäſſer und die dort hauſenden franzöſiſchen Truppen die Ereigniſſe des 4. Auguſt auf? Hören wir wieder die Fröſchweiler Chronik: „Es war etwa 9 Uhr. Alles war in der größten Aufregung; die Offiziere ſtanden gruppenweiſe zuſammen, flüſterten einer dem andern etwas ins Ohr: Blicke und Gebärden deuteten unruhig nach dem Liebfrauenberg hinüber. Die Soldaten wogten auf und ab; es toſte wieder ſo ganz eigentümlich durch die Maſſen; es fielen auch einige Worte: ‚Dort unten giebt's Neues', ‚Der Brand geht los.' Fragte man den einen oder den andern: ‚Was giebt's?' ‚Ich weiß nicht', war die Antwort, oder ‚Ein kleines Vorpoſtengefecht bei Weißenburg.' Unſern Bauern war der ganze Alarm noch ein Rätſel; ſie ahnten aber doch mit ſicherm Inſtinkte: jetzt muß es anders werden; entweder Franzoſen oder Preußen. Und plötzlich, wie wenn ein unſichtbarer Feuerreiter herüber geflogen wäre, verbreitete ſich die Hiobspoſt, und der Kanonendonner verkündete es dröhnend durch die Berge, daß die Deutſchen Weißenburg überfallen hatten und der erſte Waffentanz dort unten an der Grenze aufgeſpielt wurde. Nun denke ſich einer in unſere Mitte; dieſe Beſtürzung, dieſes Aufbeben aller Gemüter. ‚Sie kommen! ſie kommen! Herr Gott, ſie kommen herüber!' Und dieſes Durcheinanderrennen und Durcheinanderfragen: ‚Wo? wo? Wer iſt in

Weißenburg? Wo iſt der Marſchall? Wo iſt der Ducrot?' Dieſes angſtvolle Zappeln zwiſchen Furcht und Hoffnung — dieſes fieberheiße Bangen nach guter Botſchaft: ‚Wie ſteht's? wer wird's gewinnen? werden ſie hinausgeſchlagen? noch nichts Neues?' und die tollen, wütigen Siegespropheten: ‚ſie kommen nicht herein, oder nicht lebendig hinaus! in der Scharrhol müſſen ſie untergehen, am Schafbuſch kriegen ſie die letzte Ölung.' Und die Furchtſamen: ‚ja, ja! 's geht nicht gut dort unten, horch, wie's donnert!' Und die Verzagten: ‚ſie kommen, ſie kommen, Herr Jeſes, ſie kommen!' So vergingen, als wären ſie an die Ewigkeit gebunden, vier bange, entſetzliche Stunden ... Da kam, gegen 2 Uhr, die erſte Kunde — man wollte, mußte die Wahrheit ſo lange als möglich verhehlen. ‚Ein kleines Gefecht hat ſtattgefunden; General Douay hat unvorſichtig angegriffen — zu wenig Mann — ce n'est rien, ce n'est rien.' Aber der unſichtbare Feuerreiter ſauſte hinterdrein: ‚Die Franzoſen haben's verloren, Weißenburg brennt, General Douay iſt gefallen, der Feind iſt im Land ...' War das rien? Das war nicht rien. Das war viel, ſehr viel, mehr als genug. Denn mit dieſer erſten Niederlage gingen die Weißenburger Linien verloren, war die erſte Grenzfeſtung erobert, die glorreiche Tradition des franzöſiſchen Heeres, wo nicht gebrochen, doch bedenklich erſchüttert, der Kampfesmut der deutſchen Armee unendlich gehoben, das ganze Unterland vom Feinde überflutet, das Elſaß ſchmachvoll preisgegeben und moraliſch verloren. Er war der erſte Wetterſchlag, der Frankreichs Stern den Untergang prophezeite. Aber, um Himmelswillen, wie war das möglich geworden? Hat man denn wirklich nicht gewußt, daß der Kronprinz dort unten in der Pfalz ein mächtiges Heer unter ſeine Fahnen ſammelte? Und wenn man's gewußt, hat denn der Marſchall Mac Mahon mit ſeinen Generalen glauben können, die raufluſtigen Bayern und Schwaben blieben dort ruhig ſitzen und rauchten ihr Pfeifchen oder bliesen Trübſal nach Noten, bis wir kämen und jagten ſie mit der Marſeillaiſe von dannen? Eine ſonderbare Strategie! Warum hat man nicht gleich eine bedeutende Armee an die Grenze geworfen, Weißenburg armiert, die umliegenden Anhöhen befeſtigt, die ſo wichtigen dem Feinde ſo verderblichen Engpäſſe der Vogeſen nicht verſchanzt? War denn die ganze Poſition nicht verteidigungsfähig? Man gehe hin und ſtaune über den freveln Leicht-

ſinn, über die unverzeihliche Untreue ... Der Tag bei Weißenburg war ein Unglück, viel größer, viel folgenſchwerer, als man glauben ſollte. Denn in Kriegszeiten, und beſonders bei den erſten Schlachten, kommt es viel weniger auf den materiellen Verluſt einer Feſtung, eines Landſtrichs und — weil doch einmal Menſchenleben geopfert werden müſſen — auf den Verluſt einiger Hunderte oder Tauſende von Soldaten an, als auf die moraliſche Erſchütterung des Heeres und der Bevölkerung; denn nicht die Schwerter ſind's allein, ſondern vor allem die mutigen Herzen, die nächſt Gott über Sieg und Niederlage entſcheiden ... Wenn 300 000 wilde Menſchenfreſſer zähnefletſchend durchs Liebfrauenthal heraufgebrochen wären, die Angſt, das Wehgeheul hätte nicht ärger ſein können, als wie am Donnerstag abends alle Geiſter zuſammenbrüllten: ‚Die Preußen kommen! Die Preußen kommen! ſie kommen! ſie machen alles hin, ſie nehmen alles weg, alle Männer von 15—60 Jahren; o Du großer Gott im Himmel dort oben, erbarme Dich! was fangen wir jetzt an?' ... Doch wie ſtand's nach dieſer erſten Schlacht bei unſerem Heere! Man denke ſich ſo recht hinein in die Realität der Geſchichte. Frankreich iſt die erſte Militärmacht der Erde; die franzöſiſche Armee hat Sieges- und Ruhmestraditionen wie keine andere in Europa: Krim, Italien, China, Mexiko ꝛc. Jetzt wird auf einmal, mir nichts, dir nichts der Krieg gegen Preußen erklärt. Die franzöſiſche Armee wird natürlich wie bisher ihren Waffenberuf glorreich erfüllen: ſie wird ausmarſchieren, angreifen und ſiegen. Das verſteht ſich von ſelbſt, das kann gar nicht anders gehen; das iſt ein unſtreitbarer Glaubensſatz vom Kaiſer bis zum beſcheidenſten Soldaten herab. Aber ſiehe da, diesmal fallen die Würfel anders, — der große Schweiger in Berlin iſt uns zuvorgekommen. Die franzöſiſche Armee iſt nicht ausgerüſtet, nicht ſchlagfertig; ſie verhungert im eigenen Lande; ſie liegt an der Grenze und kommt nicht vorwärts, nicht einmal nach Landau, geſchweige nach Berlin. Die Rollen ſind getauſcht; ſie kann nicht angreifen, ſie wird angegriffen, plötzlich, unverſehens, und (was bislang ihre Aufgabe nicht geweſen) ſie muß ſich verteidigen! Es giebt Schläge, harte, greuliche Schläge von den Bayern, von den Preußen, die fechten mit Löwengrimm; die ſchreiten vorwärts, und wenn der Boden weicht; die haben eine furchtbare Artillerie und zielen wie Schwarz-

künſtler; die laſſen ſich auch vor Zuaven, Zephyren und Turkos nicht bange machen; die brechen maſſenhaft über die Grenze, und wenn die erſten Reihen niedergemäht ſind, ſo ſtehen wieder Tauſende, Hunderttauſende hinterdrein ... Soll das auf eine Armee, auf eine franzöſiſche Armee nicht einen tiefen, erſchütternden Eindruck machen?... Das konnte man beſonders am Freitag morgens, als die Überbleibſel jenes Kampfes hier anlangten, mit Händen greifen. Die Generale machten finſtere, bange Geſichter; die Offiziere ſtanden ſchweigend, betroffen zuſammen; die Soldaten zogen bewegt und ängſtlich vorüber. Und dieſe tiefe, unheimliche Ruhe! Man ſpürte es Hohen und Niedern ab: ſchwere Ahnung durchwühlt ihre Bruſt, das Herannahen eines mächtigen, furchtbar entſchloſſenen Feindes, die ſichere Ausſicht auf eine blutige Völkerſchlacht durchbebt ihre Herzen; ihre Begeiſterung iſt dahin; ihre moraliſche Kraft iſt gebrochen; ſie werden kämpfen, ſie werden ſich mit Verzweiflung verteidigen, aber — nicht — ſiegen."

Der Tag von Weißenburg hatte den Beweis dafür geliefert, was alle Deutſchen vorausſetzten und wußten, daß die Truppen Frankreichs furchtbare Gegner ſeien. Wie ungleich heißer wäre der Kampf, wie entſetzlich wären die Verluſte geweſen, wenn dieſen Eingang ins Elſaß die ganze Armee Mac Mahons verteidigt hätte!

Den preußiſchen Grundſatz: den letzten Mann, das letzte Roß und den letzten Atemzug an die Verfolgung des Feindes zu ſetzen, ließ der Sieger diesmal ruhen, obgleich die Möglichkeit winkte, daß bei einem derartigen Vorſtoß der noch immer nicht geſammelte Feind über den Haufen gerannt, daß vielleicht gar Straßburg durch einen kühnen Handſtrich genommen werden konnte. Allein dem Kronprinzen mußte vor allem daran gelegen ſein, die ſo verſchiedenartigen Truppen ſeiner Armee, die ſich vor vier kurzen Jahren in erbitterter Feindſchaft gegenüber geſtanden, nicht nur, was ja bereits faſt ganz gelungen, miteinander zu verſöhnen, ſondern ſie auch aneinander zu gewöhnen, ſie allmählich — und das iſt nie die Frucht von wenigen Tagen — zu echter und rechter Waffenbrüderſchaft zu erziehen und den Süddeutſchen Zeit zu gewähren, den Preußen in allen ſoldatiſchen Eigenſchaften ähnlicher zu werden. Die Süddeutſchen hatten doch erſt ſeit drei Jahren ebenfalls ein Volksheer, waren

doch erſt ſeit kurzem ein Volk in Waffen, während in Preußen dieſer alt-germaniſche Brauch und Geiſt bereits ſeit 60 Jahren vom Großvater auf den Vater, und von dieſem auf den ſoeben kämpfenden Sohn ſich vererbt hatte und damit ſchon lange in Fleiſch und Blut des ganzen Volkes übergegangen war. Zu alledem kam ein zweites: die III. Armee war in den früheſten Morgenſtunden aufgebrochen und hatte einen infolge des Regenwetters höchſt anſtrengenden fünfſtündigen Marſch gemacht, ehe ihre Spitzen ½9 Uhr zuerſt mit dem Feinde zuſammentrafen, der erſt nach weiteren fünf Stunden geworfen werden konnte. Für den erſten Kriegstag waren ſolche Leiſtungen aller Ehren wert und verlangten gebieteriſch Raſt, Erholung und Nachtruhe. Ein drittes: das Elſaßthor war gewaltſam geöffnet und blieb in ſicheren Händen; nichts, gar nichts verlangte gebieteriſch Eile. Und nicht zu unterſchätzen als viertes: daß alle, aber auch alle Erwägungen dafür ſprechen mußten, durch gar keine Übereilung und gar kein Wagnis den machtvollen Eindruck dieſes erſten Sieges zu gefährden, ſondern gerade dieſe Armee, welche vorläufig trotz allem und allem die alleinige deutſche war, mit größter Vorſicht ausſchließlich zu durchaus ſicheren Siegen zu führen.

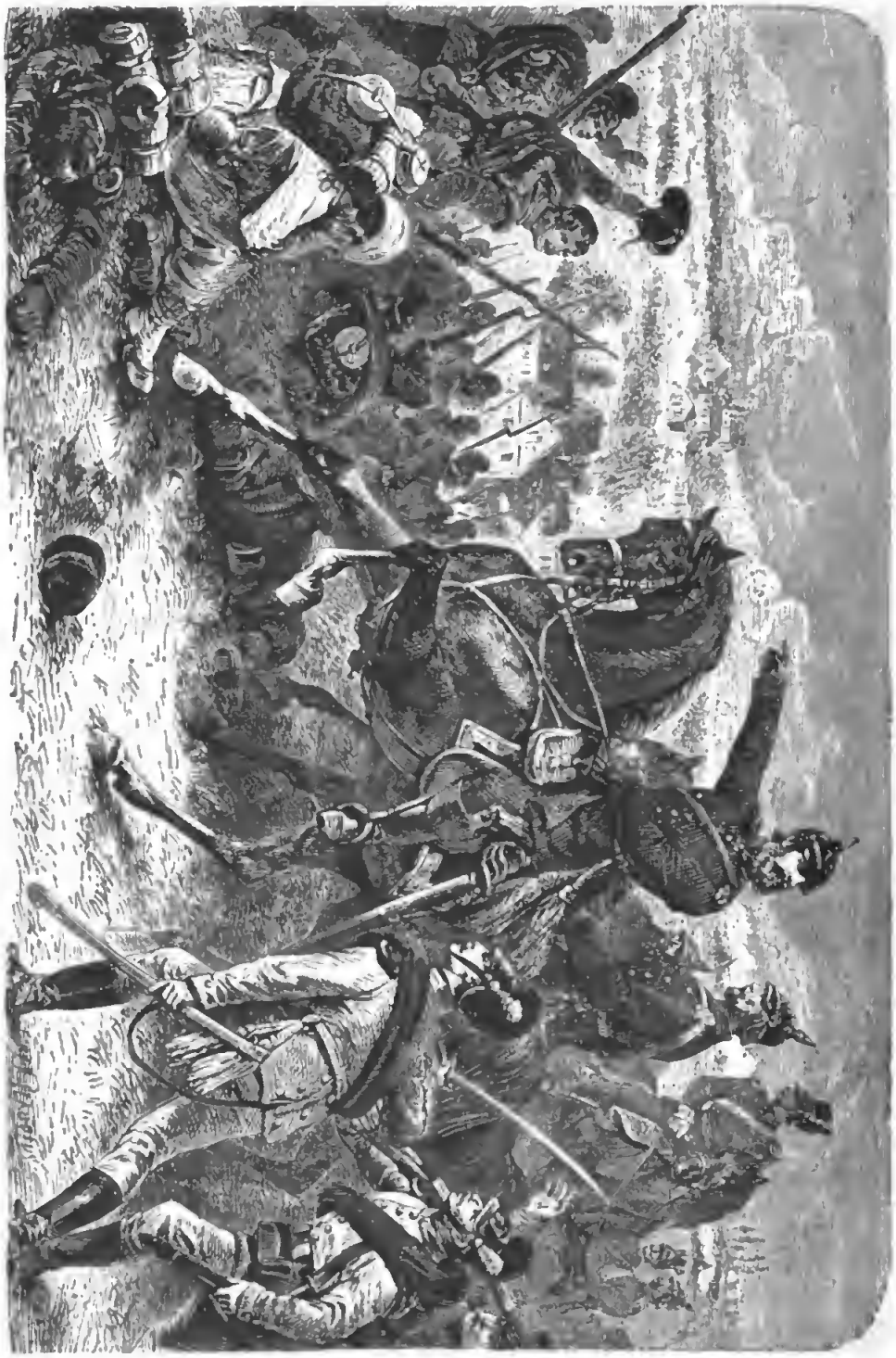
„Setze morgen den Vormarſch fort," ſo ſchloß das erſte Telegramm des Siegers an den königlichen Vater. Am 5. Auguſt brach die 4. Kavalleriedivision in der Richtung nach Hagenau und Reichshofen auf, einerſeits um über die Stellung des Feindes Gewißheit zu ſchaffen, andererſeits als undurchdringlicher Schleier für die nachrückende Armee, von welcher das II. bayer. Korps auf der Bitſcher Straße nach Lembach, das V. und XI. preußiſche Korps auf Preuſchdorf bez. Sulz, Werder mit ſeinen Badenſern und Württembergern auf Aſchbach marſchierten; das I. bayer. Korps ging als allgemeine Reſerve auf Ingolsheim. Im Hauptquartier wußte man bald genug, daß man an der Sauer etwa bei Wörth Mac Mahon mit ſeiner ganzen Armee vor ſich habe; da jedoch den Truppen nach einem ſehr anſtrengenden Tagesmarſche die Ruhe am 6. Auguſt wohlthun und den Sieg am 7. erleichtern werde, ſo wurde erſt der 7. Auguſt zum Schlagen einer großen Schlacht in Ausſicht genommen. Aber bei Preuſchdorf iſt es bereits vor dem Anbruch des 6. Auguſt zu lebhaften Plänkeleien der Vorpoſten gekommen, aus denen ſich gegen 7 Uhr ſchon größere Rekognoscierungsgefechte bei

Wörth und Gunſtett entwickeln. Die von ſteilen Rändern eingefaßte Sauer iſt durch Regenmengen zum reißenden Strome gewandelt; hinter ihr, in und bei Fröſchweiler und Elſaßhauſen ſteht die Hauptmacht der Feinde in ausgezeichneten Stellungen, wie vorgeſtern auf dem Gaisberge. Bothmer hat mit ſeiner 4. bayeriſchen Diviſion Mattſtall und Langenſulzbach beſetzt; jetzt vernimmt er den Donner der Geſchütze und geht demnach gegen Fröſchweiler vor; am Fuße

Mac Mahon, Herzog v. Magenta.

der Fröſchweiler Höhe nimmt er unter lebhaftem Gefecht Stellung, die er behauptet; aber ½11 Uhr kommt der Befehl, das Gefecht einzuſtellen. Es geſchieht; die Bayern kehren hinter Langenſulzbach zurück. Auch die Vortruppen des V. Korps hatten das Gefecht vor Wörth abgebrochen; als aber Kirchbach um 10 Uhr dem Geſchützdonner aus Norden und Süden entnimmt, daß die Bayern und das XI. Korps am Feinde ſind, ſo entſchließt er ſich zu neuem kräftigem Vorſtoß. Die bei Weißenburg erhaltene Wunde kann den tapfern

General nicht hindern, ſelbſt zum Rechten zu ſehen. Unterſtützt von 24 Geſchützen des im Süden kämpfenden XI. Korps geht er mit ſeinen 84 Geſchützen zum Angriff vor. Nun gehen die Mitrailleuſen zurück, die feindlichen Batterieen ſchweigen, die Infanterie beſetzt Wörth und geht gegen die feindlichen Höhen vor. Jetzt aber eröffnet Mac Mahon ein mörderiſches Feuer, zwingt dann die ſtark gelichteten Reihen zur Räumung des Bergabhanges und überſchüttet ſie, ſo oft ſie den Verſuch zu erneutem Vorgehen machen, mit immer neuem, furchtbarem Kugelregen; die Franzoſen haben ſich in den zahlreichen Gehöften und Pflanzungen, ſowie hinter den Hecken und Steinwällen des Abhangs feſtgeſetzt. Die Infantierie des XI. Korps hat hinter Gunſtett die Sauer gleichfalls dnrchſchritten und iſt zum Angriff vorgegangen; auch ſie wird unter ſchweren Verluſten von der feindlichen Übermacht zurückgedrängt. Kirchbach erkennt, daß der Plan des Kronprinzen: heute nur eine Frontveränderung vorzunehmen, aber keine Schlacht zu ſchlagen, nicht mehr durchführbar iſt; er giebt den Befehl zu abermaligem Vorgehen, meldet es dem Hauptquartier und erbittet Unterſtützung. Sofort verläßt der Kronprinz Sulz; er kommt 1 Uhr auf den Höhen von Wörth an und übernimmt die Leitung der improviſierten Schlacht. Die Württemberger können auf dem linken Flügel, die 3. bayeriſche Diviſion auf dem rechten Flügel wohl bald zur Unterſtützung eintreffen, aber das I. bayeriſche Korps iſt noch weit zurück. Nun überſchreitet auch die zweite Hälfte der Infanterie des V. Korps die Sauer. Ein entſetzliches Ringen beginnt um den Beſitz der Wörther Weinberge: die Bataillone ſchmelzen zuſammen, der größere Teil der Offiziere iſt tot oder verwundet, während Mac Mahon fortwährend friſche Reſerven vorführen kann. Da ſtürzt ſich endlich die ganze Infanterie des XI. Korps auf den rechten Flügel des Feindes, dem ſie den Albrechtshäuſer Hof, eine kleine Feſtung, entreißen. Schon iſt Boſe verwundet, aber er hat jetzt keine Zeit, ſich verbinden zu laſſen; Morsbronn wird dem Feinde im erſten Anlaufe entriſſen, hier gewinnen die Preußen die Höhe. Mac Mahon erkennt die außerordentliche Gefahr und wirft ihnen verzweifelt eine Küraſſierbrigade und ein Lanzierregiment entgegen. Aber was wollen ſie gegen das Zündnadelgewehr ſo ruhiger Schützen? In wenigen Minuten wälzen ſie ſich in wirrem, blutigem Knäuel; ihre geringen Überreſte



Der Kronprinz in der Schlacht bei Wörth, 6. August 1870.

Digitized by Google

reißen die Pferde herum, ſtoßen auf der Flucht auf die 13er Huſaren und werden im Handgemenge geworfen. Mac Mahon reißt durch einen verzweifelten Infanterie-Angriff die Albrechtshäuſer Höhen wieder an ſich, ſo daß die Preußen ihre Stellung am Hofe aufgeben müſſen; ein furchtbarer Artillerieangriff unterſtützt jedoch den Vormarſch neuer Bataillone: die Franzoſen werden zurückgetrieben; Mac Mahons rechter Flügel wird in den Niederwald geworfen, des Marſchalls Bagage gerät in die Hände der Preußen. Trotz zäher

Eroberung franzöſiſcher Kanonen durch das I. württembergiſche Reiterregiment bei Wörth.

Verteidigung wird auch der Wald genommen und der rechte Flügel bis Elſaßhauſen zurückgeworfen. Nun praſſelt von hier aus ein ſo verheerendes Artilleriefeuer gegen den Wald, daß die Preußen nur die Wahl haben, ihn aufzugeben oder todesmutig vorzugehen. Das letztere geſchieht. Boſe, Gersdorff, Schachtmeyer, Hausmann ſtürmen voran. Vorwärts! Vorwärts! Sturm! Hurra! Kanonendonner, Mitrailleuſengeraſſel, Chaſſepotgeknatter, entſetzliches Geheul, — alles vergebens: die Preußen nehmen nicht nur Elſaßhauſen, ſondern auch die es beherrſchenden Höhen, wobei ſie zwei Geſchütze und fünf Mitrailleuſen erobern. Mac Mahon wirft aus Fröſchweiler In-

fanterie gegen ſie; umſonſt. Dann wieder vier prächtige Küraſſierregimenter: das Schnellfeuer vernichtet auch dieſe und der Reſt jagt in wilder Flucht nach allen vier Windrichtungen auseinander.

Mittlerweile ſind die Württemberger herangekommen, Bayern vom I. und II. Korps haben den Oſthang der Fröſchweiler Höhen erklettert. So gehen die Deutſchen nun von Norden, Oſten und Süden gegen Fröſchweiler vor, dieſen letzten Stützpunkt der franzöſiſchen Armee. Schon iſt es in Brand geſchoſſen, Boſe ſtürmt aus dem Süden heran, er wird zum zweitenmale und diesmal ſchwer verwundet. Links von der Wörther Straße kommt das V. Korps mit den Württenbergern heran, rechts das XI. mit Abteilungen des V.; die Bayern werfen den wild kämpfenden Feind von den Nordhöhen ins Dorf hinab, dringen gleichzeitig mit ihm ein. Ein letztes Ringen, dann werfen ſich die Franzoſen in wilde Flucht. Aber die Artillerie beſtreicht die Rückzugslinien — — —. Um 5 Uhr iſt alles zu Ende. Die Verfolgung vernichtet die letzten Reſte der

Erbeutung einer franzöſiſchen Kriegskaſſe durch die Württemberger.

Ordnung auf dem Rückzuge, bis die Dunkelheit sich der Geschlagenen erbarmt. Nach Niederbronn, nach Bitsch, nach Hagenau, nach Straßburg drängen in wilder Hast Zuaven, Turkos, Linientruppen, Küraſſiere auf blut- und schaumbedeckten Rossen ohne Küraß und ohne Waffen, ledige Pferde mit den Sätteln unter dem Bauche, Karren mit Sterbenden, Kanonen und Mitrailleuſen, — alles in grauenhaftem Durcheinander. Mac Mahon ſammelt ſeine elenden Reſte erſt hinter den Vogeſen, deren Päſſe den Deutſchen offen ſtehen; er hat ſogar vergeſſen oder in der Eile nicht vermocht, die ſo wichtigen Eiſenbahntunnels zu zerſtören. Eine Niederlage, wie die von Belle Alliance, ärger wie die bei Königgrätz. 10 000 Franzoſen ſind gefangen, 9000 verwundet oder tot, alſo die Hälfte des Heeres vernichtet; 28 Kanonen, ein Adler, vier Turkoſahnen, fünf Mitrailleuſen und eine Menge Waffen, Wagen und Pferde ſind in den Händen der Deutſchen. Aber auch hier: welche Verluſte! 489 Offiziere und über 10 000 Tote und Verwundete hat der Sieg gekoſtet, und wie viele von ihnen liegen in den Fluten der Sauer! Vergleiche: bei Königgrätz verloren 220 000 Preußen gegen 201 000 Öſterreicher noch nicht 9000 Mann, bei Wörth 75 000 Deutſche, die in der Schlacht geſtanden, gegen 48 000 Franzoſen über 10 000!

Ein teuer erkaufter Sieg! aber welch ein Sieg! und über den beſten der Marſchalle Frankreichs, über den Sieger und Herzog von Magenta! Rührend wie Wilhelm der Mutter telegraphierte: „Welches Glück, dieſer neue große Sieg durch Fritz! Preiſe nur Gott für ſeine Gnade! Es ſoll Victoria geſchoſſen werden.“ Und kaum hatte man Zeit gehabt mit vor Freude glühenden Augen und mit zitterndem Finger auf der Landkarte nach Wörth zu ſuchen, als auch ſchon vom ſelben Tage ein neuer Sieg gemeldet wurde, der entſetzliche auf den Spicherer Höhen hinter Saarbrücken. Sie hätten für uneinnehmbar gelten müſſen, ſo ſteil, ſo geſpickt mit Batterieen, ſo geſichert durch Verhaue und Gräben. Dennoch machten ſich Teile der I. und II. Armee daran, den Feind für ſeine an Saarbrücken verübten Frevelthaten im Anblick Saarbrückens zu züchtigen. Die Feder verſagt ſich einer Schilderung dieſer in der Kriegsgeſchichte aller Zeiten beiſpiellos daſtehenden Schlacht und Erſtürmung. Und bis 3 Uhr nachmittags ſtanden nur 12 preußiſche Bataillone gegen die 39 Bataillone Froſſards; ſchon um 6 Uhr hatten die bis auf

27 Bataillone verstärkten Preußen den so viel stärkeren Feind aus solcher Stellung geworfen! Französische Berichte lieben es nicht, von diesem Kampf zu reden, wo es nicht möglich ist mit der Redensart vom Unterliegen gegen 3-, 4-, 10fache Übermacht sich prahlend zu trösten. Sie hatten hier 249 Offiziere und 3829 Mann verloren; die Preußen 223 Offiziere und 4648 Mann.

In drei Tagen drei Siege, die selbst dem Blindesten den zweifellosen Beweis lieferten, daß das einige Deutschland endlich einmal Frankreich nicht nur gewachsen, sondern überlegen war. Wer in diesen Tagen den Blick rückwärts auf die verflossenen Jahrhunderte wandte, auf die Zeiten französischer Anmaßung und französischer Verbrechen dem zerrissenen Deutschland gegenüber, durfte nicht bloß jubeln und jauchzen, sondern sandte auch die heißesten Dankgebete empor zum ewigen Vater im Himmel. Dann aber rauschten wieder die Lieder der Sänger durch die Lande. Emanuel Geibel schlug mächtig in die Seiten: „Habt ihr in hohen Lüften den Donnerton gehört von Forbach aus den Klüften, von Weißenburg und Wörth? Wie Gottes Engel jagen die Boten her vom Krieg: drei Schlachten sind geschlagen, und jede Schlacht war Sieg. Preis euch, ihr tapfern Bayern, stahlhart und wetterbraun, die ihr den Wüstengeiern zuerst gestutzt die Klau'n! Mit Preußens Aar zusammen, wie trutztet ihr dem Tod, hoch über euch in Flammen des Reiches Morgenrot! Und ihr, vom Gau der Katten, und ihr, vom Neckarstrand, und die aus Waldesschatten Thüringens Höh'n gesandt, ihr bracht, zum Keil gegliedert, der Prachtgeschwader Stoß; traun, was sich so verbrüdert, das läßt sich nimmer los! Und die ihr totverwegen, von Leichen rings umtürmt, im dichten Eisenregen den roten Fels erstürmt, wo blieb vor euch das Pochen auf Frankreichs Waffenruhm? Sein Zauber ist gebrochen, nachbricht das Kaisertum. So sitzt denn auf, ihr Reiter! Den Rossen gebt den Sporn und tragt die Losung weiter: hie Gott und deutscher Zorn! Schon ließ der Wolf im Garne ein blutig Stück vom Vließ; die Maas hindurch, die Marne, auf, hetzt ihn bis Paris! Und ob die wunden Glieder mit der Verzweiflung Kraft er dort noch einmal wieder empor zum Sprunge rafft: dich schreckt nicht mehr sein Rasen, o greiser Heldenfürst! Laß die Posaunen blasen, und Babels Veste birst. Der feigen Welt zum Neide dann sei dein Werk vollführt, und du, nur du entscheide den Preis,

der uns gebührt. Es ſtritt mit uns im Gliede kein Freund, als Gott allein: ſo ſoll denn auch der Friede ein deutſcher Friede ſein."

Ein Unbekannter ſang: „Das war zu Wörth der heiße Tag, als wir die Blutſchlacht ſchlugen: wie krachte von ihrem Donnerſchlag das Kaiſerreich aus den Fugen! Das war zu Wörth der heiße Tag, — die Höhen waren erſtürmet, auf blut'ger, glühender Heide lag, des Todes Saat getürmet. Und drunten im Grund, am einſamen Tann, wo rot die Wellen heut rauſchen, da hob ſich empor ein gefallener Mann, den Donnern des Sieges zu lauſchen; und neben ihm hob ſich ein andrer empor, die Rechte gepreßt auf die Wunde, mit brennenden Aug' und lechzendem Ohr einſog er die jubelnde Kunde. Der Erſte, ein Preuße vom nordiſchen Strand, vom bayriſchen Hochland der Zweite, ſie waren gefallen am waldigen Rand, — da lagen ſie Seit' an Seite. Victoria! klang's — mit flüchtigem Rot auf's neu' die Wangen ſich färben: Willkommen nun, heiliger Schlachtentod! Das nenn' ich ein ſeliges Sterben! Gerächt, gerettet das Vaterland. Der Räuber zu Boden gerungen! Und ſelig umklammert ſich Hand und Hand, und hielten ſich glühend umſchlungen. Und der Preuße: ‚Gott ſegn' euch die Waffenthat, heut zahltet ihr heim in Treuen den angeſonnenen deutſchen Verrat dem Franken, ihr bayriſchen Leuen!' Und der Bayer darauf: ‚Geſchmiedet in Eins ſind heut im Feuer wir worden! Heut ward ſie geſchlagen, die Brücke des Mains, geſchlagen von Süden nach Norden! Und wie wir ſterbend zum Bunde die Hand, zum Schwur der Treue erfaſſen, ſo reichen die Rechte ſich Land und Land, im Tode ſie nimmer zu laſſen.' — Und als erglommen um Felſen und Wald des Abendrots glühende Brände, da ruhten die Tapfern friedlich und kalt, im Tod verkettet die Hände. Doch wir hörten den Schwur, und wir halten ihn euch — bei dem rinnenden Herzblut im Sande, und die Kunde vom wiedererſtandenen Reich ſie donn're von Lande zu Lande!"

Edmund Hoefer triumphierte: „Zu Weißenburg, zu Weißenburg, da ging das Tanzen an, da traten wir ihm die Sporen ab, dem galliſchen Hahn! Mit Turkos und mit Zuaven hatt' er ſich aufgeputzt, — wir haben die bunten Federn ihm zerbrochen und geſtutzt. Der Steinmetz, der Steinmetz marſchiert ohn' Ruh und Raſt; ‚Steh feſt, du Schelmfranzoſe, wenn du Kourage haſt! Sie haben

uns bei Weißenburg geſpielt das Prävenier mit Pauken und Trompetenklang! Jetzt, Jungen, kommen wir!' Zu Spichern, zu Spichern, da gab's ein wildes Feſt, da ſaßen die roten Hoſen bequem im hohen Neſt, ‚heran, ihr Grenadiere! Was fragen wir danach? Heut zeigen wir's dem Franzmann und ſteigen ihm auf das Dach!' Den Bayer, den Bayer, den juckt es in der Fauſt: Der Schwab' will nicht dahinten ſein, wo man den Franzmann laust: ‚Hei, Königliche Hoheit, was ſtehen wir da umſunſt? Und tanzen die Preußen noch ſo flink, wir können's auch, mit Gunſt!' Zu Wörth, zu Wörth, da ſtand der Mac Mahon, da haben wir ihn zum Tanze geführt, bis daß er lief davon mit Turkos und mit Zuaven, mit ſeinen Damen — bon! Mit Mitrailleuſen und Chaſſepots lief er bis nach Chalons. Vom alten Fritz, vom alten Fritz und ſeinem alten Heer, vom Blücher und vom Gneiſenau red't uns nicht länger mehr! Wir können's auch, wir Jungen, Gott's Donner und Gott's Blitz: und haben wir nicht den alten, wir haben den jungen Fritz!"

Hub huldigte dem bayeriſchen Löwen: „Ludwig von Bayern, kurz bedacht, ein Hort der deutſchen Treue, abhold der welſchen Niedertracht, er ſprach: ‚Es wird mobil gemacht! Spring an, mein Königsleue!' Vom Wetterſtein, vom Wallerſee, vom Watzmannn und Scharfreiter, vom Böhmerwald, von der fränkiſchen Höh' und aus der rhätiſchen Alpen Schnee anrückt der Schwall der Streiter. Die Muskeln Stahl, die Bruſt Granit, der Löwe hebt die Pranken; vom Inn zum Wasgau hallt ſein Tritt, Groll iſt ſein Odem, Sturm ſein Schritt, — weh euch, ihr Turkofranken! Hört ihr es rollen donnerdumpf und rauſchen ſeine Mähne . . ? Er fegt Baſchlik und Kopf vom Rumpf, und blutig zuckend, Stumpf an Stumpf, liegt Schakal und Hyäne. Raubkudel von Konſtantineh, Aff', Krokodil und Schlange, Schwarz Mordgezücht aus Dahomeh — ihr Zeterſchrei: ‚Diable bleu!' erſchallt wie ſchaurig bange! Die Luft zerreißt ihr Wehgeheul, Entſetzen packt die Runde; zu Boden ſchmettert Kolb' und Keul' den afrikaniſchen Menſchengreu'l Spahis und Turkohunde. Den Grimmen hält nicht Wehr und Damm; mit ſeines Blickes Lanze die Meute vom Kabylenſtamm verfolgt er kühn, — ſein Feuerkamm aufwogt im blutigen Tanze. Da ſchien's, als ob der preußiſche Aar entzückt die Fänge höbe; vernichtet lag die Turkoſchar, — ſtolz ſchüttelte ſein Mähnenhaar der bayeriſche Löwe!"

Ritterhaus ſchrieb ſeine „Sonntagspoſt“: „Vom Pfälzer Gau, vom Saargebiet herbei die Boten fliegen und immer nur dasſelbe Lied von Siegen, nur von Siegen! Das iſt die rechte Sonntagspoſt! Nach Nord und Süd, nach Weſt und Oſt erſchallt's, wie wir geſtritten! Trotz Chaſſepot und Kugelſpritz', es gerbte unſer ‚junger Fritz' Napoleon, den Dritten, und lehrt' ihn deutſche Sitten! — Du alter Held von Sansſouci, du Vater Blücher droben, vom hohen Himmelsſaale ſieh die deutſchen Waffenproben! Da iſt ein Schwert, des euren wert, das wie der Schlag des Wetters fährt in die Franzoſenhaufen! Es läßt, trotz Gicht und Podagra, der ‚junge Fritz' (Victoria, ſo laßt uns heut' ihn taufen!) den Korſenkaiſer laufen! Ihr Tapfern all, die hier und dort ſo mannhaft ſich geſchlagen, o Gott, uns fehlt das rechte Wort euch allen Dank zu ſagen! O Siegeswonne, Siegesluſt! Euch jauchzen zu aus vollſter Bruſt die freien Nationen! Ihr, die ihr ſankt beim Flammenſprühn des Kampfs ins blut'ge Sommergrün, euch reicht der Ruhm die Kronen, und Gott, er wird's euch lohnen. Die Hände, die beim Schlachtgebrüll zuerſt ſich zornig ballten, ſie löſen ſich und wollen ſtill zum Dankgebet ſich falten. Deutſchland, dein Sonnentag erſcheint! — Zur Seinehauptſtadt! In den Feind das Fußvolk und die Reiter, bis umgeſtürzt des Frevlers Thron, bis ſeinen Lohn Napoleon empfangen! — Deutſche Streiter, der Himmel helfe weiter!“

Karl Weitbrecht rief: „Flattre, du Fahne, in Feindesland Fahne der Deutſchen, fliege! Flamme, du Schwert in deutſcher Hand, flamme von Sieg zu Siege! Hurra, ihr Brüder im blutigen Feld! Hurra, du Königsſohn, ſiegender Held! Hurra, zum Siege, zum Siege! Raſſle, du Trommel, dem Feind ins Ohr, unſanft klinge die Weiſe! Schmettre, Trompete, ein Lied ihm vor: glücklichen Weg auf die Reiſe! Hurra, ihr Brüder im blutigen Feld! Hurra, du Königsſohn, ſiegender Held! Hurra, zum Siege, zum Siege! Raſtlos weiter im Schlachtentanz, raſch mit ſchnaubenden Roſſen! Wacker dem Feinde den Ruhmeskranz nieder vom Haupte geſchoſſen! Hurra, ihr Brüder im blutigen Feld! Hurra, du Königsſohn, ſiegender Held! Hurra, zum Siege, zum Siege! Blatt für Blatt ſeinen Kranz zerzauſt bis an die Seine und weiter! Wenn in Paris euer Hurra brauſt, brauſt es dreimal ſo heiter: Hurra, ihr Brüder im blutigen Feld! Hurra, du Königsſohn, ſiegender Held! Hurra, zum Siege, zum Siege!“

W. Petſch aber klagte: „Es reitet in der Sommernacht, da alles ſtill geworden, ein Offizier durchs Feld der Schlacht, die Bruſt voll hoher Orden. Da trifft er in dem Dämmerlicht, am Wege nach Saarbrücken, Soldaten, die mit Kreuzen ſchlicht die Totenhügel ſchmücken. Da hält der Reiter ſtill im Thal und fragt die fleiß'gen Krieger. ‚Hier ruht mein Chef, Herr General!' Spricht ernſt ein junger Sieger. Da weint der greiſe Reitersmann, Held Manſtein, heiße Thränen, der Alſen einſt mit Sturm gewann, im Kampfe mit den Dänen. Ergriffen ſchau'n die Krieger all auf den berühmten Reiter. ‚Auf! Schaufelt fort den hohen Wall! Flink, flink, ihr wackern Steiter!' ‚Der geſtern euch zum Sieg geführt, zum Heldentod erleſen, den ihr geliebt, wie ſich's gebührt, — — er iſt mein Sohn geweſen!' Da ſchaufeln ſie die Erde fort und legen bloß die Leiche; — der Vater ſtarrt dem Sohne dort ins Angeſicht, ins bleiche. Und als ſie aus der Stadt ins Thal mit ſchlichtem Sarg gelangen, da küßt bewegt der General dem Sohn die bleichen Wangen. Dann ſteigt er wieder ſtill zu Roß; der Mond blitzt auf der Wehre. Zur Heimat zieht der Leichentroß, der Vater ſtill zum Heere."

Noch gewaltiger als der Eindruck der drei Siege in Deutſchland, war der Eindruck der drei Niederlagen im verwöhnten Frankreich. Seit Jahrhunderten hatten ſie ſich ſelbſt Weihrauch geſtreut; ſeit Jahrhunderten waren ihre Denker und Dichter, wollten ſie Erfolg haben, gezwungen, dem unſeligen Volke mit den übertriebenſten Schmeicheleien zu huldigen; ſeit Jahrhunderten war man gewöhnt, ſelbſt aus den herbſten Schlägen keine vernünftige, volkserziehende Lehre zu ziehen; die Jahrhunderte hatten jenen ſchlechten Geiſt in der Nation genährt, daß ſie die Wahrheit nicht vernehmen *wollte*, die Wahrheit nicht vertragen *konnte*, die Wahrheit nicht zu ſagen *vermochte*. Dieſer Prahlhans unter den Völkern der Erde ließ ſich *gerne* von ſeinen Zeitungen, von ſeinen Abgeordneten, von ſeinen Miniſtern, von ſeinem Herrſcher belügen, ſo daß endlich niemand mehr die Wahrheit zu ſagen getraute. Man hatte ihm nur von der unvergleichlichen Armee, nur von Erfolgen geſprochen, ihm nur Siege vorgegaukelt; der Kaiſer ſelbſt war die Veranlaſſung geweſen, daß der Vorſtoß vom 2. Auguſt zu einem beiſpielloſen Erfolge aufgebauſcht worden, von dem man ein neues Zeitalter datieren werde. In grimmiger Freude las man wie etwas Selbſtverſtändliches, daß die verzweifelten preußiſchen Land-

wehrmänner weinend und jammernd von den Gendarmen in die Eisenbahnwaggons hätten hineingezwungen werden müssen; daß in Berlin binnen einer Woche über 200 Personen aus purer Angst vor den kommenden Franzosen am — Durchfall elendiglich gestorben wären u. dgl. Noch am 5. August hatten sich die Pariser in eine wahre Raserei von Jubel versetzen lassen: Mac Mahon und Bazaine haben die III. Armee völlig erdrückt, den Kronprinzen mit 250 000 Mann gefangen genommen, Landau erobert. Unbeschreibliche Aufregung! Im Justizpalast werden die Gerichtsverhandlungen eingestellt; der Präsident liest die Depesche vor; einmütiger Jubel und gegenseitige Umarmung der Richter, der Advokaten und des Publikums; das Siegesgeschrei wälzt sich von Straße zu Straße, die Stadt bedeckt sich mit Fahnen. Nur zagend und schüchtern wagen sich hier und dort andere Nachrichten hervor; man schreit sie nieder. Der Taumel will noch am 7. August nicht weichen. Weißenburg verloren? Mac Mahon eine Schlappe? Lächerlich! Preußische Lügen! Die gewiegtesten Geographen eilen zu den Karten. Hier ist die Wahrheit, denn Wörth liegt am Rheine, in der Pfalz; der preußische „Sieg" bei Weißenburg war eine Niederlage, die Deutschen sind an den Rhein zurückgeworfen; bei Wörth ihr letzter verzweifelter Kampf, und was nicht in den Fluten des Stromes umkommt, fleht vor den Füßen der Marschälle um Schonung und Gnade. Jedoch nun erscheint der amtliche „Moniteur", welcher unter der Verherrlichung der französischen Tapferkeit die Wahrheit von Wörth durchschimmern läßt: „Um die Trümmer der Divisionen, die zu Brigaden geworden, zurückzubringen, wirft Mac Mahon der feindlichen Vorhut ein Kürassierregiment entgegen, um deren zermalmenden Marsch aufzuhalten. Diese eisernen Soldaten wissen, daß sie dem Tode entgegengehen. Trotz der Batterieen, trotz des Gewirrs der übereinanderfallenden Menschen und Pferde gelangen sie vor die Front der preußischen Regimenter, durchbrechen dieselben, hauen sie nieder, drängen vorwärts. Aber andere zahlreiche Bataillone kommen mit ihrer Wucht den Preußen zu Hilfe und der Rest unserer Kürassiere verschwindet im feindlichen Strudel. Der Marschall hat noch ein Regiment Chasseurs zur Hand. Er giebt ein Zeichen, es greift an und macht gleich den Kürassieren abermals eine gräßliche Lücke unter den Preußen. Dadurch wird der Rückzug des französischen Fußvolks gedeckt, aber die Chasseurs sind

dahin." Endlich dämmert es den Unſeligen; „die Trümmer unſerer Diviſionen", „der zermalmende Marſch der Preußen", „die Küraſſiere verſchwinden", „die Chaſſeurs ſind dahin", „Rückzug des franzöſiſchen Fußvolkes" — das alles ſpricht eine ſelbſt für Franzoſenohren vernehmliche Sprache. Unbeſchreibliche Wut! Die Maſſen bedrängen Ollivier im eigenen Hauſe; er kann ſich kaum durch das Verſprechen befreien, daß künftig alle einlaufenden Telegramme ausnahmslos veröffentlicht werden ſollten. In der erſten Morgenfrühe des 7. Auguſt war die Regentin von St. Cloud nach Paris geeilt, dann hatte ſie den Miniſterrat verſammelt: eine Proklamation wird veröffentlicht, die zum Vertrauen, zur Ruhe, zur Ordnung ermahnte; wer dieſe ſtöre, der konſpiriere mit dem Feinde. Eine Depeſche des Kaiſers — vor wenig mehr als einer Woche gab er jenes glänzende Feſt, vor vier Tagen erſt ſprach er von glänzendem Sieg — verſicherte, daß der Rückzug ſich in voller Ordnung vollziehe, daß noch alles gut werden könne. Zwei Dekrete beriefen die Kammern, die am 22. Juli auseinandergegangen waren, auf den 11. Auguſt wieder ein: das unſinnigſte was man thun konnte, — und verhängten über Paris zur Sicherung der militäriſchen Vorbereitungen den Belagerungszuſtand. Alles das beſänftigte nicht, es ſteigerte nur die Erregung. Die Blätter verlangen die allgemeine Bewaffnung, die Entfernung aller regelmäßigen Truppen an die Grenze, die Erhebung des Generals Trochu, des Günſtlings der Liberalen, oder Changarniers zum Miniſterpräſidenten. Schon erwägen die Pariſer Abgeordneten, ſich ſelbſt zum Verteidigungsausſchuß zu konſtituieren; auch andere Gruppen von Volksvertretern vereinigen ſich und wollen den 11. nicht abwarten. Ein neues Dekret der Kaiſerin kommt ihnen am 8. entgegen und beruft die Kammern ſchon auf den 9. Auf den Boulevards ernſtliche Zuſammenrottungen als Vorboten der Revolution, Mißhandlung napoleoniſch Geſinnter, Zerſtörung von Läden, allgemeine Spionenjägerei. Als der Geſetzgebende Körper am 9. um 1 Uhr zuſammentritt, umlagern Tauſende das Sitzungsgebäude. Unter furchtbarem Tumult giebt Ollivier in ſeiner Art kurzen Bericht von der Sachlage: „Keine unſerer Feſtungen iſt in Feindeshand, unſere Vorräte ſind unangetaſtet, Paris ſetzt ſich in Verteidigung, die Mobilgarde tritt zuſammen, wir können 450 000 Mann ausrüſten, mit Einſchluß der Nationalgarde verfügen wir über 2 Millionen Strei-

ter!" Aber niemand will ihn hören, die Opposition nicht, weil sie durch Favres Mund den Rücktritt der Regierung fordert, die Bonapartisten nicht, weil sie zuverlässigere Männer an der Spitze haben wollen. Ein offenes Mißtrauensvotum ward freilich abgelehnt, aber nur, um den Beschluß zu fassen: die Kammer sei entschlossen ein Kabinett zu unterstützen, das fähig sei, die Nationalverteidigung zu organisieren. Vergebens erklärt Ollivier vorher, er werde im Falle der Annahme seine Entlassung einreichen. Die Kaiserin genehmigt sofort den Rücktritt des ganzen Kabinetts und überträgt die Neubildung dem bonapartistischen 73jährigen Haudegen Graf Palikao.

Die Männer, welche sich dieser „Besieger der Chinesen" zu Amtsgenossen erwählte, waren zum Teil als Heißsporne des Bonapartismus übel berufen, zum Teil durch langjährige Dienste an den Kaiser gekettet. Von den Blättern höhnisch als das Kabinett der letzten Stunde begrüßt, erwiesen sie sich jedenfalls kräftiger und mutvoller gegen die feindlichen Stürme in der Kammer als ihre Vorgänger; sie wagten auch dem Kaiser rücksichtslos die Forderungen zu stellen, deren Erfüllung sie für unerläßlich hielten, und entwickelten nach allen Richtungen hin eine rege Thätigkeit. In der Wahl der Mittel waren sie dabei völlig ohne Skrupel. Das Verlangen nach Mitteilung aller Nachrichten wiesen sie zurück und speisten die Neugier und die patriotische Ungeduld mit den dürftigsten Brocken und mit den unerhörtesten Fälschungen ab; über die 60 000 Deutsche, die in Frankreich lebten, verhängten sie sofort die Ausweisung und rechtfertigten dieselbe als eine Repressalie für die Mißhandlungen, denen die Franzosen in Deutschland ausgesetzt seien. Dem Kaiser ließen sie so lange keine Ruhe, bis er sich am 12. August entschloß, Leboeuf als Generalstabschef abzusetzen, den Oberbefehl über das Heer an Bazaine abzutreten und dadurch auf alle Macht zu verzichten; denn auch nach Paris solle er nicht zurückkehren, sondern die Kaiserin in ihrer Würde als Regentin belassen. Für die Verteidigung der Hauptstadt sorgten sie mit großem Eifer, verhinderten die Ernennung eines Ausschusses, den die Kammer zu diesem Zweck einsetzen wollte, und bildeten statt dessen selbst einen; namentlich in der Verproviantierung wurde Vorzügliches geleistet. Das kühne Drängen der Republikaner auf Absetzung des Kaisers wußten sie wenigstens in den öffentlichen Sitzungen zum Verstummen zu bringen,

und in den geheimen Beratungen, die daneben ſtattfanden, war es unſchädlich; bei einer neuen Niederlage war das Kaiſertum ja doch verloren; es galt nur, es wenigſtens für den Fall des Sieges möglich zu halten. Pöbelunruhen wurden mit Energie erſtickt, für die Verſammlung und Ausrüſtung neuer Truppenteile das möglichſte gethan, alle unverheirateten Bürger vom 25.—30. Lebensjahre zur Linie eingezogen, die Waffenübungen der Mobilgarde emſig gefördert.

Aber freilich kamen alle dieſe Anſtrengungen jetzt viel zu ſpät und wurden obendrein durch die Fehler der Heeresleitung vollends unfruchtbar gemacht. Das franzöſiſche Hauptquartier ſchwankte nach dem Doppelſchlage vom 6. Auguſt ratlos von einem Entſchluß zum anderen. Daß an der Saar ein neuer Kampf nicht mehr verſucht werden ſolle, ſtand ſogleich feſt; ob man aber am rechten Moſelufer ſtandhalten, ob man auf Metz geſtützt hinter dieſem Fluſſe Widerſtand leiſten, ob man auf die Maas bei Verdun oder auf Châlons an der Marne oder gar ganz bis Paris zurückweichen ſolle, das waren Fragen, die heute ſo und morgen ſo entſchieden wurden, wodurch zweckloſe und verwirrende Kreuz- und Quermärſche verurſacht wurden.

Alles in allem: Napoleon regierte nicht mehr, Napoleon kommandierte nicht mehr, Napoleon fühlte ſich mit ſeinem Lulu höchſt überflüſſig, überall im Wege, mißachtet.

Wie hatte jener Seher geweisſaget? „Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein rächender Blitz flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz!“ — — — —

Rückblick.

Satz und Druck der Bogen war bereits bis hierher gediehen, als mir das 9. Heft der vom Großen Generalſtabe herausgegebenen „kriegsgeſchichtlichen Einzelſchriften“ mit dem Aufſatz: „Die Stärkeverhältniſſe im deutſch-franzöſiſchen Kriege 1870/71 bis zum Sturze des Kaiſerreiches“ zukam. Die vortreffliche Arbeit konnte demnach für dieſe erſten Schlachten nicht mehr verwertet werden. Es bleibt nur

übrig, durch nachfolgenden Auszug dem denkenden Leſer zu ermöglichen, in einem Rückblick auf die bisherigen Schlachten das Gebotene ſelbſtthätig zu ergänzen.

„Angeſichts ungewöhnlicher Erfolge liegt es nahe, dieſelben, wie dies oft verſucht worden iſt, durch die Überlegenheit des Siegers an Truppenzahl in den einzelnen Schlachten und Gefechten zu erklären. Wenn nun auch darin kein Vorwurf für die Kriegführung des Überwinders zu erblicken iſt, — denn das iſt ja eben die Aufgabe der Heeresleitung: ‚Maſſen auf den entſcheidenden Punkt zu bringen‘, — ſo läßt eine ſolche Auffaſſung doch die dem Unterliegenden ſtets ſehr annehmbar ſcheinende Meinung zu, als ob bei gleichen Kräften der Sieger vielleicht doch überwunden worden wäre.“ Aber in jedem Kriege und in jedem Kampfe können Umſtände obwalten, die, richtig benutzt, auch der Minderheit an Zahl den Sieg geben können. Solche den Franzoſen günſtigen Umſtände waren bis Sedan vorhanden. Die Durchführung des heutigen Kampfes bis zur Entſcheidung erfolgt in erſter Linie durch das Feuergefecht der Infanterie. Daraus ergiebt ſich ſchon, daß neben dem Manne die Waffe von Bedeutung iſt. Das weithin ſicher treffende Gewehr muß naturgemäß die Gefechtskraft eines Schützen gegenüber dem mit einer minderwertigen Waffe Ausgerüſteten erhöhen. Dieſes Verhältnis in der Bewaffnung war zu gunſten unſeres Gegners 1870 thatſächlich vorhanden, und der Kräftezuſchuß, welcher dieſem hieraus erwuchs, kam im Entſcheidungskampfe zur vollſten Geltung. Hier ſtand auch das auf die weiten Entfernungen freilich minderwertige franz. Geſchütz dem Deutſchen gleich, und außerdem unterſtützte noch die Verwendung der Mitrailleuſe das feindliche Infanteriefeuer. Jedes Zuſammentreffen wird, wenn dasſelbe in ſeiner Entwickelung zum Entſcheidungskampf führt, den einen Teil zum Verteidiger, den anderen Teil zum Angreifer werden laſſen. Je früher ſich einer der Gegner zur taktiſchen Verteidigung entſchließt, deſto mehr iſt er in der Lage, ſeine Feuerkraft und die Vorteile, welche das Gelände bietet, auszunutzen und hierdurch die Gefechtskraft ſeiner Streiterzahl zu erhöhen. Die Franzoſen befanden ſich in unſeren Kämpfen von 1870 mit dem Kaiſerreich überall in der Verteidigung, und von Freund und Feind wird ihre große Geſchicklichkeit in der Verſtärkung ſowie in der Benutzung des Geländes anerkannt. Es iſt dies mithin neben der Überlegenheit des franzöſiſchen

Gewehres eine zweite Größe, welche bei dem reinen Zahlenvergleiche der beiderseitigen Stärken nicht in Rechnung gestellt werden kann, bei den in Betracht gezogenen Schlachten aber zu gunsten der Franzosen berücksichtigt werden muß. Bei Abmessung der beiderseitigen Stärken in den Schlachten um Metz ist außerdem noch das für die Franzosen überaus günstige Verhältnis der Festung zur Feld-Armee in Betracht zu ziehen, denn Metz bot am 14., 16. und 18. August der französischen Armee taktisch einen gesicherten Rückzug. Hierdurch übernahm aber diese Festung für den französischen Oberbefehlshaber gleichsam die Rolle einer Armee-Reserve und gestattete demselben daher, die gesamten Truppen weit früher als sonst zulässig, gegen den Feind einzusetzen.

Der bloße Zahlenvergleich kann also niemals die wirkliche Gefechtskraft zum Ausdruck bringen. Aber auch beim Zahlenvergleich können die Ansichten noch darüber geteilt sein, welche Truppen als bei dem einzelnen Gefecht beteiligt anzusehen sind. In dieser Beziehung ist als zweckmäßig erachtet worden, in der Stärkeberechnung für eine Gefecht alle diejenigen Truppen hineinzuziehen, welche auf dem Kampfplatze anwesend waren, oder denselben noch so zeitig erreichten, daß sie hätten verwendet werden können. Ob die Verwendung solcher „Reserven" thatsächlich stattgefunden hat, oder nicht, kommt dabei nicht wesentlich in Betracht. Bei einer siegreichen Armee ist vielleicht deren Verwendung nicht mehr notwendig gewesen, oder andere Umstände, wie z. B. das Gelände, haben das Eingreifen derselben verhindert. Bei einer geschlagenen Armee aber hat möglicherweise die Führung es nicht verstanden, alle vorhandenen Truppen auch wirklich zweckentsprechend zur Verwendung zu bringen. Dieser letztere Umstand ist von um so höherer Bedeutung, wenn die geschlagene Armee bei der taktischen Entscheidung in der Minderzahl sich befand, und hieraus folgt die Notwendigkeit der Untersuchung, ob diese Minderzahl nicht zu erhöhen gewesen wäre.

Jeder Zusammenstoß ist das Ergebnis von Anordnungen der Führung. Bei den Stärkeberechnungen in den einzelnen Gefechten darf daher nach den oben bemerkten Rücksichten nicht allein die Frage gestellt werden: Welche Streitkräfte haben teilgenommen? sondern es muß auch untersucht werden: Welche Truppen mußten teilnehmen und haben nicht teilgenommen? Welche Kräfte konnten zum Kampfe

herangezogen werden und wurden nicht herangezogen? und endlich: Welche Truppen konnten aus eigenem Entschluß der Unterführer teilnehmen und nahmen nicht teil? Nur nach Klarlegung dieser Frage wird man der Truppe und der Führung gerecht werden. Vor allem aber dürfte durch eine solche Untersuchung bewiesen werden, von wie großer Wichtigkeit die Befolgung des Grundsatzes ist: Überlegene Massen auf den entscheidenden Punkt zu bringen.

Die Stärke sämtlicher bei Weißenburg beteiligten deutschen Truppen betrug 48 000 Gewehre, 2950 Säbel, 144 Geschütze; davon führten den Entscheidungskampf durch nur 24 700 Gewehre, 1700 Säbel, 90 Geschütze. Auf Seiten der Franzosen 4650 Gewehre, 650 Säbel, 18 Geschütze (einschl. 6 Mitrailleusen). Aber es hätten noch weit mehr Truppen an der Schlacht teilnehmen können. Nachdem Napoleon den Plan aufgegeben hatte, mit seiner gesamten Streitmacht bei Maxau auf das rechte Rheinufer überzugehen, hatte sich nach Anweisung der französischen Heeresleitung Mac Mahon mit seinem Korps, von welchem sich das Gros bei Straßburg, die Division Douay bei Hagenau und die Division Ducrot bei Reichshofen und Fröschweiler befanden, in abwartender Haltung auf den Grenzschutz beschränkt. Gleichwohl ordnete der Marschall am 2. Aug. eine Verschiebung des gesamten I. Korps nach Norden an, welche am 4. August ausgeführt werden sollte. Die nach der Landesgrenze vorgeschobenen Divisionen Ducrot und Abel Douay mit der 1. Kavalleriebrigade waren dem General Ducrot unterstellt. Die 3. und 4. Division sollten am 4. August nach Reichshofen bezw. Hagenau gezogen werden. Bei Weißenburg angegriffen konnte Douay die erste Unterstützung nach etwa $1^1/_2$ Stunden, einen wesentlichen Kräftezuschuß aber nicht vor $2^1/_2$ Stunden erhalten, während alle übrigen Teile des I. Korps nicht vor 6 bis 8 Stunden bei Weißenburg einzutreffen vermochten. Nach Abgang der Befehle, welche jene Bewegungen einleiten sollten, erhielt Mac Mahon in der Nacht vom 2. zum 3. August in Straßburg durch Douay ein Telegramm des Präfekten von Weißenburg, welches das Erscheinen der Deutschen in der unmittelbaren Nähe von Weißenburg meldete. Der Marschall verfügte sofort telegraphisch den Vormarsch Douays auf Weißenburg schon für den 3. August. Ducrot wurde angewiesen, schon am 3. August eine Brigade nach Lembach zu schieben. Die Division

Douays erreichte am ſpäten Abend des 3. Auguſt die Gegend von Weißenburg. Schon am 1. Auguſt hatte Mac Mahon aus dem kaiſerlichen Hauptquartier die Mitteilung erhalten, daß in der Pfalz größere feindliche Truppen-Anſammlungen ſtattfänden. In der Nacht vom 3. zum 4. Auguſt ging nunmehr eine Depeſche des Kaiſers ein, welche beſagte, daß der Marſchall am 4., ſpäteſtens aber am 5. Aug. einen Angriff zu gewärtigen habe. Mac Mahon änderte hierauf nichts an den für den 4. Auguſt befohlenen Bewegungen, ſondern wies 5^{27} Uhr morgens (4. Auguſt) Douay an, ſich im Falle eines ſehr überlegenen Angriffs über den Pigeonnier auf Ducrot zurückzuziehen und dieſen über die Lage aufzuklären. Douay hatte dem Marſchall in der Nacht von 3. zum 4. gemeldet, die über die Grenze geſchickten Erkundigungs-Abteilungen hätten den Feind nicht bemerkt. Weder Mac Mahon noch Ducrot glaubten an einen nahe bevorſtehenden Angriff ſtärkerer feindlicher Kräfte. Der Marſchall beabſichtigte am 4. Auguſt die Vorpoſten von Weißenburg bis Reichshofen abzureiten und hielt an dieſer Abſicht noch feſt, als ihm nach 9 Uhr vormittags die Nachricht zuging, daß Weißenburg und der dortige Bahnhof von den Deutſchen beſchoſſen würden. Es war möglich, die Zahl der bei Weißenburg angegriffenen Truppen auf 15 200 Gewehre, 750 Säbel, 24 Geſchütze und 12 Mitrailleuſen zu bringen; ja bei anderen und rechtzeitigen Maßnahmen Mac Mahons ſogar auf 27 600 Gewehre, 2400 Säbel, 36 Geſchütze, 18 Mitrailleuſen. Ob durch dieſe Maßnahmen der Sieg errungen worden wäre, iſt allerdings fraglich; jedenfalls würde aber dann die Entſcheidung auf dieſem Teile des Kriegsſchauplatzes nicht erſt bei Wörth, ſondern ſchon bei Weißenburg gefallen ſein.

Die in der Pfalz ſich ſammelnde III. deutſche Armee ſollte nach dem Eintreffen der noch auf dem rechten Rheinufer befindlichen Badiſchen und Württembergiſchen Diviſion den Feind in ſüdlicher Richtung aufſuchen und angreifen. Deshalb befahl der Kronprinz den Vormarſch in breiter Front bis an die Lauter für den 4. Auguſt. Der am 3. Auguſt am weiteſten nach Süden (Bergzabern) vorgeſchobenen bayeriſchen 4. Diviſion war der rechte Flügel der Vormarſchfront (alſo am Gebirge) und als Ziel des Tages die Beſetzung von Weißenburg zugeteilt, während die 3. bayeriſche Diviſion (hinter Landau) und alle übrigen Teile des II. bayeriſchen Korps

in die Marſchrichtung der erſteren Diviſion gebracht worden waren. Dieſem Vormarſch ſchloß ſich nach links hin (auf der Weißenburger Straße über Impflingen zwiſchen dem Gebirge und der Ebene) derjenige des V. und XI. preußiſchen Armee-Korps an — ſie lagen am Abend des 3. Auguſt hart vor Landau —, welcher dieſe Truppen bis an den Lauter-Abſchnitt, und zwar mit dem linken Flügel bis nach Bienwald-Ziegelhütte, 9 Kilometer von Weißenburg, führen ſollte. Hinter dem II. bayeriſchen Korps ſollte außerdem die 4. Kavallerie-Diviſion (am Abend des 3. öſtlich von Landau) bis an den Otterbach, 3300 Schritt öſtlich Ober-Otterbach, rücken. Alle vorgenannten Armeeteile, mit Ausnahme der 4. bayeriſchen und der 4. Kavallerie-Diviſion, ſollten früh 4 Uhr aufbrechen; nur für dieſe beiden Diviſionen war der Aufbruch erſt für 6 Uhr früh befohlen worden. Aus dieſer, in Berückſichtigung der räumlichen Verhältniſſe gewählten Ordnung der Aufbruchzeiten ergab ſich ein ziemlich gleichzeitiges Eintreffen der Spitzen am Lauter-Abſchnitt, in der Gegend von Weißenburg, und damit die Möglichkeit einer rechtzeitigen Beteiligung aller dieſer Truppen am Gefecht für den Fall, daß der Feind bei Weißenburg dem Vormarſche Widerſtand entgegenſetzen würde. Das Korps Werder (bei Maxau) ſollte nach Lauterburg, das I. bayeriſche Korps (hinter der unteren Queich) um 4 Uhr früh aus ſeinen Biwaks nach Langenkandel rücken. So war die Möglichkeit geſchaffen, den ſich entgegenſtellenden Kräften des Feindes ſtets von Hauſe aus mit ausreichender Stärke zu begegnen. Wurde der Gegner bei Weißenburg gefunden, ſo konnte das Korps Werder gegen ſeine rechte Flanke vorgehen; ging er auf Lauterburg vor, ſo war dieſes Korps in der Lage, ihn feſtzuhalten, bis ſeine linke Flanke von Weißenburg her angefaßt wurde. Das I. bayeriſche Korps konnte dann immer noch von Langenkandel aus, je nachdem ſich die Verhältniſſe entwickelten, die in der Gegend von Weißenburg vereinigten Truppen oder das Korps Werder rechtzeitig unterſtützen. Der Kronprinz war ſomit in der Lage, wenn dies erforderlich wurde, die geſamte III. Armee zur Entſcheidung einzuſetzen, d. h. es konnten gegen die oben berechneten franzöſiſcherſeits möglicherweiſe an der Lauter ins Gefecht zu bringenden Kämpfer deutſcherſeits 109 600 Gewehre, 12 600 Säbel, 474 Geſchütze verwendet werden. Die Umſtände erforderten das Einſetzen der Geſamtkraft nicht. Es bedurfte

nicht einmal aller Kräfte der drei gegen den Lauter-Abſchnitt bei Weißenburg vorgeführten Armee-Korps.

Die Schlacht begann 4. Auguſt 8½ morgens und endete 2½ Uhr nachmittags. Das Wetter war nicht günſtig: am 3. Auguſt abends 9 Uhr begann es ſtark zu regnen; das Unwetter hielt bis zum 4. Auguſt 8 Uhr vormittags an, dann klärte ſich der Himmel auf. Infolge des ſtarken Regens waren die Wege ſchlecht, der Boden außerhalb derſelben ſtark aufgeweicht.

Die Deutſchen verloren von ihren Kämpfern 91 Offiziere und 1369 Mann an Toten und Verwundeten, 91 Mann Vermißte, im ganzen 2,71 Prozent (von der Infanterie 2,96 Prozent, von der Kavallerie 0,51, von der Artillerie 0,73); die Franzoſen verloren 2100 Mann (davon 900—1000 Mann unverwundete Gefangene); im ganzen 36,73 Prozent.

Die Deutſchen eroberten ein Geſchütz und erbeuteten das Zeltlager der Franzoſen, ſowie eine Proviantkolonne. Weit wichtiger als dieſes war für die oberſte Heeresleitung die Thatſache, daß ſtärkere Kräfte des Feindes an der Lauter gefunden und geſchlagen worden waren, denn es erſchien dadurch feſtgeſtellt, daß der Gegner ſeine geſamten Kräfte noch nicht hinter der Saar vereinigt habe, und daß daher der Vormarſch der I. und II. Armee ohne Zögern weiter nach Weſten erfolgen konnte.

Über die Bedeutung des Treffens urteilt der damalige kommandierende General des V. Armeekorps v. Kirchbach in ſeinen nachgelaſſenen Aufzeichnungen folgendermaßen: „Das Gefecht von Weißenburg hatte alle Vorausſetzungen und Annahmen über den Haufen geworfen. Die franzöſiſche Armee hatte nicht durch eine Invaſion in das deutſche Gebiet die Offenſive ergriffen, ſondern das deutſche Heer war in Frankreich eingedrungen; die Deutſchen hatten den erſten Sieg erkämpft, die vielbeſprochenen Turkos und Mitrailleuſen hatten ſich nicht als ſo furchtbar erwieſen, wie geglaubt worden, und der franzöſiſche Elan war nicht von der Kraft, daß er eine Entſcheidung in der Durchführung des Kampfes mit der blanken Waffe geſucht hätte. Schon in dieſem erſten Gefecht wurde erkannt, daß das franzöſiſche Gewehr in Bezug auf Schnelligkeit des Schießens, Trag- und Treffſähigkeit dem unſerigen überlegen war, daß es das Schlachtfeld auf weite Strecken unſicher mache. Vor allem

aber trat infolge dieſes ſiegreichen Gefechtes das klare Bewußtſein der eigenen Kraft in der deutſchen Armee hervor, einer Kraft, welche ſich in den nächſten Tagen derjenigen der franzöſiſchen Truppen als eine überlegene erweiſen ſollte."

An der Schlacht bei Wörth beteiligten ſich von den deutſchen Truppen 76 400 Gewehre, 5700 Säbel, 300 Geſchütze im ganzen, nach Abzug der taktiſchen Reſerven und der auf dem Gefechtsfeld detachierten: 71 500 Gewehre, 4250 Säbel, 234 Geſchütze; auf Seite der Franzoſen 42 850 Gewehre, 5750 Säbel, 167 Geſchütze einſchl. 42 Mitrailleuſen überhaupt, — 32 000 Gewehre, 4850 Säbel, 131 Geſchütze einſchl. 30 Mitrailleuſen im Entſcheidungskampfe. „Die Gegenüberſtellung der Zahlen der am Entſcheidungskampfe beteiligten Waffen geſtattet jedoch nicht ohne weiteres einen Rückſchluß auf das während der ganzen Dauer der Schlacht beſtandene thatſächliche gegenſeitige Kräfteverhältnis. Zur Beurteilung dieſes letzteren iſt es vielmehr nötig, zu erwägen, unter welchen Bedingungen der Kampf in den einzelnen Zeitabſchnitten durchgeführt wurde und dabei ferner zu berückſichtigen, daß ein den genannten Zahlen entſprechendes Kräfteverhältnis jedenfalls im erſten Teile des Kampfes nicht zum Ausdruck gelangte. Während franzöſiſcherſeits die am Entſcheidungskampfe beteiligten Truppen bereits am Morgen des 6. Auguſt in einer gut gewählten, vorbereiteten Stellung in der Hand ihres Führers zur unmittelbaren Verwendung vereinigt waren und daher unter den günſtigſten taktiſchen Verhältniſſen in den Kampf eintraten, hatte deutſcherſeits das Oberkommando der III. Armee einen Angriff für den 6. Auguſt noch nicht beabſichtigt und daher die zu einem ſolchen nötigen Truppenmaſſen weder frühzeitig bereit geſtellt, noch dieſem Zwecke entſprechende Weiſungen für ein übereinſtimmendes Handeln der einzelnen Heeresteile erlaſſen. Die für einen etwa trotzdem am 6. Auguſt nötigen Kampf getroffenen Anordnungen gingen lediglich von der Vorausſetzung eines franzöſiſchen Angriffes oder eines freiwilligen Abzuges der Franzoſen aus, waren alſo weſentlich anderer Natur, als es der thatſächliche Verlauf der Begebenheit erfordert hätte. Der einheitlichen und durch das Gelände ungemein begünſtigten Abwehr ſeitens der Franzoſen ſtanden infolgedeſſen deutſcherſeits, nachdem der Kampf durch ſelbſtändige Entſchlüſſe der Unterführer gegen die Abſicht und ohne Wiſſen der

Oberleitung eingeleitet worden war, in der Zeit von morgens 7 Uhr bis mittags 1 Uhr eine Reihe wirkungsloſer, jedoch ungemein verluſtreicher Einzelkämpfe gegenüber. Dieſe mußten mit ungenügenden Truppen und ohne gegenſeitige Übereinſtimmung durchgeführt werden, trugen alle Übel einer Zufallsſchlacht in ſich und können daher keineswegs durch das den Deutſchen günſtige Zahlenverhältnis in obiger Gegenüberſtellung richtig gekennzeichnet werden. Während alſo in den Vormittagsſtunden das den Franzoſen unſtreitig günſtige Kräfteverhältnis taktiſche Erfolge zuließ, änderte ſich erſt im weiteren Verlaufe des Gefechtes durch die Maßnahmen der beiderſeitigen Oberleitungen das Zahlenverhältnis in der aus den obigen Angaben erſichtlichen für die Franzoſen ungünſtigen Weiſe."

Durch den um 1 Uhr mittags erlaſſenen Befehl des Kronprinzen zur Durchführung der Schlacht ſtanden der deutſchen Oberleitung im ganzen zur Verfügung: 89 000 Gewehre, 7750 Säbel, 342 Geſchütze. Mac Mahon hatte ſofort nach dem Treffen bei Weißenburg die Vereinigung ſeines I. Korps in der Stellung an der Sauer angeordnet und befohlen, daß die 1. Diviſion des ihm bereits unterſtellten VII. Korps von Kolmar mittels der Eiſenbahn herankommen ſolle. Es war geſchehen; aber auch die 2. Diviſion hätte herangezogen werden können. Bereits am 4. Auguſt in ſeinem erſten Berichte über das Treffen bei Weißenburg hatte der Marſchall gemeldet, daß er den Deutſchen eine Schlacht liefern wolle, falls er durch drei dazu unumgänglich notwendige Diviſionen unterſtützt würde, und am 5. Auguſt bat er den Kaiſer, das V. Korps ſeinem Befehle zu unterſtellen. Noch an demſelben Tage erfolgte die Bildung zweier getrennter Armeen unter den Marſchällen Bazaine und Mac Mahon, welch letzterem „für den Zweck der militäriſchen Operationen" das I., V. und VII. Korps zugeteilt wurden. Er hätte das V. Korps (Bitſch, Rohrbach) leicht bis zum Mittag des 6. Auguſt an ſich ziehen können; er that es nicht. Die Anſichten, welche er über den Gegner und deſſen Abſichten gewonnen, zeitigten vielmehr Entſchlüſſe über die Weiterführung ſeiner Operationen, die ihm die Belaſſung ſtärkerer Kräfte in den Engpäſſen der Vogeſen als vorteilhaft erſcheinen ließen. Mac Mahon hätte alſo bei Wörth haben können insgeſamt 62 000 Gewehre, 6600 Säbel, 251 Geſchütze einſchl. 60 Mitrailleuſen; er rechnete jedoch für den 6. Auguſt auf

einen Rechtsabmarſch des Gegners, nicht aber auf einen Angriff der von ihm bei Wörth beſetzten Stellung. Hätte er ſeinen Irrtum noch im letzten Augenblick erkannt, ſo wäre ihm durch Heranziehen der nächſten Truppen möglich geweſen, ſeine Macht auf wenigſtens 42 800 Gewehre, 5750 Säbel und 167 Geſchütze einſchl. 42 Mitrailleuſen zu erhöhen. Wäre beiderſeits die Schlacht bei Wörth für den 6. Auguſt vorbereitet worden, ſo hätten bereitgeſtellt werden können bei den Deutſchen: 108 000 Gewehre, 12 900 Säbel, 480 Geſchütze; bei den Franzoſen: 62 000 Gewehre, 6600 Säbel, 251 Geſchütze einſchl. 60 Mitrailleuſen.

Die eigentliche Schlacht, abgeſehen von den vorhergegangenen Erkundungs-Gefechten, begann um 8½ Uhr vormittags und endigte mit der Einnahme von Fröſchweiler um 5 Uhr nachmittags. Die Witterung war ungünſtig; es regnete während der ganzen Nacht vom 5. zum 6. Auguſt in Strömen. Die Wege ſowohl als auch der Boden außerhalb derſelben waren infolge der wiederholten Regengüſſe ſtark aufgeweicht. Die Deutſchen verloren 489 Offiziere, 8780 Mann als Tote und Verwundete, 1373 M. als Vermißte, — alſo 11,5 Prozent (Infanterie 12,97, Kavallerie 1,18, Artillerie 2,22 Prozent). Die Franzoſen verloren im ganzen 20 137 Mann einſchl. der Offiziere (8000 Tote und Verwundete, 6000 unverwundete Gefangene, 6000 Verſprengte; etwa 50 Prozent Infanterie, 32 Prozent Kavallerie, 17 Prozent Artillerie). Die Deutſchen eroberten 1 Adler, 4 Turkoſahnen, 28 Geſchütze, 5 Mitrailleuſen, 91 Protzen, 158 Armeefahrzeuge und 1193 Beutepferde.

„War durch das Treffen von Weißenburg die Anweſenheit ſtärkerer feindlicher Kräfte öſtlich der Vogeſen feſtgeſtellt, ſo wurden dieſe bei Wörth derartig geſchlagen, daß die III. deutſche Armee, oder doch die Hauptteile derſelben, je nachdem der Gegner dem Vormarſche der I. und II. Armee entgegentrat, entweder zur Verſtärkung dieſer letzteren oder gegen des Feindes Flanke verwendet werden konnten.“ Und v. Kirchbach äußert ſich folgendermaßen: „In dieſer Schlacht war es nicht allein die deutſche Infanterie, welche ihre moraliſche und phyſiſche Überlegenheit gegenüber der franzöſiſchen bethätigte, ſondern auch die Artillerie bewies, daß ſie die feindliche in Bezug auf Taktik und Präziſion ihres Schuſſes bei weitem übertraf. Beide Waffen im Verein hatten den Feind gegenüber derartig

zerſchmettert, und zur regelloſen Flucht getrieben, daß es nur der kräftigſten Verfolgung bedurfte, um noch Tauſende von Gefangenen und Trophäen aller Arten einzuſammeln; aber zu dieſer Ernte gehörten friſche Truppen. Die Deutſchen, die hier geſchlagen, waren derartig erſchöpft, daß ſie nicht weiter aufgeboten werden konnten; denn ſelbſt das I. bayeriſche Korps v. d. Tann war nach Zurücklegung ſeines Tagemarſches ſofort weiter marſchiert, um in die Schlacht noch einzugreifen. So groß und bedeutend die Schlacht in ihren Reſultaten war, namentlich durch die Vernichtung des ſtarken franzöſiſchen Korps unter ihrem berühmteſten Marſchall, und durch den den Franzoſen gelieferten Beweis, daß ſie nicht unbeſiegbar ſeien, ſo teuer war doch auch bei der großen Bravour, mit welcher ſich der Feind geſchlagen hatte, der Sieg erkauft worden."

Bei Spicheren waren auf deutſcher Seite 30 100 Gewehre, 4500 Säbel, 108 Geſchütze; davon müſſen abgezogen werden die taktiſchen Reſerven und die auf dem Gefechtsfelde detachierten, ſo daß den Entſcheidungskampf durchfochten 26 000 Gewehre, 840 Säbel, 78 Geſchütze (vom I., VII., VIII. Armeekorps der I. Armee, vom III. Armeekorps und von der 5. und 6. Kavallerie-Diviſion der II. Armee. Franzöſiſcherſeits nahmen teil: das II. Armeekorps (Froſſard) und die Dragonerbrigade Juniac des III. Armeekorps (Bazaine), alſo 24 400 Gewehre, 3200 Säbel, 90 Geſchütze einſchl. 18 Mitrailleuſen, oder nach allen Abzügen thatſächlich 23 700 Gewehre, 260 Säbel, 90 Geſchütze. Aus dieſem annähernd gleichen Zahlenverhältnis ergiebt ſich ſchon an und für ſich die ſchwierige Lage der Deutſchen als Angreifer. Dazu kamen: die planmäßige Verteidigung der Franzoſen in einer von Natur ſchon außerordentlich vorteilhaften und durch Feldbefeſtigungen noch verſtärkten Stellung; die von Anfang an beſtehende Verſammlung faſt der geſamten, durch keinen Marſch erſchöpften franzöſiſchen Truppen und die während der ganzen Dauer des Kampfes ermöglichte einheitliche Leitung. Der hieraus erwachſende Kräftezuſchuß muß auf franzöſiſcher Seite um ſo mehr in Anrechnung gebracht werden, als der Angriff der Deutſchen unter genau entgegengeſetzten Verhältniſſen erfolgte. Derſelbe war von den beiden Oberkommandos für den 6. Auguſt nicht vorauszuſehen geweſen und daher auch nicht eingeleitet worden, ſondern entſprang lediglich aus dem ſelbſtändig gefaßten Entſchluſſe

eines Unterführers. Hierdurch wurde eine taktisch sehr gefahrvolle Lage geschaffen, indem nur die äußersten Spitzen der Armeen einen ihnen weit überlegenen Gegner zu einer Tagesstunde angriffen, wo dieselben auf ein rechtzeitiges Eintreffen ausreichender Unterstützungen von Hause aus nicht unbedingt rechnen konnten; ein planmäßiges Einsetzen der auf den Kanonendonner heraneilenden Truppen und eine einheitliche Oberleitung ließen sich nicht ermöglichen, wodurch eine sofortige Untermischung der Truppenverbände herbeigeführt wurde und die Ausscheidung nennenswerter Reserven während der ganzen Dauer des Kampfes nicht erfolgen konnte.

Nach den Armeebefehlen der I. und II. Armee vom 5. bez. 4. August sollten die Spitzen beider Armeen am 6. August, abgesehen von der Kavallerie, noch nicht einmal Saarbrücken erreichen, so daß es unmöglich gewesen wäre, bei Spicheren am 6. August mehr als 38 500 Gewehre, 4500 Säbel, 120 Geschütze zusammenzubringen, während die Franzosen mit Leichtigkeit hätten verfügbar machen können 58 000 Gewehre, 6000 Säbel, 210 Geschütze einschl. 42 Mitrailleusen.

Nachdem nämlich die am 2. August von Frossard gegen Saarbrücken geführte, gewaltsame Aufklärung Näheres über Stellung und Absichten der Deutschen nicht ergeben hatte, entschied sich die oberste Heeresleitung dahin, mit den im Elsaß und in Lothringen befindlichen Streitkräften eine abwartende Stellung einzunehmen. Am 4. August wurde demgemäß nur eine Verdichtung der Aufstellung an der Grenze durchgeführt; aber neue Nachrichten, welche den Vormarsch des Gegners auf Nancy in Aussicht stellten, veranlaßten Napoleon zu einer abermaligen Verschiebung seiner Heeresteile. Die Nachricht von der Niederlage bei Weißenburg bewirkte weitere Änderung. Jetzt erwartete man den Vormarsch der Deutschen von Saarlouis her. Das Korps Frossard sollte in der am 2. August eingenommenen Stellung auf den Höhen unmittelbar südlich Saarbrücken verbleiben, im Falle eines Zusammenstoßes mit stärkeren feindlichen Streitkräften sich auf St. Avold zurückziehen und dort weitere Befehle abwarten. Am 5. August meldete Frossard, daß er sich in seiner Stellung bedroht fühle; er erhielt noch an demselben Tage den Befehl Napoleons, am 6. August auf Forbach und, sobald der Kaiser es befehlen würde, auf St. Avold zurückzugehen. Frossard

führte die Bewegung auf Forbach bereits am 5. aus und erreichte noch am späten Abend dieſes Tages mit ſeinen Infanterie-Diviſionen Stieringen-Wendel, Spicheren und Oetingen, mit dem Hauptquartier, einer Infanteriebrigade, dem Reſte der Kavallerie-Diviſion und der Artillerie-Reſerve Forbach. Am 6. Auguſt erhielt Bazaine zunächſt die Meldung aus Saargemünd, daß die dort eintreffende 1. Diviſion ſeines Korps am Morgen dieſes Tages angegriffen werden würde. Er teilte dieſe Nachricht bereits um 3 Uhr morgens dem General Froſſard mit und wies denſelben an, für den Fall einer ernſtlichen feindlichen Unternehmung gegen Saargemünd die bei Spicheren ſtehende Diviſion des II. Korps auf Großblittersdorf in Marſch zu ſetzen. Die Aufmerkſamkeit des Marſchalls wurde jedoch gleich darauf völlig auf ſeinen linken Flügel gelenkt. Am frühen Morgen ſchon zeigten ſich feindliche Patrouillen vor St. Avold und der Marſchall ſelbſt ſtieß bei einem zu den vorwärts dieſes Ortes ſtehenden Vorpoſten unternommenen Ritte auf den Feind. Auch von Ham und Varsberg wurden Deutſche gemeldet. Danach ſchien ſich der deutſche Vormarſch von Saarlouis her zu beſtätigen. Um 10 Uhr 6 Minuten vormittags meldete Froſſard aus Forbach, daß der Feind ſtärkere Aufklärungs-Abteilungen an Infanterie und Kavallerie von den Saarbrückener Höhen aus vorgehen laſſe, und wenn derſelbe auch nicht eine ausgeſprochene Angriffsbewegung mache, der General doch Verteidigungsanſtalten an der großen Straße und auf den Hochflächen träfe. Um 2 Uhr nachmittags erhielt Bazaine die Meldung des Generals Froſſard, daß es bei Spicheren zur Schlacht gekommen ſei. Der Marſchall mußte nun entweder Froſſard mit allen verfügbaren Kräften unterſtützen, oder, wenn die Bedrohung von Saarlouis her immer noch ernſt genommen wurde, Froſſard aus dem Gefecht ziehen und zwar in die bereits ausgewählte Stellung bei Radenbronn, wo das geſamte III. Korps zur Aufnahme des II. ſchleunigſt verſammelt und wohin gleichzeitig das IV. Korps über St. Avold in Marſch geſetzt werden konnte. Im erſteren Falle hätten Froſſards Streitkräfte mit Leichtigkeit bis 7 Uhr abends, alſo noch vor der Stunde, in welcher die Entſcheidung fiel, vermehrt werden können um 33 800 Gewehre, 2800 Säbel, 120 Geſchütze (einſchl. 24 Mitrailleuſen). Bazaine gelangte aber weder nach der einen noch nach der anderen Richtung hin zum einheitlichen

Handeln. Die Gegenüberstellung der Streitkräfte würde also ergeben für diejenigen Streitkräfte, welche zum Kampfe unmittelbar herangezogen werden konnten, d. h. für sämtliche auf das Gefechtsfeld in Marsch gesetzten Truppenteile: bei den Deutschen 38 400 Gewehre, 4500 Säbel, 120 Geschütze; bei den Franzosen 51 700 Gewehre, 3200 Säbel, 144 Geschütze einschl. 18 Mitrailleusen; für diejenigen Streitkräfte aber, welche seitens der Oberleitung zu dem Kampfe hätten verfügbar gemacht werden können: Deutsche (wie vier Zeilen vorher erwähnt), Franzosen: 58 200 Gewehre, 6000 Säbel, 210 Geschütze einschl. 42 Mitrailleusen.

Die Schlacht begann etwa um 12^{30} Uhr nachmittags und endete um 9 Uhr. Das Wetter war gut. Die deutschen Verluste betrugen 223 Offiziere, 4276 Mann tot und verwundet, 372 Mann vermißt; die Infanterie verlor 17,4 Prozent, die Kavallerie 0,95 Prozent (das Husaren-Regiment Nr. 17 3,4 Prozent), die Artillerie 4,7 Prozent. Die Franzosen verloren 4000 Tote und Verwundete, 1500 unverwundete Gefangene (also 19 Prozent). In die Hände der Deutschen fielen die Lagergeräte der 1. und 3. Division, die in Forbach aufgespeicherten großen Armee-Vorräte und ein Brückentrain.

Wie am 4. August durch das Treffen bei Weißenburg die Grenze des Elsaß von Truppen der III. Armee, so war nun auch die Lothringische Grenze von Truppen der I. und II. Armee siegreich überschritten worden. Der schon durch die Niederlage bei Wörth allein bedingte Rückzug von der Saar mußte nunmehr unter dem Eindrucke einer auch hier verlorenen Schlacht angetreten werden. Die französische Heeresleitung, beeinflußt durch diese beiden am gleichen Tage erfolgten Niederlagen, wurde in ihren Entschlüssen und Anordnungen noch unsicherer als bisher. Die deutschen Korps, noch in den Gebirgen der Pfalz in ihren Bewegungen gehemmt, konnten nun zu freier Entfaltung unaufhaltsam in die sehr gangbare Landschaft Nord-Lothringens vorgeschoben werden. Die Vereinigung der drei deutschen Armeen nach vorwärts, falls solche notwendig werden sollte, war gewährleistet.

Dritter Akt.

Metz. Sedan.

Des Königs Haupquartier wurde am 8. Auguſt, zwei Tage nach der Schlacht bei Spichern, nach Saarbrücken verlegt. Die Stadt war erfüllt von Verwundeten, die der König beſuchte und mit teilnehmenden und ermutigenden Worten begrüßte. Schon drangen ſeine Ulanen gegen Metz und die Moſel vor, und die Infanterie der erſten wie der zweiten Armee rückte unaufhaltſam dem Vortrab der Reiterei nach. Am 10. nahm der König das Schlachtfeld vom 6. in Augenſchein, wo er vom Rande der Spicherer Höhen auf die ſteilen Abhänge herabblickte, die ſeine Soldaten ſo heldenmütig erſtürmt hatten, und wo ein Bauer ihm den Ort zeigte, von dem aus Kaiſer Napoleon und ſein Sohn am 2. Auguſt, dem Tage der „Feuertaufe", das Vorrücken der Franzoſen beobachteten. Schon am 8. Auguſt hatte der König von Homburg (Pfalz) folgenden Armeebefehl erlaſſen: „Soldaten! Die Verfolgung des nach blutigen Kämpfen zurückgedrängten Feindes hat bereits einen großen Teil unſerer Armee über die Grenze geführt. Mehrere Korps werden heute und morgen den franzöſiſchen Boden betreten. Ich erwarte, daß die Manneszucht, durch welche Ihr Euch bisher ausgezeichnet habt, ſich auch beſonders auf feindlichem Gebiete bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es iſt vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigentum zu ſchützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unſeres Heeres auch nur durch einzelne Beiſpiele von Zuchtloſigkeit angetaſtet werde. Ich baue auf den guten Geiſt, der die Armee beſeelt, zugleich aber auch auf die Strenge und Umſicht aller Führer." Nun erließ er von Saarbrücken aus am 11. Auguſt nachſtehende Proklamation an das franzöſiſche Volk: „Wir Wilhelm, König von Preußen, thun den Be-

wohnern der durch die deutschen Armeen besetzten französischen Gebietsteile zu wissen, was folgt: Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte, habe Ich den Oberbefehl über die deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen; Ich bin durch die militärischen Ereignisse dahin gekommen, die Grenzen Frankreichs zu überschreiten. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums zu genießen und zwar so lange, als sie Mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechts berauben werden, ihnen Meinen Schutz angedeihen zu lassen. Die Generale, welche die einzelnen Korps kommandieren, werden durch besondere Bestimmungen, welche zur Kenntnis des Publikums werden gebracht werden, die Maßregeln festsetzen, welche gegen die Gemeinden oder gegen einzelne Personen, die sich in Widerspruch mit den Kriegsgebräuchen setzen, zu ergreifen sind; sie werden in gleicher Weise alles, was sich auf die Requisitionen bezieht, festsetzen, welche durch die Bedürfnisse der Truppen als nötig erachtet werden, sie werden auch die Kursdifferenz zwischen deutscher und französischer Währung feststellen, um so den Einzelverkehr zwischen den Truppen und den Bewohnern zu erleichtern."

Wie würde wohl der Armeebefehl und die Proklamation Napoleons gelautet haben, wenn er der Sieger gewesen? Und wenn vielleicht ähnlich: würden seine Turkos und Zuaven gehört und gefolgt haben? Man vergleiche, was des ersten Napoleon Soldateska 1806 in Preußen that!

Seit diesem 11. August gab es für den greisen Monarchen keine Eisenbahnfahrten mehr. Den Weg von Saarbrücken bis Paris sollte er in seiner Feldequipage zurücklegen, einer einfachen, soliden, festgebauten Kutsche, die vier Sitzplätze enthielt; doch hatte der König bei seinen Fahrten selten mehr als einen seiner Flügeladjutanten bei sich. Zuweilen begleiteten ihn Moltke oder Roon, gelegentlich, doch nicht oft, auch Bismarck, dessen Wagen gewöhnlich dicht hinter dem des Königs fuhr. Die königliche Equipage wurde von vier schönen dunkelbraunen Pferden gezogen, die Postillone — ein Kutscher war

nicht vorhanden — trugen dunkelblaue, verschnürte Jacken und hohe Hüte, die mit Wachstaft überzogen waren. Die beiden Kammerdiener nahmen den Bocksitz ein, einer derselben war ein alter Mann, allem Anscheine nach so alt wie sein Herr, den er von Jugend auf bedient hatte. Vor der Equipage ritt, von einem Offizier geführt, Kavallerie als Eskorte; dem Könige folgten beim Vormarsch die einfachen bequemen Wagen der hohen Stabsoffiziere; hinter denselben kamen die Wagen mit den Subalternen und endlich die Bagagewagen und eine Schwadron am Zaum geführter Pferde, während ein kleiner Trupp der Kavallerieeskorte den Zug beschloß. Das ganze Gefolge war einfach, praktisch und dem Zwecke entsprechend; die Bagage war auf die notwendigsten Bedürfnisse im Felde beschränkt, und König Wilhelms Feldausrüstung stach in ihrer spartanischen Einfachheit außerordentlich gegen den großartigen und beinahe bunten Zug ab, der Napoleon von Sedan in die Gefangenschaft folgte. — Die erste Nacht auf feindlichem Boden verbrachte der König in St. Avold, wo er ein am Marktplatz gelegenes Haus bewohnte. Nun befand er sich thatsächlich „auf dem Feldzuge", wenn er auch erst ein paar Tage später den Kanonendonner hören sollte. Er war unter seinen Soldaten und betrachtete es als seine Pflicht und als sein Vergnügen, sie durch sein persönliches Erscheinen zu neuer Kampfeslust anzuspornen. Aus diesem Grunde brachte er am nächsten Tage ganze Stunden damit zu, auf dem Marktplatze stehend seine Kinder zu begrüßen, als sie beim ununterbrochenen beharrlichen Vorrücken an ihm vorbeimarschierten. Ein Augenzeuge beschreibt die Scene in folgenden Worten: „Ihm zur Seite stand Moltke, groß, hager und widerstandsfähig aussehend, dicht hinter ihm stand Bismarck. Ein paar Generäle hielten sich in seiner Nähe auf, aber es war kein eigentlicher Stab, auch weder eine Wache noch eine Eskorte da. Unter den Generälen standen die Straßenjungen von St. Avold umher, die mit verwunderten Augen zu „Le Roi Prussien" aufschauten. Ein gemeiner Soldat in Hemdsärmeln, der einen Laib Brot in der Hand trug, bestäubte Seine Majestät Ellbogen im Vorübergehen fast mit Mehl, und andere Soldaten standen ganz in der Nähe, so daß sie einen dichten Kreis hinter den Offizieren bildeten. Aber wenn König Wilhelm sich mit bürgerlicher Einfachheit bewegte, so waren die, welche neben ihm standen, Zeugen eines Anblicks, der wohl geeignet

ſchien, das Herz vor Stolz und Rührung höher ſchlagen zu laſſen. Denn während der Stunden, welche König Wilhelm auf dem Marktplatze von St. Avold zubrachte, hörte das Vorüberſtrömen der Armee, deren Oberhaupt er war, nicht auf. Jetzt war es ein Regiment Küraſſiere in weißen Röcken mit ſtählernen Bruſtharniſchen, das ſtattlich dahergeritten kam, während der Boden unter dem Stampfen der kräftigen Roſſe erdröhnte und die Luft von dem Hurrarufen der breitbrüſtigen Reiter widerhallte; dann wieder kam ein drei Bataillone zählendes Regiment Infanterie, von ſeinem Muſikchore begleitet, in denen acht Mann nebeneinander herſchritten, lauter im Marſchieren und Biwakieren erprobte Soldaten, denen man es anſah, daß ſie jeder Waffenthat gewachſen waren und jede Terrainſchwierigkeit überwinden konnten. Die Hurrarufe ſchwollen zu lauten Ausbrüchen ſtolzer Freude an, als Regimenter vorüberzogen, deren Reihen durch den heldenmütigen Kampf bei Spichern gelichtet waren, und der König ihnen mit der Hand zuwinkte und ſie mit dem beifälligen „Guten Morgen, Soldaten" begrüßte. Huſaren, Ulanen und fahrende Artillerie wechſelten mit den maſſenhaften Zügen der Infanteriekorps ab und alle Truppengattungen ſahen gleich tüchtig aus. Allen Stabsoffizieren drückte der König die Hand, indem er ein paar Worte mit ihnen wechſelte; das größte Vergnügen aber ſchien es ihm zu machen, wenn er ſeinen vorüberziehenden Soldaten in das begeiſterte Antlitz blickte. War er auch ein König, ſo war er doch nicht weniger ein Soldat. Es war amüſant, ihn zu hören, wie er einem Soldaten vorwarf, daß er nicht im Schritt marſchiere und wie er einen anderen tadelte, weil er ſein Gewehr auf der unrechten Schulter trug. Niemand würde geglaubt haben, daß die ſtramme Geſtalt und die breiten Schultern eine Laſt von 73 Jahren trug."

Und an demſelben Tage entkleidete ſich im nahen Metz der 62jährige Erbe des größten Kriegsnamens ſeiner Stellung und Würde als Oberſtkommandierender!

Am 13. Auguſt rückte das Hauptquartier des Königs über Faulquemont, ein armſeliges, ſüdöſtlich von Metz gelegenes Dörfchen vor, wohin Napoleon ſich kaum eine Woche früher von Metz aus begeben hatte, um mit Bazaine zu beraten, wie ſie ſich am beſten aus dem böſen Handel ziehen könnten, und ward ein paar Meilen näher zur Moſel in das Dorf Herny verlegt, wo ſich der König beim Pfarrer

einquartierte. Bereits am folgenden Tage donnerten die Kanonen. Was war geſchehen?

Der alte Blücher hatte in ſeiner Art belehrend gewettert: „Immer dem Feinde in den Hoſen geſeſſen.“ Die gelehrigen Enkel befolgten dieſe Mahnung nach den Kämpfen des 6. Auguſt durchaus und auf der ganzen Linie. Die I. Armee war durch den Spicherer Sieg bedeutend ins Vordertreffen gerückt: ſie ſtand nur 10 Meilen von Metz und der Moſel entfernt. Die II. Armee hatte erſt Zweibrücken erreicht; die III. Armee ſtand noch vor den Vogeſen, war alſo am weiteſten zurück. Die Entſcheidungsſchlacht erwartete man an der Moſel zu ſchlagen, wo die drei Armeen gleichzeitig anlangen ſollten. Deshalb mußte die I. Armee langſam gegen Metz, die II. etwas ſchneller gegen Pont-à-Mouſſon, die III. möglichſt raſch durch die Vogeſen gegen Nancy marſchieren. Die ſchwerſte Aufgabe hatte demnach der Kronprinz zu löſen, denn das Gebirge lag im Schleier des Geheimniſſes: man mußte darauf gefaßt ſein, daß die Flucht Mac Mahons im Gebirge ihr Ende erreicht, daß er Verſtärkungen an ſich gezogen habe, daß die kleinen Meiſterwerke des Feſtungserbauers Vauban den Vormarſch ſehr hindern würden, daß Mac Mahon jeden Paß und jede Höhe mit ſeinem Blute verteidigen könne, daß die Bergbewohner ihm ſicher allen Beiſtand gewährten. Trotzdem mußte der Kronprinz Truppen von ſeiner Armee abgeben: General Werder erhielt die nötigen Mannſchaften zum Zuge gegen Süden, auf Straßburg, das erſt nach langer Belagerung von ſeinem eiſernen Verteidiger Uhrich übergeben werden ſollte. Zur Cernierung der kleinen Vogeſenfeſtungen Bitſch, Pfalzburg, Lützelſtein, Lichtenberg und Marſal wurden das II. bayeriſche Korps und die württembergiſche Diviſion beſtimmt. Mit der größten Vorſicht drang der Kronprinz ins feindliche Gebirge vor; am 8. Auguſt hatte er ſein Hauptquartier noch in Merzweiler, am 9. in Ober-Moddern. Alles war erſtaunt, keinen Widerſtand, alle Päſſe, Tunnele und Höhen offen und unverteidigt zu finden. Am 11. war das Hauptquartier bereits in Petersbach, die III. Armee ſtand hinter den Vogeſen, im eigentlichen Frankreich. Sofort ſuchte ſie ihre Verbindung mit der II. Armee zu bewerkſtelligen. Es geſchah, indem das IV. Armeekorps der II. Armee am 11. entgegenkommend Saar-Union beſetzte. Am 12. Auguſt ſtand die III. Armee, auf kaum 2 Meilen konzentriert, an der Saar, in

gleicher Höhe mit der II., während die I. in steter Fühlung mit dieser die Nied erreicht hatte (rechter Flügel bei Volmarenge, Centrum bei Varize, linker Flügel bei Fouligny). Vor diesen Armeen als Vorhang, der alle ihre Bewegungen verhüllte, die deutsche Reiterei: schon am 12. August nahmen etliche 30 Ulanen das schöne Nanzig für einige Stunden ein. Am 13. August rückte die ganze Linie der drei Armeen noch bedeutend vorwärts, die Reiterei brachte wertvolle Nachrichten über die Stellungen und Bewegungen des

Achille Bazaine.

Feindes. Am 14. war die I. Armee bereits am Feinde, der an 230 000 Mann stark noch immer in und um das furchtbare Metz lag.

Der äußerst gefährliche Plan Bazaines war, nicht bei Metz die Entscheidungsschlacht zu liefern, sondern die Mosellinie aufzugeben, an die Maas — wenigstens bis Verdun — zurückzugehen, Mac Mahon mit seinen Resten und mit den Truppen und Reserven des Lagers von Chalons an sich zu ziehen, und so mit mindestens 350 000 Mann die deutschen Heere in den neuen befestigten Stellungen zu erwarten. Folgten ihm die Deutschen, so mußten sie ihre Armeen durch Zurücklassung vieler Besatzungs- und Belagerungstruppen ganz bedeutend schwächen; Metz war mit den zurückzulassen-

den 30—40 000 Verteidigern uneinnehmbar und hatte für dieſe Zahl Vorräte auf acht Monate, ſo daß die Cernierung und Belagerung dieſes Punktes allein 60 000 Deutſche beanſpruchte. Fiel die Entſcheidungsſchlacht an der Maas glücklich für Frankreich aus, ſo war die Lage der Deutſchen eine kritiſche; wenn nicht, ſo ging Bazaine auf Chalons zurück, um wieder in vortrefflichen Stellungen und bedeutend verſtärkt eine Schlacht anzunehmen den Deutſchen gegenüber, die bei jedem weiteren Vordringen in Frankreich ſchwächer werden mußten, wie er wenigſtens annahm; ſein Sieg bei Chalons mußte den Deutſchen verderblich werden, während ſeine Niederlage nur ſeinen Rückmarſch auf die größte Feſtung der Welt, auf Paris, zur Folge haben konnte, vor deſſen Mauern unter den günſtigſten Verhältniſſen die dritte Schlacht geliefert werden konnte; brachte auch ſie eine Niederlage, ſo nahm Paris die geſchlagene Armee auf, durch die es zugleich uneinnehmbar wurde. Mittlerweile hätte wie Anno 92 und 93 das ganze Land ſich erhoben und werde dann den Feind wie Spreu hinwegfegen.

Was Napoleon ſelbſt mit dem Schwerte verdorben, konnte vielleicht ſeine wegen ihrer diplomatiſchen Gewandtheit berüchtigte Feder wieder ausgleichen. Das Amtsblatt brachte nachſtehenden, ſehr durchſichtigen Artikel: „Es giebt im Leben der Völker feierliche und entſcheidende Stunden, in denen Gott ihnen Gelegenheit bietet zu zeigen, was ſie ſind, was ſie vermögen. Dieſer Augenblick iſt für Frankreich gekommen. Man behauptete manchmal, daß die große Nation, unerſchrocken im Aufſchwung und Erfolge, Unglücksfälle ſchwer ertrage. Was heute vorgeht, berichtigt dieſe Verleumdung. Die Haltung der Bevölkerung iſt nicht die der Entmutigung, ſie iſt die der patriotiſchen Wut und erhaben. Gegen die Eindringlinge in Frankreich, die hier ihr Grab finden ſollen, werden alle Franzoſen ſich erheben wie ein Mann. Dieſe denken an ihre Vorfahren, deren Söhne Jahrhunderte des Ruhmes hinter ſich und eine Zukunft vor ſich haben, die ihr Heroismus frei und mächtig machen ſoll. Niemals war das Vaterland für den Geiſt der Ergebenheit und Opferwilligkeit beſſer vorbereitet, niemals ließ es impoſanter und großartiger die Kraft und den Stolz des Nationalcharakters erblicken. Es ſchreit mit Enthuſiasmus: Auf zu den Waffen! Siegen oder Sterben iſt die Deviſe. — Während unſere

Soldaten den Boden des Vaterlandes heroiſch verteidigen, beunruhigt ſich Europa mit Recht über die Erfolge Preußens. Man weiß nicht, wie weit der Ehrgeiz dieſer unerſättlichen Macht gehen könnte, wenn ſie durch einen endgültigen Triumph überreizt würde. Es iſt ein unveränderliches Geſetz der Geſchichte, daß jedes Volk, welches durch übertriebene Gelüſte das allgemeine Gleichgewicht ſtört, einen Rückſchlag gegen ſeine Siege hervorruft und alle anderen Völker gegen ſich kehrt. Es kann nicht fehlen, daß dieſe Wahrheit ſich noch einmal durch Thatſachen bewähre. Wer iſt demnach an der Wiedererſtehung des Kaiſertums in Deutſchland intereſſiert? wer kann denn wünſchen, daß die Nordſee und die Oſtſee preußiſche Seen werden? Etwa Schweden-Norwegen, Dänemark, die durch Preußens Triumph würden vernichtet werden? Etwa Rußland, das mehr als irgend eine andere Macht dabei intereſſiert iſt, das Gleichgewicht im Norden gegen die germaniſchen Gelüſte zu retten? Etwa England, das als große See- und Schutzmacht Dänemarks den Fortſchritten der preußiſchen Marine widerſtreitet? Etwa das durch die kühnen Intriguen Bismarcks bereits bedrohte Holland? — Was Öſterreich betrifft, ſo würde die Wiederherſtellung des germaniſchen Kaiſertums zum Vorteile des Hauſes Hohenzollern der verhängnisvollſte Schlag nicht nur gegen die Dynaſtie Habsburg, ſondern auch gegen den Beſtand der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie ſein. Preußen wird ſicherlich verſuchen, dem Wiener Kabinett Verſprechungen zu machen; aber man kennt den Glauben, den man Bismarcks Worten ſchenken darf. Keine Garantie könnte ſtärker ſein als jene Bande waren, welche Preußen mit dem deutſchen Bunde vereinigten, und die Preußen uns und ſeinen Pflichten wie Verpflichtungen zum Trotze ſo gewaltthätig zerriß! Der endgültige Triumph Hohenzollerns würde für Italien nicht weniger unheilvoll als für Öſterreich ſein. Ein germaniſches Kaiſertum würde um jeden Preis Küſten haben wollen; es müßte dieſelben im Süden ebenſo wie im Norden, es würde Venedig und Trieſt ebenſo wie Kiel und Amſterdam haben wollen. Italien wäre in ſeiner Regenerierung gefährdet. Wir appellieren mit Vertrauen an die Weisheit der Regierungen und der Völker, um Europa dem preußiſchen Deſpotismus zu entreißen, um uns ſei es durch Allianzen ſei es durch Sympathieen zu helfen, das europäiſche Gleichgewicht zu retten. Bereits ſind günſtige Anzeichen

von England zu signalisieren, das, durch unsere so kategorischen und so loyalen Erklärungen bezüglich der belgischen Neutralität vollständig befriedigt, unsere Nordgrenze deckt, indem es sich bereit zeigt, sie von der belgischen Seite zu verteidigen, wenn Preußen sie verletzen wolle. Schweden, Norwegen und Dänemark zeigen eine von Patriotismus gehobene Haltung. Der Kaiser von Rußland beehrt unseren Botschafter mit ganz besonderem Wohlwollen, und die hervorragendsten Organe der russischen Presse führen eine für Preußen ungünstige Sprache. Die Wiener Journale, welche anfänglich schüchtern gewisse Sympathieen für Bismarck zeigten, sind gezwungen, der öffentlichen Meinung nachzugeben und führen eine den wahrhaften Interessen Österreichs entsprechende Sprache. Der Kaiser von Österreich, der König von Italien und ihre Regierungen treffen Dispositionen, die uns mehr und mehr befriedigen. Österreich und Italien rüsten eifrig. Die Ministerien in Wien und Pest gehorchen einem gemeinsamen Gedanken, und der Augenblick naht, wo Preußen von dieser Seite her den ernstesten und schwierigsten Verlegenheiten begegnen wird. Unsere Diplomatie wird nicht minder thätig sein als unsere Armee. Frankreich macht eine äußerste Anstrengung. Vertrauen! Vertrauen! Unser Patriotismus ist auf der Höhe aller Gefahren. Je schwieriger die Verhältnisse werden, desto energischer wird die Nation sein. Alle Spaltungen hören auf, die französische Größe drückt einmütig die praktischsten Gedanken aus, die edelste Mitwirkung des Senats und des Gesetzgebenden Körpers wird unsern Truppen neue Stärke verleihen, und das Frankreich von 1870 wird den Völkern Europas zeigen, daß wir noch nicht entartet sind."

Der von seinen Gesandten und Botschaftern aufs neue belogene unglückselige Mann belog damit sein Volk aufs neue, wohl auch sich selbst; aber die Welt konnte er nicht mehr täuschen. Der dankbare König von Italien hätte dem Freunde zwar gerne geholfen, aber die Einsichtigsten seines Volkes erkannten, daß die wahren Interessen Italiens nicht mehr an Frankreichs Seite erreicht und gewahrt werden könnten. Der in allem Großen kleine und in allem Kleinen große Todfeind Bismarcks in Wien, Graf Beust, hätte zwar gerne seinen Herrn zur Rache für 1866 gewonnen, aber er fürchtete die teutonischen Wallungen der Deutschen in Österreich; die Magyaren ihrerseits erwogen, daß etwaige Siege der Armee die Verhältnisse

vor 1866 in einer für ihre noch so junge Selbständigkeit höchst bedrohlichen Art wiederherstellen würden; und der Kaiser selbst gedachte dankbar der rücksichtsvollen und staatsklugen Schonung, welche das beispiellos siegreiche Preußen 1866 vor den Thoren Wiens gezeigt, und mußte befürchten, daß eine neue Niederlage in solchem Kriege ungleich größere und verderblichere Folgen als 1866 nach sich ziehen würde. Dänemark allein hätte gerne losgeschlagen, wenn die französische Flotte mit großem Landungsheere ebenso imposant in der Nord- und Ostsee und vor Kopenhagen erschienen wäre, wie sie so wenig leistungsfähig thatsächlich war. England, Belgien und Holland sahen voll Furcht und verbissenen Grimmes auf die deutschen Erfolge, fanden es aber nicht ratsam, ihren Herzensregungen nachzugeben. Die russische Presse hatte gar nichts zu sagen, während der Kaiser sich des Krimkriegs und der Haltung Frankreichs gegenüber dem jüngsten polnischen Aufstande, nicht minder des so entgegengesetzten Verhaltens seines nahen Verwandten Wilhelm in derselben wie in anderen Fragen erinnerte. Und wenn selbst die Vereinigten Staaten in unkluger Dankbarkeit, wenn auch nur platonisch, ihre hundertjährige Schuld für Frankreichs Hülfe im Befreiungskriege jetzt hätten abtragen wollen, so lag das mexikanische Attentat Napoleons auf die freie Bewegung der neuen Welt doch noch zu nahe und die Haltung der zahlreichen Deutschen jenseits des Ozeans hätte jedenfalls auch schwer genug auf die Wagschale der Entscheidung gedrückt.

Und wie sich der Kaiser Napoleon als Diplomat verrechnete, so auch der Marschall Bazaine als Soldat, indem er trotz den bitteren Erfahrungen die deutsche Armee nach der französischen beurteilte und sich in der gemächlichen Vorbereitung der Ausführung seines Planes durch die rasche und furchtbare Energie des Vormarsches der drei Armeen plötzlich gestört sah. Bazaine befahl am 13. August erst nachmittags 3½ Uhr, daß die Truppen am 14. früh 5 Uhr marschbereit sein sollten, um vom rechten auf das linke Moselufer überzugehen; der Mann solle Mundvorrat auf drei Tage mitnehmen; die Intendanten sollten möglichst viel Lebensmittel aus Metz fortschaffen und nur das für die zurückbleibende Besatzung Nötige dort belassen; die Festungswerke waren mit 702 Geschützen besetzt, aber — — fast keines derselben hatte ausreichenden Schuß-

vorrat — wer hätte auch zwiſchen dem 15. und 31. Juli an eine Belagerung von Metz gedacht, wo man doch vom Geringſten bis zum Höchſten nur von einem militäriſchen Spaziergang nach Berlin geträumt! — und ſtatt der reglementmäßigen 50 Millionen Patronen für die Infanterie fanden ſich nur 5 Millionen vor. Auch der Kaiſer wollte am 14. Metz verlaſſen und zunächſt in Longeville ſeine zurückgehende „Rheinarmee“ erwarten, dann nach Chalons gehen. Aber ſchon am Abend des 13. waren die Vortruppen der I. Armee Metz ſo nahe, daß ſie die franzöſiſchen Lagerfeuer ſahen und die Signale der Feinde hörten. Am nächſten Morgen erhielt Bazaine die Meldung, daß drüben alles ruhig ſei, daß man keine Annäherung der Preußen oder irgend eine Aufſtellung bemerke, welche nur im entfernteſten auf ein Vorgehen hindeute. Er bereitet 5½ Uhr perſönlich die Vorpoſten und gewinnt keine Ahnung, daß die I. Armee kaum ¾ Meilen von ihm entfernt ſei. Gemächlich befiehlt er, gemächlich gehorcht man. Langſam ziehen die Trainkolonnen über den Fluß, zwiſchen ſie drängen ſich hundertweis gekoppelte Packpferde. Es folgen einzelne Korps, die Truppen geraten in die Kolonnen der Wagen; es ſtockt, es verwirrt ſich; der große Schwarm von Menſchen drängt mit den Wagen nach Metz hinein; aber die Gaſſen ſind ſeit heute Nacht vollgepfropft mit flüchtigen Landbewohnern und ihrer Habe. Erſt gegen Mittag iſt einige Ordnung geſchaffen und ein Teil der Armee auf dem linken Moſelufer angekommen. An den Straßenecken von Metz leſen Einwohner, Flüchtlinge, Soldaten Napoleons Proklamation: „Indem ich Euch verlaſſe, um die Invaſion zu bekämpfen, vertraue ich Euerem Patriotismus die Verteidigung dieſer großen Stadt an. Ihr werdet nicht zulaſſen, daß der Feind ſich dieſes Walles von Frankreich bemächtige. Ihr werdet an Mut und Aufopferung mit der Armee wetteifern. Für die Aufnahme, welche ich in Eueren Mauern gefunden, werde ich ſtets ein dankbares Andenken bewahren, und ich hoffe, daß ich in glücklichen Zeiten Euch für Eure edle Haltung werde danken können.“ Vor 14 Tagen hatte man ihn noch umjubelt, hatte Metz illuminiert. Heute ſieht man geringſchätzige Mienen, hört böſe verächtliche Äußerungen. In all den Wirrwarr fahren eben die Wagen des abreiſenden, bleichen und finſteren Kaiſers; kein Laut begleitet ihn und „das Kind Frankreichs“ an ſeiner Seite; als einige Jungen Vive

l'Empereur! rufen, lacht alles; um 1 Uhr hat er die Mauern von Metz hinter sich. Zwei Stunden später hört man plötzlich eine knatternde Salve, es fallen Kanonenschüsse. Halt! tönt das Kommando. Die Truppen halten mitten in der Stadt. Kehrt! Marsch! Sie folgen freudig: sie gehen lieber gegen den Feind als zurück. Es scheint wieder ein blinder Lärm zu sein, ein Vorpostengeplänkel! Nach einer weiteren halben Stunde hat Bazaine jedoch die Gewißheit, daß die Preußen wirklich da sind, daß sie wirklich angreifen. Statt den Rückmarsch nunmehr zu beschleunigen, gedenkt er noch vor Thorschluß einen sicheren Sieg über die Avantgarde der Preußen, deren Armeen unmöglich bereits hier sein können, einzuheimsen. Ein Irrlicht verlockt ihn zur Annahme der angebotenen Schlacht; die ganze Festung wird ihn unterstützen, im Notfall vereint mit der nicht mehr sehr fernen Nacht ihn schützen.

Aber Moltke hat noch abends 9 Uhr am 13. den Armee-Kommandos folgendes mitgeteilt: „Nach den bisher eingegangenen Nachrichten haben heute Vormittag noch größere Abteilungen des Feindes bei Servigny und Borny diesseits Metz gehalten. Seine Majestät befehlen: daß die I. Armee morgen den 14. August in ihrer Stellung an der französischen Nied verbleibt und durch vorgeschobene Avantgarden beobachtet, ob der Feind sich zurückzieht oder zum Angriffe vorgeht. In Berücksichtigung des letzteren Falles wird von der II. Armee morgen das 3. Korps vorerst nur in die Höhe von Pagny, das 9. Korps auf Buchy vorrücken, wo sie in der Entfernung einer Meile bereit stehen, bei rechtzeitigem Aufbruche in ein ernstes Gefecht vor Metz einzugreifen. Andererseits ist die I. Armee in der Lage jedes Vorgehen des Feindes gegen Süden durch einen Flankenangriff zu verhindern. Die übrigen Korps der II. Armee setzen den Vormarsch gegen die Moselstrecke von Pont à Mousson bis Marbache fort. Das 10. Korps nimmt Stellung vorwärts Pont à Mousson. Die Kavallerie beider Armeen ist möglichst weit vorzuschieben und hat einen etwaigen Rückzug des Feindes auf der Straße von Metz nach Verdun zu beunruhigen."

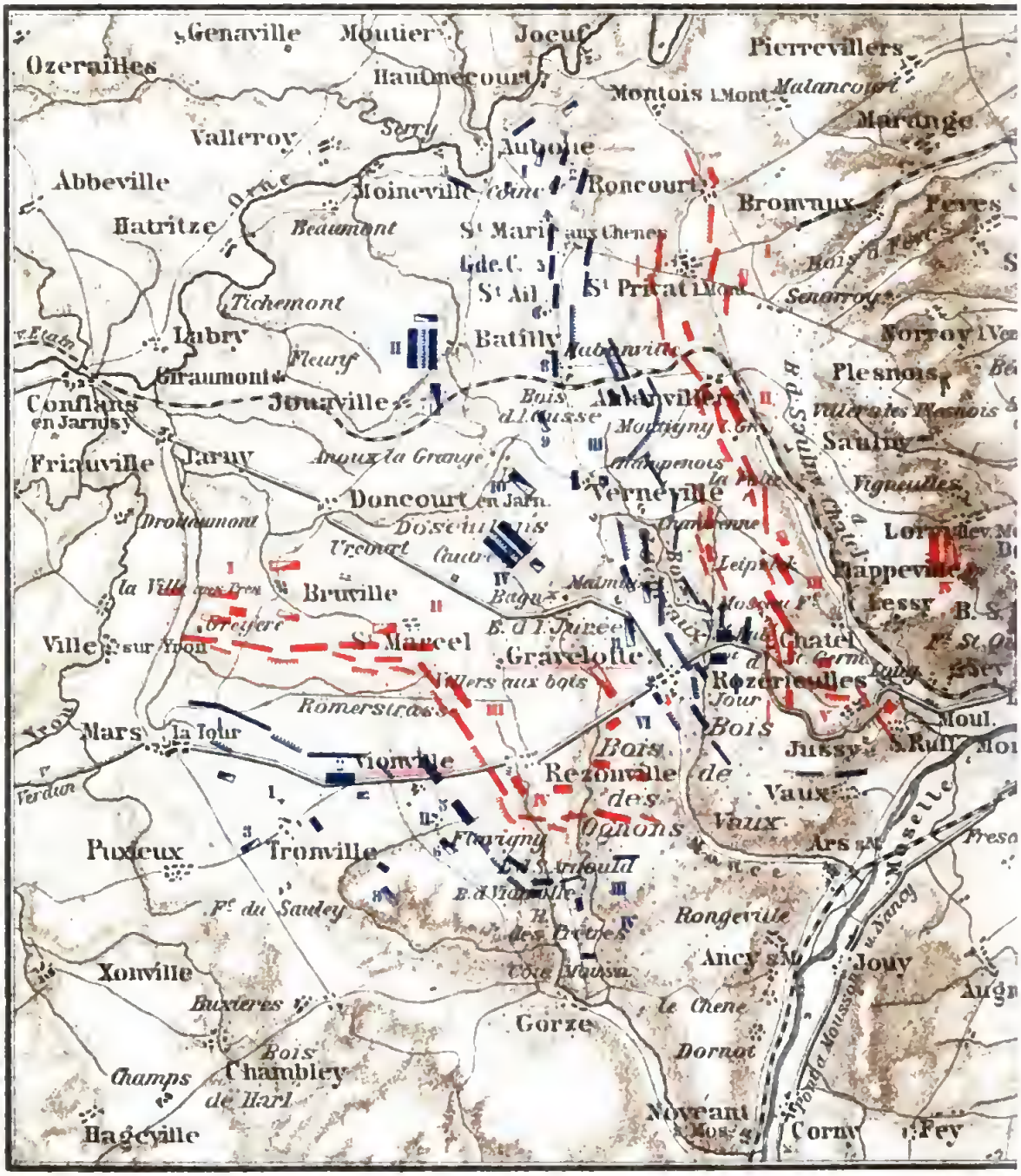
Mit anderen Worten: die II. Armee soll so schnell wie möglich südlich von Metz an und über die Mosel vorgehen. Versucht der Feind, diesen Übergang als eine gefährliche Bedrohung seiner Rückzugslinie zu hindern, so soll die I. Armee angreifen. Falls der

Feind dies nicht thut, sondern die I. Armee selbstverständlich mit aller Macht angreift, so sollen genügende Teile der II. Armee nahe sein, den Sieg zu sichern. Ist jedoch die Masse des Feindes bereits auf dem Rückzug auf die Maaslinie begriffen, so wird die Reiterei ihn beunruhigen, während die Hauptmacht der II. Armee in Gewaltmärschen parallel der Rückzugslinie des Feindes noch vor ihm oder wenigstens gleichzeitig die Maaslinie erreichen muß, so daß eine Vereinigung Mac Mahons und Bazaines unter allen Umständen verhindert wird.

Aus den Bewegungen des Feindes vor Metz durfte der General von der Goltz schließen, daß Bazaine einen Stoß gegen Süden auf den Moselübergang der II. Armee vorbereite. Deshalb griff er gegen 4 Uhr Colombey an, wo das III. französische Korps sich soeben anschickte, seine für die Verteidigung wohlvorbereiteten Stellungen ebenfalls zu verlassen. Die Preußen entrissen ihnen im ersten Anlaufe, obgleich die kaiserliche Garde dem III. Korps als Reserve im Rücken stand, Colombey, la Planchette, Lauvallier und Nouilly; in furchtbarem Kampfe versuchten die Franzosen, das Verlorene zurückzuerobern, was ihnen jedoch nur vorübergehend bloß in Nouilly gelang. Kurz vor 5 Uhr langte Manteuffel an und ging sofort gegen das IV. französische Korps vor, welches den linken Flügel bildete. Gegen 7 Uhr erreichte der wütende Kampf seinen Höhepunkt. Die II. Armee schickte die schleswig-holsteinsche Division Wrangel zu Hülfe, Bazaine ließ nicht seine ganze Macht vorgehen, die Nacht brach heran und die Deutschen behaupteten das Schlachtfeld. Da eine Verfolgung des Sieges wegen der Nähe der Forts unmöglich war, so behaupteten die Franzosen gesiegt zu haben — obgleich die Westfalen auf dem Schlachtfelde biwakierten — und der Kaiser selbst beglückwünschte Bazaine dazu, daß er „den Zauber gebrochen" habe. Fünf preußische Brigaden hatten gegen fünf französische Divisionen gekämpft; jene hatten an 5000, diese 3600 Verwundete und Tote.

Bazaine hatte durch seine Unklugheit einen kostbaren Tag verloren. Aber während der König am 15. August, am Napoleonstage, einen Ritt über das Schlachtfeld machte und dabei den Metzer Werken so nahe kam, daß auf ihn geschossen wurde, vertrödelte Bazaine auch diesen Tag und blieb in und um Metz, ohne auch heute etwas

KARTE DER SCHLAC



Verlag von Eugen Crusius in Kaiserslautern u. Leipzig

Deutsche

Infanterie

Cavallerie

Artillerie

Schlacht bei Colombey

Deutsche:

I 1. Corps	2 2. Div.	6 14 Divs.
II 7. Corps	3 1. Div.	7 1 Divs
III 9. Corps	4 26. Br	8 35 Rgt
1 3. Cav Div	5 25. Br	

Franzosen:

I 4. Corps	
II Garde	
III 3. Corps	

Die Schlacht be

Deuts

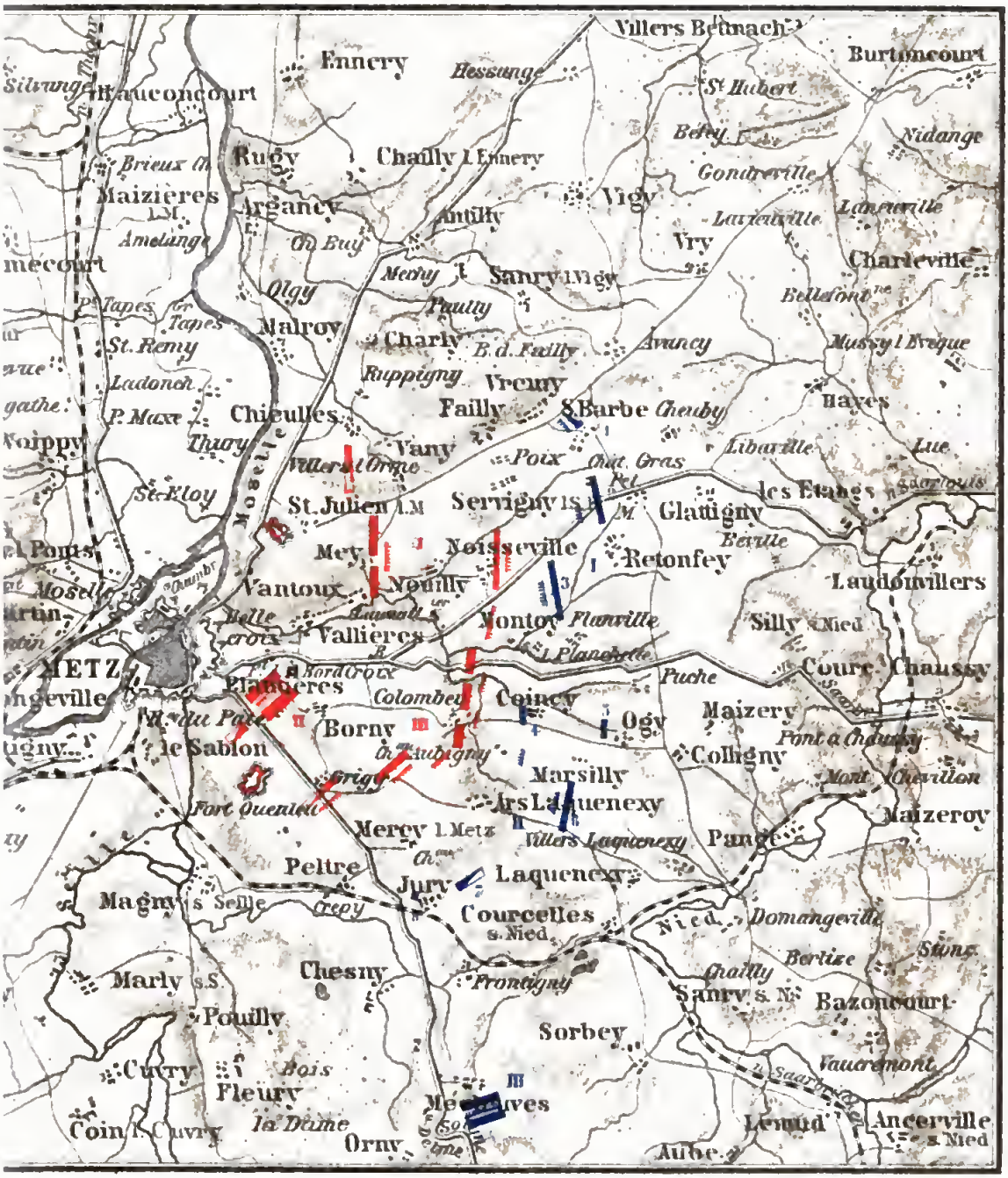
I 10. Corps	I 38 Brig
II 3. "	2 20 Div
III 8. "	3 11 Cav Br
IV 9. "	4 6 Div.

Franzos

I 4. Corps	II Garde
II 3. "	V 2 Cps
III 6.	

Maafsstab

TFELDER VOR METZ



i Vionville.

Schlacht bei Gravelotte

Kartogr. Anst v. Hermann Keil Gotha.

he:

5 5. Divis.
6 12. Cav. Br.
7 32. Brig
8 15. Cav. Br.

n:

Deutsche:

I 12. Cps. V 8. Cps. 3 46. Br 7 5. Cav. D.
II 10. " VI 7. " 441 " 8 3 G.I.B.
III 9. " 1 48 Br 5 16 G.I.B. 9 25. Cav. B.
IV 3. " 246. " 6 4. " 10 6. Cav. D.
11 1. Cav. D. 12 32. B.

Franzosen

I 6. Corps III 3. Corps V 2. Corps
II 4. " IV Garde

Franzosen

Infanterie
Cavallerie
Artillerie

1: 160 000

1 geogr. Meilen

gegen Süden zu unternehmen. Hier hatte die II. Armee bereits am 14. begonnen, bei Pont à Mouſſon — etwa 4 Meilen von Metz — die Moſel zu überſchreiten; am 15. ging der größere Teil der II. Armee über den Fluß, der Kronprinz mit der III. war bereits in Luneville; von der I. Armee behielt das erſte Korps ſeine Stellungen, das 7. und 8. aber nahm Stellung an der Moſel im Norden von Metz. Schon am Abend des 15. war Bazaine dem-

Karl Rochus Edwin v. Manteuffel.

nach halb umzingelt. Abends 7 Uhr gab Prinz Friedrich Karl in Pont à Mouſſon für den 16. den Befehl, daß Alvensleben mit dem 3. Armeekorps und mit der 6. Kavalleriediviſion zwiſchen dieſem Orte und Metz die Moſel überſchreiten und über Novéant-Gorze die Straße Metz-Verdun bei Mars-la-Tour und Vionville erreichen ſolle; das 10. Armeekorps mit der 5. Kavallerie-Diviſion ſetzen den Marſch auf Verdun etwa bis St. Hilaire-Maizeray fort; das 12. Korps marſchiert von Noméný nach Pont à Mouſſon, das

Gardekorps nach Bernékourt, das 4. nach Les Saizerais und Marbache, das 9. folgt dem 3., das 2. beginnt am 17. den Übergang bei Pont à Mouſſon. Das 3. Korps ſetzt ſich ſofort in Marſch, ſeine Spitzen erreichen noch am ſpäten Abend Gorze und Onville; am 16. um 4½ und 5 Uhr morgens brechen die Raſtloſen wieder auf. Bald können die Spitzen die vorgeſchobenen Poſten der Franzoſen bei Vionville und Tronville ſehen. Die franzöſiſche Armee marſchiert in großen Maſſen auf beiden nach Verdun führenden Chauſſeen und lagert zum Teil ſeitwärts derſelben auf dem Plateau. Alvensleben meldet der 5. Kavallerie-Diviſion (Rheinbaben), er werde angreifen; dieſer antwortet: „Ich werde mit der ganzen Diviſion dem Angriff zu Hilfe kommen.“

Die Straße von Metz nach Verdun geht zunächſt an der Moſel eine Strecke in ſüdweſtlicher Richtung hinauf, bricht plötzlich nach Weſten um, gabelt nach kurzem Laufe nach Norden (Chatel, Amanvillers, St. Privat) und im Zickzack nach Weſten bis Gravelotte, von hier nordweſtlich (Doncourt, Jarny) und weſtlich (Rezonville, Vionville, Mars-la-Tour). Am Morgen des 16. ſind ſelbſt die Spitzen der Armee Bazaines noch nicht über Mars-la-Tour hinausgekommen; der größte Teil war ſogar noch zwiſchen Gravelotte und Metz; von Gravelotte an nach Rezonville und Vionville ſtanden die Korps Froſſard und Canrobert, ihnen zunächſt Bourbaki mit der Garde; der linke Flügel, Leboeuf und Ladmirault, ſollte gar bis Nachmittag noch in den Lagern bei Metz bleiben. Ein kleiner Truppenteil begleitete in aller Frühe auf der Straße Gravelotte-Jarny den Kaiſer, der in Gravelotte übernachtet hatte. Als nun die beiden Kavalleriediviſionen der Preußen teils über Gorze gegen Rezonville, teils über Tronville gegen Vionville vorgehen und die franzöſiſche Reiterei, auf die ſie treffen, zurückwerfen; als dann gegen 10 Uhr die beiden Diviſionen des brandenburgiſchen Korps ihnen folgen, da verwendet Bazaine gegen ſie nur das Korps Froſſard und einen Teil von Canroberts Truppen; den Reſt derſelben und die Garde behält er bei Rezonville und Gravelotte, um einen etwaigen Angriff aus den Wäldern ſüdlich dieſer beiden Dörfer abzuwehren. Seine Hauptſorge war eben, daß die Preußen ſich zwiſchen ihn und Metz ſchieben möchten; darauf verfiel er nicht, daß ſie ſich zwiſchen ihn und Verdun bez. Mac Mahon ſchieben und ihn ſelbſt wieder

nach Metz treiben möchten! So war den Brandenburgern ihre Aufgabe etwas erleichtert, obgleich auch dieſe Übermacht ſchon ſchwer genug war. Gegen ½12 Uhr gelang es ihnen ſogar Vionville, das ſie von drei Seiten umfaßten, zu nehmen, und etwas ſpäter unter ſchrecklichen Verluſten das ſüdöſtlich davon (nicht an der Straße) gelegene Flavigny zu ſtürmen. Dadurch hatte die nunmehr nach

Friedrich Karl, Prinz von Preußen.

Oſten gewendete deutſche Front feſte Stützpunkte gewonnen und ſich zugleich erheblich verkürzt; allein immer noch entbehrte ſie der erforderlichen Tiefe und ſchwebte in größter Gefahr, von dem ſtärkeren Feinde durchbrochen oder überflügelt zu werden. Bazaine jagte fortwährend neue Maſſen gegen die verzweifelt Kämpfenden, ſo daß noch um 2 Uhr 150 000 Franzoſen gegen 38 000 Preußen ſtritten, denen dann nur noch ca. 30 000 Mann zu Hilfe kamen. Alvensleben, und ſpäter Friedrich Karl, der auf die Meldung von dem ent-

brannten Kampf in weniger als einer Stunde einen Ritt von über drei Meilen machte und um ½4 Uhr im Walde südöstlich von Flavigny eintraf, suchten der drohenden Gefahr durch stets erneuerte blutige Angriffe, vornehmlich der Reiterei, vorzubeugen. Es galt, durch äußerste Kühnheit Bazaine die Meinung beizubringen, daß er die ganze Armee vor sich habe, daß immer neue Verstärkungen einträfen, daß seine Angriffe bloß nutzloses Blutvergießen wären, daß er auf dieser Straße nicht durchdringen könne, daß er eine andere Straße ins Auge fassen müsse, — damit er also durch Änderung seiner Dispositionen so viel Zeit verliere, bis die Preußen in einer Stärke auf dem Platze sein könnten, welche den Durchbruch sicher verhinderte. Besonders glänzend war der Todesritt der Halberstädter Kürassiere und der altmärkischen Ulanen, die Alvensleben in dem furchtbarsten Momente der Entscheidung unter der Führung des Generalmajors Bredow auf den Feind werfen mußte; sie stürzten sich den Tod vor Augen auf die Batterieen, überritten sie, brausten weiter auf Infanteriekolonnen, die sie sprengten, drangen in eine Mitrailleusen-Batterie, bis die feindliche Reiterei die Atemlosen faßte, durch die sie dann noch den Rückweg sich bahnen mußten; sie kamen mit furchtbaren Verlusten bei Flavigny wieder an. Einen solchen Angriff konnte nur ein starker Gegner wagen; die Täuschung war gelungen. Trotzdem unternahmen die Franzosen neuerdings gewaltige Vorstöße; es war ein furchtbares Ringen auf engem Raume. Mit jedem Augenblick wird die Lage der Deutschen bedenklicher, da auf dem rechten Flügel des Feindes auch Leboeuf und Ladmirault heranrücken. Glücklicherweise kommen fast gleichzeitig auch die Hannoveraner (10. Korps) unter Voigts-Rhetz heran und marschieren zwischen Vionville und Mars-la-Tour nördlich über die Verduner Straße gegen Leboeuf. Einen Augenblick steht hier alles auf dem Spiele; denn gleichzeitig trifft die Division Cissey vom Korps Ladmirault ein, und nur ein ungestümer Angriff der deutschen Kavallerie macht den Hannoveranern wieder Luft. Für die tapferen Brandenburger war die Lage durch die Ankunft des neuen Korps wesentlich besser geworden; nun treffen auch ein paar rheinische und rheinhessische Regimenter und Batterieen ein und gaben die Kraft zu Vorstößen gegen Rezonville und Gravelotte, wodurch Bazaine in seiner Besorgnis für seinen äußersten linken Flügel wieder bestärkt wird

und seine Reserven dort zurückhält, statt sie gegen den Feind zu führen. So bricht allmählich die Dämmerung herein, von den Deutschen freudig als hilfreiche Freundin begrüßt; denn ihre Kräfte sind erschöpft und neue Verstärkungen sind so bald nicht zu erwarten. Noch einmal unternimmt Friedrich Karl mit einer brandenburgischen und einer hannoverschen Division von Vionville einen Angriff auf Rezonville; er hat keinen Erfolg, aber der letzte Schwertstreich ist von deutscher Seite gefallen und damit der Beweis geliefert, daß die deutsche Armee nicht geschlagen ist. Dann senkt sich die Nacht auf das Schlachtfeld und die Truppen biwakieren erschöpft von den fast übermenschlichen Anstrengungen auf dem blutgetränkten eroberten Boden. Die Verluste waren auf beiden Seiten etwa gleich, je 16 000 Mann: eine der blutigsten Schlachten der Weltgeschichte. Den Deutschen war es nicht gelungen, die Franzosen aus ihren Hauptstellungen zu vertreiben; die Franzosen hatten Vionville nicht nehmen und sich die Straße über Mars-la-Tour nicht öffnen können. Damit hatte die Schlacht für sie den einzigen Zweck verfehlt, den sie haben konnte, und so räumten sie über Nacht ihre Stellungen und bereiteten ihren Abmarsch auf der nördlichen Straße vor, die bei Gravelotte abzweigt.

Erschütternd, wie Freiligrath rühmte und klagte: „Sie haben Tod und Verderben gespie'n: wir haben es nicht gelitten. Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n, wir haben sie niedergeritten. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt, tief die Lanzen und hoch die Fahnen, so haben wir sie zusammengesprengt, — Küraſſiere wir und Ulanen. Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt; wohl wichen sie unsern Hieben, doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt, unser zweiter Mann ist geblieben. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft, so lagen sie bleich auf dem Rasen, in der Kraft, in der Jugend dahingerafft, — nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen! Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein; da, — die mutig mit schmetterndem Grimme uns geführt in den herrlichen Kampf hinein, — der Trompete versagte die Stimme! Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz, entquoll dem metallenen Munde; eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, — um die Toten klagte die wunde! Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein, um die Brüder, die heut gefallen, — um sie alle,

es ging uns durch Mark und Bein, erhub ſie gebrochenes Lallen. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann, rundum die Wachtfeuer lohten; die Roſſe ſchnoben, der Regen rann, — und wir dachten der Toten, der Toten!"

Und Heſekiel: „Es hagelt Eiſen, heiß weht der Tod, und ſeine Roſen blüh'n alle rot, die Fahne flattert zerriſſen im Dampf, der Schlachtruf ſchmettert ins Hufgeſtampf. Die Tambours ſchlagen, der Hornruf gellt, die Preußen, noch halten ſie ſtöhnend das Feld, ſie halten das Feld, den Kirchhof klein, hier heimſet der Tod ſeine Ernten ein. Und wiederum donnert der Angriff heran, ein Todesgewitter, ein Eiſen-Orkan, die Preußenfahne ſich leiſe neigt, die Helden wanken, der Hornruf ſchweigt. Ein alter Geſelle ſpringt haſtig nach vorn, dem toten Horniſten entreißt er das Horn — und ‚avancieren! voran! voran!' So bläſt er alles, was er noch kann. Der Hornruf jubelt, die Fahne fliegt; ſie haben den Kirchhof und haben geſiegt. Da ſchweiget der Ruf, — ein Todesſtreich zerſchmettert Horn und Horniſten zugleich. — Der alte Horniſt mit dem bleichen Geſicht, das ‚Avancieren' verlernt' er nicht; in Siegesjubel, in Todesqual bleibt ‚avancieren!' das Preußenſignal."

Und Gerok: „Heiß war der Tag und blutig die Schlacht, kühl wird der Abend und ruhig die Nacht. Droben vom Waldſaum nieder ins Thal dreimal ſchmettert Trompetenſignal; ladet ſo laut und ſchmettert ſo hell, ruft die Dragoner zurück zum Appell. Truppweis, in Rotten, zu Dreien und Zwei'n, ſtellen die tapferen Reiter ſich ein. Aber nicht alle kehren zurück, mancher liegt da mit gebrochenem Blick. Kam zur Reveille friſch noch und rot, liegt beim Appell bleich, blutig und tot. Ledige Roſſe, den Sattel leer, irren verwaiſt auf der Wahlſtatt umher. Doch der Trompete ſchmetternd Signal ruft aus der Ferne zum drittenmal. Schau, und der Rappe, dort ſpitzt er das Ohr, wiehernd wirft er die Nüſtern empor. Sieh, und der Braune geſellt ſich ihm bei, trabt ihm zur Seite wie ſonſt in der Reih'. Selber der blutige Schimmel, ſo müd, hinkt auf drei Beinen und reiht ſich ins Glied. Truppweis, in Rotten, zu Dreien und Zwei'n, ſtellen die ledigen Roſſe ſich ein. Roſſe wie Reiter verſteh'n den Appell, ruft die Trompete, ſo ſind ſie zur Stell'. Über dreihundert hat man gezählt, Roſſe, zu denen der Reitersmann fehlt. Über dreihundert, o blutige Schlacht, die ſo viel Sättel hat ledig

gemacht! Über dreihundert, o tapfere Schar, wo bei vier Mann ein Gefallener war! Über dreihundert, o ritterlich Tier, ohne den Reiter noch treu dem Panier! Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt, denkt auch der Roſſe vom Leibregiment!"

Der heldenmütige Kampf bei Mars-la-Tour wurde noch mit bewunderungswürdiger Tapferkeit auf dem großen Plateau jenſeits der Moſel fortgeführt, als der König von Herny aufbrach und nach Pont à Mouſſon fuhr. Ehe er ſich dort zur Nachruhe niederlegte, erhielt er von dem inmitten unzähliger Verwundeten zu Gorze in Quartier liegenden Prinzen Friedrich Karl die Nachricht, daß an dieſem Tage das blutigſte Treffen geliefert worden ſei, an dem ſich die preußiſchen Waffen ſeit der Schlacht bei Ligny beteiligt hätten. Bis dahin war Moltkes Kriegskunſt von glänzendem Erfolge begleitet geweſen. Nun galt es, die Früchte der furchtbaren Kämpfe vom 14. und 16. Auguſt zu pflücken. Früh am 17. eilte der König auf den Schauplatz der tags vorher gelieferten Schlacht und beriet ſtundenlang mit dem Prinzen Friedrich Karl und mit Moltke und Roon die Dispoſitionen für die nächſte Zukunft. Die Franzoſen hatten ſich bereits zum großen Teile von dem Höhenzuge bei Rezonville zurückgezogen; ſie behaupteten nur noch ihre Stellung bei Gravelotte. Als der König und ſeine Begleiter nun von der Anhöhe bei Flavigny den Kampfplatz überſchauten, da erwogen ſie die Frage, welche Abſicht Bazaine hegen möge. Wollte er nach Metz zurückweichen? Wollte er, ehe er dies ausführte, in ſeiner jetzigen Stellung einen Entſcheidungskampf ſuchen? Oder war es ſeine Abſicht, ſich, wenn irgend möglich, durch einen Marſch auf der an der Maas entlang führenden Straße aus der Schlinge zu ziehen? Die für den kommenden Tag von Moltke getroffenen Dispoſitionen waren berechnet, allen dieſen Möglichkeiten entgegenzuwirken. Steinmetz ſollte zwiſchen der Moſel und Gravelotte Stellung nehmen; dagegen ſollte die Armee des Prinzen Friedrich Karl mit breiter Front eine Schwenkung nach Norden machen, um Bazaine, falls er auf den nördlichen Straßen abziehen wollte, in die Flanke zu fallen und zum Kampfe zu zwingen. Blieb aber Bazaine in einer Stellung, in der er Metz decken und eine Entſcheidungsſchlacht liefern wollte, ſo ſollte die ganze Armee eine große Rechtsſchwenkung machen, den rechten Flügel des Feindes umfaſſen und ihn ſo nach Metz hineinwerfen. Die bis-

herigen, seit dem 4. August gelieferten Schlachten waren alle mehr weniger unvorbereitet geschlagen worden, waren eigentlich nur improvisierte Gelegenheitsschlachten gewesen. Die bevorstehende konnte und sollte nach allen Regeln der Kriegskunst geliefert und gewonnen werden: ein wunderbares Schachspiel!

Der König eilte mit seinem Stabe nach Pont à Mousson zurück. Die Befehle flogen jenen Korps entgegen, welche noch weit zurück-

Karl Friedrich von Steinmetz.

standen: ihren Marsch aufs äußerste zu beschleunigen, um rechtzeitig eingreifen und die volle Entscheidung herbeiführen zu können; sie leisteten Staunenswertes noch im Laufe des 17. und in der darauffolgenden Nacht. Auch der König befand sich noch vor Sonnenaufgang schon wieder auf dem Wege nach dem Schlachtfelde. Heute wollte er die oberste Leitung haben, heute die Königsschlacht schlagen. Er nahm auf der Höhe von Flavigny, hinter dem Centrum der deutschen Schlachtlinie und inmitten der grauenhaften Verheerungen,

welche der 16. Auguſt dort angerichtet hatte, ſeinen Poſten. Bereits um 4 Uhr war auch Prinz Friedrich Karl wieder auf dem Schlachtfelde zur Beratung mit den kommandierenden Generälen. Um dieſe Zeit ſtanden auf dem linken Flügel bei Mars-la-Tour die Garde und das 12. Armeekorps (Kronprinz Albert von Sachſen); im Centrum das 10. Armeekorps mit der 5. Kavalleriediviſion, das 3. Armeekorps mit der 6. Kavalleriediviſion zwiſchen Tronville und Vionville, bei Rezonville das 9. und 8. Korps mit der erſten Kavalleriediviſion; auf dem rechten Flügel das 7. Armeekorps verdeckt in der Schlucht des Mance, und auf der äußerſten Flanke des rechten Flügels bei Ars-ſur-Moſelle die 26. Infanteriebrigade (Goltz). Der Prinz befahl: „Die II. Armee ſetzt heute den Vormarſch fort mit dem Beſtreben, den Feind von ſeiner Rückzugsrichtung Metz-Verdun abzudrängen und ihn zu ſchlagen, wo ſie ihn findet. Die Armee rückt in Echelons vor, links das 12. Armeekorps, das um 5 Uhr antritt und die Direktion auf Jarny nimmt, rechts daneben das Gardekorps, Direktion Doncourt; das 9. Armeekorps rechts rückwärts vom Gardekorps tritt um 6 Uhr an und marſchiert zwiſchen Rezonville und Vionville hindurch, im weiteren Vormarſch St. Marcel hart links liegen laſſend; vom 9. Korps rechts rückwärts wird das 8. Korps der Echelonbewegung ſich anſchließen; in zweiter Linie folgen das 10. Korps mit der Kavalleriediviſion Rheinbaben dem 12. Korps, das 3. Korps und die Kavalleriediviſion Herzog Wilhelm von Mecklenburg zwiſchen dem 9. und dem Gardekorps. Der Vormarſch hat nicht in Marſchkolonnen zu erfolgen, ſondern die Diviſionen ſollen in ſich maſſiert vorrücken. Der Oberbefehlshaber wird ſich an der Tête des 3. Armeekorps befinden." Als alles im vollen Gange war und die bei der Beobachtung des Feindes gemachten Bemerkungen genauere Schlüſſe auf ſeine Pläne geſtatteten, erließ der König um $10^1/_2$ Uhr folgenden Armeebefehl: „Nach den eingehenden Meldungen darf angenommen werden, daß der Feind ſich auf dem Plateau zwiſchen le Point du jour und Montigny la Grange behaupten wird. Vier Bataillone des Feindes ſind in das Bois de Genivaux gerückt. Seine Majeſtät ſind der Anſicht, daß es zweckmäßig iſt, das 12. und Gardekorps in der Richtung auf Batilly in Marſch zu ſetzen, um, falls der Feind auf Briey abmarſchiert, ihn bei Ste. Marie aux Chênes zu erreichen, — falls er auf der Höhe ſtehen bleibt, ihn von

Amanvillers her anzugreifen. Der Angriff würde gleichzeitig zu erfolgen haben durch die I. Armee vom Bois de Vaux und Gravelotte aus, durch das 9. Korps gegen das Bois de Genivaux und Verneville, durch den linken Flügel der II. Armee von Norden her." Daraufhin erließ der Prinz folgende Befehle:

An General v. Manstein: Das Gardekorps erhält Befehl, über Verneville nach Amanvillers, von dort aus eventuell gegen den rechten feindlichen Flügel zum Angriff vorzugehen. Ein ernsthaftes Engagement des 9. Korps ist, falls vor demselben sich die feindliche Front weiter nach Norden ausdehnt, so lange aufzuschieben, bis das Gardekorps von Amanvillers her angreift.

An den Prinzen von Württemberg K. Hoheit: Der Feind scheint auf dem Höhenrücken vom Bois de Vaux über Leipzig in Schlachtordnung zu stehen. Das Gardekorps soll den Vormarsch über Verneville beschleunigen, bis Amanvillers ausdehnen und von dort aus gegen den feindlichen rechten Flügel zu einem ernsthaften Angriff umfassend vorgehen. Das 9. Korps geht gleichzeitig zum Angriff auf la Folie vor. Das Gardekorps kann auch den Weg über Habonville nehmen. Das 12. Korps geht auf Ste. Marie aux Chênes.

An den Kronprinzen von Sachsen K. Hoheit: 11¾ Uhr. Das 12. Korps erhält Befehl auf Ste. Marie aux Chênes fortzumarschieren, durch Kavallerie gegen Briey und Conflans sich zu sichern und möglichst Kavallerie bis in das Moselthal vorzutreiben, um Eisenbahn und Telegraphen nach Thionville zu unterbrechen. Das 7., 8., 9. und Gardekorps greifen binnen 2 Stunden den Feind an, welcher auf den Höhen von Leipzig bis Bois de Vaux, Rücken nach Metz, in Position steht. Das 3., 10. und 12., sowie das 2. Korps folgen in zweiter Linie zur Unterstützung.

An den General von Voigts-Rhetz: 12 Uhr. Der Feind steht in Position auf den Höhen von Leipzig und Bois de Vaux. Er wird heute dort angegriffen; vom Gardekorps über Amanvillers, vom 9. Korps über la Folie, vom 7. und 8. Korps in der Front. In zweiter Linie rücken zur Unterstützung nach: das 12. Korps auf Ste. Marie, das 10. Korps auf St. Ail, das 3. Korps auf Verneville, das 2. Korps auf Rezonville.

(Dem 2. Korps — Franſecky — kam der um 12 Uhr in Vionville aufgegebene Befehl des Prinzen 1 Uhr zu: „Das 2. Korps marſchiert von Buxières auf Rezonville vor, um als Reſerve für den rechten Flügel zu dienen. Die I. und II. Armee greifen heut den Feind in der Poſition diesſeits Metz an. Da der Abmarſch keine beſondere Eile erfordert, können die Truppen erſt abkochen." Franſecky aber eilte.)

Immer mehr ſtellte ſich heraus, daß Bazaine weſtlich von Metz in einer feſten Stellung verharre und ſich zu einer Schlacht gerüſtet habe; ſein linker Flügel zog ſich am linken Moſelufer oberhalb Metz hin; ſein rechter erſtreckte ſich nach Norden über Amanvillers und St. Privat bis Roncourt, wo ſeine rechte Flanke ſtand. Sobald dies feſtgeſtellt war, galt es, hinreichend Zeit zu gewinnen, damit die II. Armee ihre bereits erwähnte große Rechtsſchwenkung ausführen könnte, und unterdeſſen hatte Steinmetz die Aufgabe, Bazaines linken Flügel und linkes Centrum aufzuhalten, bis die II. Armee ins Gefecht eingreifen würde. Dies that er, indem er ſich vorläufig aufs Artilleriefeuer beſchränkte und nur einen Teil der Infanterie verwandte, um die franzöſiſchen Vorpoſten aus Gravelotte zu treiben. Aber wie der Tag vorrückte, waren auch ſeine Infanterieregimenter ins Gefecht gekommen; ſie hatten ſich durch die tiefe Schlucht des Mance durchgekämpft und unter entſetzlichen Verluſten das Schloß und den Garten St. Hubert erobert, bis ſie endlich das natürliche Glacis zu erſtürmen ſuchten, das ſich bei Point du Jour von dem Kamm des Höhenzuges ins Thal ſenkt, obgleich ihnen aus Geſchützen, Mitrailleuſen und Chaſſepotgewehren ein heftiges Feuer entgegengeſchleudert wurde. Der König und ſein Stab hatten die zuerſt eingenommene Stellung bei Flavigny längſt verlaſſen und waren weiter geritten, bis ſie die Anhöhe bei Rezonville erreichten. Hier aber fühlte ſich der tüchtige alte Soldat dem Mittelpunkt der Schlacht nicht nahe genug. Er ritt noch weiter vor, bis er gegen 5 Uhr faſt bis zum Rande des Gehölzes von Genivaux gelangt war, das ihn von dem Höhenzuge trennte, auf dem die Franzoſen und Preußen in heißem Kampfe miteinander rangen. Wie er dort auf der von Gravelotte nach Malmaiſon führenden Straße zu Pferde hielt, lag der ganze Kampfplatz, auf dem Steinmetz ſeinen Angriff gemacht, vor ihm. Während er geſpannt dem Hin- und Herwogen

des Kampfes zuſchaute, ließ die franzöſiſche Kanonade ganz allmählich an Heftigkeit nach. Das Chaſſepotfeuer erloſch beinahe ganz; man hätte glauben können, die Gegenwart des alten Königs habe die Hitze des Gefechtes vermindert. Aber die verhältnismäßige Stille in der Nähe befähigte ihn zu vernehmen, daß das Feuer in der Richtung nach Norden heftiger wurde — ein Zeichen, daß Prinz Friedrich Karl und ſeine Armee dem Feinde ſo nahe gekommen war, um ihrerſeits den Angriff zu eröffnen.

Dort hatte Manſtein bereits gegen 12 Uhr den Angriff begonnen; denn da er das Korps Ladmirault in tiefſter Ruhe bei Amanvillers lagern ſah, glaubte er es, obgleich er nur erſt ſeine holſteiniſche Diviſion zur Stelle hatte, durch einen heftigen Artillerieangriff überraſchen zu ſollen. Die Lage, in welche er dadurch kam, wurde bald ſehr bedrängt, zumal auf ſeinem rechten Flügel auch das Korps Leboeuf, auf ſeinem linken Flügel das Korps Canrobert ſich am Kampfe beteiligte; trotz aller Tapferkeit konnte es nicht verhindert werden, daß der Feind ſich zweier Geſchütze bemächtigte, die erſt durch die Kapitulation von Metz wieder in den Beſitz der Deutſchen kamen, und daß andere Batterieen ſchwer beſchädigt abfahren mußten. Etwas erleichtert wurde dieſe Lage, als um 1 Uhr Prinz Ludwig von Darmſtadt mit ſeiner Diviſion links bei Habonville einrückte; aber ſtundenlang war die Gefahr noch groß, und erſt das Herbeieilen der brandenburgiſchen Artillerie, das die Zahl der deutſchen Geſchütze an dieſer Stelle auf 106 brachte, half um 5 Uhr gründlich. Auch die preußiſche Garde, die ſich links an Manſteins Korps ſchloß, war ſeit 1 Uhr von Habonville nördlich gegen St. Ail vorgegangen, hatte dieſes Dorf und zwei Stunden ſpäter auch das noch weiter nördlich gelegene Ste. Marie aux Chênes genommen und einen lebhaften Geſchützkampf gegen St. Privat begonnen. Die Sachſen, welche auch bei dem Sturm auf Ste. Marie erfolgreich mitgewirkt hatten, drangen gegen den äußerſten rechten Flügel des Feindes bei Roncourt vor und ſtanden hier in hartem Kampfe, bis 5 Uhr die gewaltige Entwickelung der deutſchen Artillerie — 180 Geſchütze von Habonville an nordwärts — auch hier Hülfe brachte. Faſt auf der ganzen Linie ſchwieg in dieſem Augenblicke das feindliche Geſchützfeuer.

Jetzt mußte Steinmetz, wenn der Gegner längs ſeiner ganzen

Hauptlinie geschlagen werden sollte, mit äußerster Kraftanstrengung den Prinzen Friedrich Karl unterstützen, dessen Armee durch besondere Marschleistungen es fertig gebracht hatte, zur bestimmten Zeit in allen jenen bestimmten Stellungen zu stehen, welche des Feldherrn genialer Plan bezeichnet hatte. Denn der Prinz wollte durch sein Vorgehen nicht nur den Abmarsch des Feindes gegen Nordwesten verhindern, sondern dessen rechten Flügel umfassen, diesem und dem Centrum eine völlige Niederlage bereiten und so die ganze französische Armee nach Metz hineinwerfen, das leichter bezwungen werden konnte, wenn es 200000 Mann als wenn es nur 40000 Mann beherbergte. Im günstigsten Falle konnte schon heute oder morgen der „Rheinarmee" dieselbe Katastrophe bereitet werden, welche die Armee von Chalon zwei Wochen später ereilte. Bis 6 Uhr hatten die Franzosen von St. Russine bis Amanvillers wenig Boden verloren und ihre festungsartige Stellung behauptet; wo deutscherseits ein Sturmangriff versucht wurde, ward er unter schweren Verlusten, welche die Überlegenheit des weittragenden Chassepotgewehres für solche Verteidigungen bekundeten, zurückgewiesen. Mit der eigenen Offensive aber beeilten sich die Franzosen nicht. Dem Marschall galt es vor allem, um keinen Preis sich von Metz abdrängen zu lassen, und er mochte denken, erst wenn der Gegner sich in vergeblichem Ringen erschöpft habe, zu einem Angriffe seinerseits überzugehen. Für seinen rechten Flügel scheint er, ein Beweis, wie wenig er seiner Aufgabe gewachsen war, nichts gefürchtet zu haben. Eben hier aber, bei Ste. Marie aux Chênes, St. Privat und Roncourt hatten von 5 Uhr an die Ereignisse begonnen, welche das Schicksal des Tages, und mehr als dies, unwiderruflich entschieden. Bei dem ersten der genannten Dörfer hatte der Prinz August von Württemberg mit der Gardeinfanterie eine zuwartende Stellung eingenommen, bis das sächsische Korps die Umfassung des Korps Canrobert auf dem rechten französischen Flügel vollendet haben würde. Weil er aber fürchtete, daß die Dämmerung einbreche, ehe die Entscheidung herbeigeführt werden könnte, ließ er kurz nach 5 Uhr — sehr früh — das furchtbare Wagnis eines Angriffes auf St. Privat befehlen. Das Terrain zwischen Ste. Marie und dem 322 Meter hoch gelegenen St. Privat ist frei; die Häuser und Gehöfte des letzteren Dorfes hatten die Franzosen, Meister in dieser Kunst, zu

einer wahren Citadelle gemacht; Mitrailleuſen, Kanonen, Chaſſepots laſſen ihren Hagel auf die in ſtolzer Haltung, würdig der erſten Truppen des deutſchen Landes, vorgehenden Garderegimenter Kaiſer Franz und Königin Auguſta regnen: die Stabsoffiziere bleiben zu Pferde, bis ihnen die Tiere unter dem Leibe erſchoſſen werden; unter einem Feuer, wie keiner, der die beiden letzten Kriege mitgemacht, es erlebt, eilen ſie, in jeder Minute von neuem gezehntet, vorwärts, bis ſie ſelbſt Feuer geben können auf den unſichtbaren Feind. Aber ihr Heldenmut dringt nicht durch: man muß mit dem Infanterieangriffe warten, bis die Sachſen vom Norden her eingreifen können. Gegen 6 Uhr waren dieſe endlich vor Roncourt angelangt, das von den Franzoſen, die ſich auf St. Privat konzentrierten, geräumt wurde. Der Angriff auf dieſen Stützpunkt der franzöſiſchen Stellung wurde jetzt zur rechten Zeit erneuert, die Sachſen griffen von Norden, die erſte preußiſche Gardedivision von Weſten und Süden an; nach einem hartnäckig-blutigen Kampfe von Haus zu Haus, von Gehöft zu Gehöft räumten die Franzoſen, ſchon brach die Dämmerung ein, um acht Uhr die Stellung und zogen ſich längs der Straße zurück.

Während hier in furchtbaren Stunden die Entſcheidung errungen wurde, hatte das franzöſiſche Centrum ſeine Stellung behauptet. Jetzt galt es, auch vom rechten Flügel aus die Erfolge des Prinzen Friedrich Karl zu ergänzen. König Wilhelm hatte keinen Augenblick verloren gehen laſſen, ſondern Steinmetz befohlen, ſeine geſamte Streitmacht ins Gefecht zu bringen und dadurch „die Entſcheidung herbeizuführen." Das 2. Armeekorps (Franſecky), das hinter Gravelotte als Reſerve ſtand, erhielt den Befehl, nunmehr Steinmetz zu unterſtützen und ſich am bevorſtehenden Angriff zu beteiligen. Als das Gefecht ſich zu entwickeln begann, ſchüttelten die Franzoſen plötzlich ihre zeitweilige Betäubung ab. Die franzöſiſchen Batterieen erneuerten aufs heftigſte ihr Feuer und ſchleuderten einen Schauer von verſchiedenartigen Geſchoſſen auf die Gehölze und den hinter ihnen liegenden Höhenzug von Gravelotte. Auch die franzöſiſche Infanterie, die endlich einmal von dem Verteidigungskampfe ſich erlöſt ſah und ihr traditionelles métier im lebhaften Angriff auszuüben Befehl erhielt, ſtürmte mit dem kühnen alten élan vor und trieb die Deutſchen über den Abhang faſt bis an das Mance-

thal hinab. Unter dem Anprall dieſes heftigen Stoßes und unter dem dichten Kugelregen, der ſich über ſie entlud, zog ſich Steinmetz' Armee, ſoweit ſie nicht mit der franzöſiſchen Infanterie rang, in die Ebene zurück. Der alte König wurde, trotz ſeines Sträubens, von dem wogenden Gedränge mit zurückgetrieben und ſuchte die einzelnen Teile des in Verwirrung geratenen Armeekorps durch energiſches Zureden zur Beſinnung zu bringen. Die Front faßte neuen Mut und hielt ſtand. Der paniſche Schrecken ging ſo ſchnell vorüber, wie er entſtanden war. Noch immer krachte indeſſen das franzöſiſche Geſchützfeuer in die zuſammengedrängten Maſſen und um den Ort herum, wo ſich der König und ſein etwas auseinandergeſprengter Stab wieder verſammelt hatten. In der Umgebung des Monarchen flüſterten die Offiziere einander zu, daß dies kaum ein für Se. Majeſtät geeigneter Platz ſei. Aber wer wollte ſich herausnehmen, ihn zu warnen? Bismarck war in Königgrätz ſeiner Vorſorge oder ſeines Vorwitzes halber etwas rauh angefahren worden. Auch für Moltke ſchien es nicht ratſam. Endlich faßte Roon ſich ein Herz; als alter Waffenbruder und Freund König Wilhelms durfte er es wagen. Sowie Roon zu ſprechen anfing und den König einfach darauf aufmerkſam machte, daß er ſein Leben ſehr ſorglos aufs Spiel ſetze, nahm dieſer ſein Fernglas vom Auge, blickte den redlichen Roon einen Augenblick feſt an und wandte dann lächelnd ſein Pferd zur Rückkehr nach Rezonville um. Auf ſeinem Ritte dorthin kam er an einer Abteilung des 2. Armeekorps (der Pommern) vorüber, das im Eilmarſch heranzog, um mit zur Entſcheidung der Schlacht beizutragen. Er machte Halt, bis die Regimenter im Geſchwindſchritt und Hurra rufend an ihm vorübermarſchiert waren, und begab ſich dann nach Rezonville, wo er an dem nach Gravelotte führenden Ausgang des Dorfes auf einer Leiter Platz nahm, deren eines Ende auf eine Brückenwage gelegt war, während das andre auf einem gefallenen Schimmel ruhte.

Moltke und andere zum Großen Hauptquartier gehörenden Offiziere waren nicht mit dem Könige zurückgekehrt, ſondern am Gravelotter Rande der Manceſchlucht geblieben, um zu beobachten, welchen Ausgang der Angriff des 2. Armeekorps nehmen würde. Er hatte nicht ohne Beſorgnis nach dem ſehnlich erwarteten Korps ausgeſchaut, obgleich bereits Truppen des 7. und 8. Korps dem hart

bedrängten Steinmetz Luft machten; nun reitet Moltke den Pommern entgegen, zieht, als er die vorderen Reihen erreicht, den Degen, ruft einige erhebende Worte den Führern zu und sprengt nun hoch zu Roß voraus, den Seinen den Weg zu den todbringenden Höhen zeigend. „Der Chef des Generalstabs im Handgemenge!" rufen die Offiziere; alles eilt ihm nach, immer beeilter wird der Sturmschritt der Pommern, die Regimentsmusik beginnt den Düppeler Marsch ... Vorwärts! Vorwärts!

Inzwischen war die Sonne über dem blutigen Kampfplatz untergegangen. Von Minute zu Minute steigert sich die Spannung der Harrenden, die voll Aufregung den Berichten vom Schlachtfelde entgegensahen. Der König schien sich gewaltsam zu zwingen, still zu sein. Bismarck, der eine äußere Gleichgültigkeit zur Schau trug, die jedoch durch seine Rastlosigkeit Lügen gestraft wurde, that, als ob er Briefe lese. Der Lärm des Schlachtgetümmels vermehrte und verstärkte sich, bis sogar die Erde davon erzitterte. Und wenn auch die Nacht ihren dunkeln Schleier über die Gegend breitete, so beleuchtete doch die Glut eines nahen Brandes die bange Gruppe, die hier neben einer Gartenmauer der Entscheidung harrte. Aus dem Gewirre der Truppenmassen, mit denen die Ebene übersäet war, ertönte plötzlich lautes Hurrarufen, das um so mehr anschwoll, je näher es sich heranwälzte. Auf der Chaussee erklangen die Hufschläge eines im Galopp dahersprengenden Pferdes; einen Augenblick später schwang sich Moltke mit vor Erregung zuckendem Gesicht aus dem Sattel und rief, auf den König zueilend: „Es steht gut für uns; wir haben das Plateau genommen und Ew. Majestät haben gesiegt!" Der König sprang mit einem „Gott sei Dank" auf. Bismarck zerknitterte, tief aufatmend, die in der Hand gehaltenen Briefe und alle Anwesenden begrüßten die frohe Kunde mit einem lauten Hurra. Ein Marketender, der zufällig in der Nähe stand, machte sich die günstige Gelegenheit zu nutze; er brachte sein Weinfäßchen herbei und schenkte dessen Inhalt aus. König Wilhelm trank den dünnen roten Wein, der ihm in einem abgebrochenen Tulpenglase dargereicht wurde und verzog dabei sein Gesicht nicht. Bismarck befriedigte seinen ersten Hunger, vergnüglich an einem Stück Kommisbrot kauend, während er den Siegesbericht des Königs an dessen Gemahlin in das Notizbuch eines Beamten niederschrieb,

Digitized by Google

welcher mit der Nachricht angelangt war, daß die Telegraphenleitung bis Gorze hergestellt sei:]

„Biwak bei Rezonville, den 18. August, 9 Uhr abends. Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von Paris mit ihren Verbindungen abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. Wilhelm."

In dem elenden, halb zerstörten Dorfe waren weder Lebensmittel noch Schlafstätten aufzutreiben; alle Zimmer, alle Gänge, alle Schuppen, ja alle Keller waren mit Verwundeten angefüllt, die in ihren Qualen stöhnten. Der König wollte nicht nach Pont à Mousson zurückfahren, sondern mitten unter den verwundeten Soldaten und den gefallenen Pferden in seinem Wagen schlafen, doch endlich wurde in einer kleinen Schenke ein Zimmer für ihn entdeckt und auch ein paar Koteletts kamen für sein Abendessen zum Vorschein. Außer ihm erhielt niemand etwas zu essen. Wie es Bismarck erging, hören wir aus einer Erzählung des amerikanischen Generals Phil. Sheridan, der sich als Bevollmächtigter der Vereinigten Staaten in dem königlichen Stabe aufhielt. Als alter, erfahrener Krieger hatte er sein Augenmerk auf ein Haus gerichtet, das ihm zum Nachtquartier geeignet schien und er begab sich, von Bismarck begleitet, dorthin. Das Erdgeschoß war ganz voll von verwundeten Soldaten, und die alte Frau, welcher das Häuschen gehörte, behauptete mit großem Nachdruck, daß es kein oberes Stockwerk habe. Sheridan war zu höflich, das Mütterchen eine Lügnerin zu nennen, allein er fragte sie lächelnd, wohin denn jene Treppe führe, wenn doch kein oberes Stockwerk da wäre? Er hatte während eines vierjährigen Feldzuges gelernt, logische Folgerungen praktisch zu verwerten. Beim Hinaufsteigen fanden die Herren neben der Treppe eine kleine Dachstube mit drei Betten. Sheridan, als Finder, beanspruchte das Bett, welches die reinsten Leintücher hatte; Bismarck und sein Vetter schliefen in dem zweiten und der Großherzog von Mecklenburg und sein Flügeladjutant benutzten das dritte Bett. Alle legten sich notgedrungen ohne einen Abendimbiß zur Ruhe nieder; nur Sheridan verzehrte eine Rinde schwarzen Brotes, die ihm Prinz Karl, der Bruder des Königs, als zarte Aufmerksamkeit gegen einen hochstehenden, ausländischen Gast gegeben hatte.

Am nächſten Morgen ſtand Sheridan bald auf, um Rundſchau zu halten und kam gleich darauf mit ein paar Eiern zurück, die er der alten Frau abgeſchwatzt hatte; wenigſtens ſagte er, daß er ſie auf dieſe Weiſe erhalten habe und ſah ſehr unſchuldig drein, als Bismarck ihm eine hängengebliebene Hühnerfeder vom Rockärmel fortnahm. Nun ging Bismarck in das Quartier des Königs hinüber und holte von dort etwas Kaffee und er und Sheridan labten ſich an dem ſo bereiteten, großartigen Frühſtück.

Auch der alte König war in dieſer Nacht übel gebettet. In den Raum, dem er die Benennung einer „Stube" beigelegt, war aus einem Kranken-Transportwagen ein Geſtell genommen und durch ein Paar darauf gelegte Sitzkiſſen des königlichen Wagens in ein Feldbett verwandelt worden. Hier brachte der große Sieger, nur mit einem Mantel zugedeckt, die Nacht zu. Am frühen Morgen ordnete er noch in dieſer Schenke die ſofortige Belagerung von Metz an und betraute Prinz Friedrich Karl mit der Aufgabe, Bazaine und die „Rheinarmee" unſchädlich zu machen. Dann ſchrieb er ſeiner Gemahlin: „Rezonville, den 19. Auguſt 1870. Das war ein neuer Siegestag geſtern, deſſen Folgen noch nicht zu ermeſſen ſind. Geſtern früh gingen das 12., Garde- und 9. Korps gegen die nördliche Straße Metz-Verdun bis St. Marcel und Doncourt vor, gefolgt vom 3. und 10. Korps, während das 7. und 8., ſodann auch das 2. bei Rezonville gegen Metz ſtehen blieben. Als jene Korps rechts ſchwenkten, in ſehr waldigem Terrain, gegen Verneville und St. Privat, begannen dieſe Korps den Angriff gegen Gravelotte, nicht heftig, um die große Umgehung gegen die ſtarke Poſition Amanvillers-Chatel bis zur Metzer Chauſſee abzuwarten. Dieſe weite Umgehung trat erſt um 4 Uhr ins Gefecht mit dem Pivot-Korps, dem 9. um 12 Uhr. Der Feind ſetzte in Wäldern heftigen Widerſtand entgegen, ſo daß nur langſam Terrain genommen wurde. St. Privat wurde vom Garde-Korps, Verneville vom 9. Korps genommen, das 12. Korps und Artillerie des 3. griffen nun ins Gefecht ein. Gravelotte wurde von Truppen des 7. und 8. Korps und die Wälder zu beiden Seiten genommen und behauptet, mit großen Verluſten. Um die durch die Umgehung zurückgedrängten feindlichen Truppen nochmals anzugreifen, wurde ein Vorſtoß über Gravelotte bei einbrechender Dunkelheit unternommen, der auf ein ſo enormes Feuer hinter den Schützen-

gräben en étage und Geſchützfeuer ſtieß, daß das eben eintreffende 2. Korps den Feind mit dem Bajonett angreifen mußte und die feſte Poſition vollſtändig nahm und behauptete. — Es war 8½ Uhr, als das Feuer auf allen Punkten nach und nach ſchwieg. Bei jenem letzten Vorſtoß fehlten die hiſtoriſchen Granaten von Königgrätz für Mich nicht, aus denen Mich dieſes Mal Miniſter v. Roon entfernte. Alle Truppen, die Ich ſah, begrüßten Mich mit enthuſiaſtiſchen Hurras. Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt verteidigte und oft Offenſivſtöße unternahm, die jedesmal zurückgeſchlagen wurden. — Was nun das Schickſal des Feindes ſein wird, der in dem verſchanzten, ſehr feſten Lager der Feſtung Metz zuſammengedrängt ſteht, iſt noch nicht zu berechnen. — Ich ſcheue Mich, nach den Verluſten zu fragen und Namen zu nennen, da nur zu viele Bekannte genannt werden, oft unverbürgt. Dein Regiment ſoll ſich brillant geſchlagen haben. Walderſee iſt verwundet, ernſt aber nicht tödlich, wie man ſagt. Ich wollte hier biwakieren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo Ich auf dem mitgeführten königlichen Krankenwagen ruhte, und, da Ich nicht ein Stück Meiner Equipage von Pont à Mouſſon bei Mir habe, völlig angezogen ſeit 30 Stunden bin. — Ich danke Gott, daß Er uns den Sieg verlieh. Wilhelm."

— „Ich ſcheue mich nach den Verluſten zu fragen — —" Die der Deutſchen waren ungeheuer: über 20 000 Mann, darunter von der Garde 8 200 mit Einſchluß von über 300 Offizieren. Die Franzoſen hatten angeblich nur 13 000 Mann verloren. Dieſe drei Schlachten um Metz hatten demnach 40 000 Verwundete und Tote auf deutſcher Seite, auf beiden an 80 000 gekoſtet. Die Thränen über dieſe Verluſte erſtickten den anfänglichen Siegesjubel in Deutſchland. Würdig gab dort den Gefühlen Ausdruck der Preußiſche Staats-Anzeiger: „Gott leitet unſere Fahnen von Sieg zu Sieg! Seine Hand richtet unſer Volk auf und ſtärkt es in der ſchweren, blutigen Zeit! — Drei Schlachten ſind in der kurzen Spanne Zeit, vom 14.—18. Auguſt, um Metz geſchlagen. Die Palme von Mars-la-Tours, am 16., fiel dem brandenburgiſchen Armee-Korps zu. Aber an dem entſcheidenden Tage vor Metz, am 18. Auguſt, führte der königliche Feldherr ſeine Preußen faſt aus allen Landesteilen, dazu unſere norddeutſchen Bundesgenoſſen, zu großem glorreichem

Sieg! — Die französische Hauptmacht mit ihren Kerntruppen, die Garden mit ihren stolzen Erinnerungen, sind unter ihren bewährtesten Generalen in fester Stellung aufs Haupt geschlagen worden, angesichts des großen Waffenplatzes, der ihren Stützpunkt bildete und unerschöpfliche Hilfsquellen an Kriegsmaterial zu bieten schien. — Legen wir den wohlverdienten Lorbeer und reiche Siegespalmen auf die erblaßten Heldensöhne und Heldenbrüder, welche für König und Vaterland siegten und starben, und um welche ihre Waffenbrüder und das ganze deutsche Volk in Trauer stehen! — Es sind Gottes Gerichte, die sie mit ihrem edlen Blute besiegeln; Gottes Gerichte gegen ein Volk, das in Überhebung und Verblendung ausharrt, und von dessen sittlicher Verkommenheit der Lügengeist Zeugnis giebt, welcher jetzt die wildesten Leidenschaften aufruft und entfesselt. — Widerwärtig sind die Scenen in der Hauptstadt Frankreichs während der nahenden Katastrophe in den oberen und unteren Volksschichten. Ein hohles Pathos appelliert vergeblich an den Patriotismus. Er hat mit der Erschütterung der sittlichen Grundlagen im öffentlichen Leben Frankreichs dort seinen edelsten Gehalt verloren. Der Fanatismus der Parteien und der angefachte Rassenhaß vermögen den Patriotismus nicht zu ersetzen. Völkerrechtswidrige Handlungen gegen friedliche deutsche Einwohner, Unthaten, welche durch Entfesselung der Leidenschaften in der Kriegführung hervorgerufen werden, sind deren Folgen und brandmarken Frankreich in den Augen aller Kulturvölker. — Wenden wir dagegen das Auge auf das eigene Vaterland und seine Söhne, wie wohlthuend und erhebend ist dann der Blick! Deutsche Männer und deutsche Jünglinge gehen freudig und mit Siegeszuversicht in den Opfertod. Nicht Einer wich vor dem Feinde — nicht Einer von der schönen sittlichen Manneszucht, deren Symbol die preußischen Fahnen stets waren und die jeden unserer deutschen Krieger erfüllt. Unser Volk daheim aber läßt die Banner und Fahnen nach den Siegen wehen mit stolzer Freude, aber zugleich mit Ernst und Würde und mit stummem Schmerz! Wenn seine Edelsten fallen, hat es einen zuversichtlichen Trost! Vergebens wird dieser heilige Kampf nicht wieder gekämpft werden wie von unseren Vätern gegen ein Volk voll Herrschsucht und Übermut, das Deutschland seine schönsten Gebiete geraubt, es jahrhundertelang anmaßlich bedroht und gefährdet und zu erniedrigen versucht hat. —

Der Herr, der unſere Heerſcharen zum Siege führt über Lüge und Unſitte, Er wird jetzt gnädiglich fürſorgen, daß unſere edlen Opfer nicht vergeblich fallen. Er wird unſeren königlichen Kriegsherrn im Silberhaare ſegnen, daß ihm vergönnt ſei, einen dauernden Völkerfrieden herzuſtellen im Herzen Europas durch ein großes einiges deutſches Vaterland, als Hort der Gottesfurcht, edler Sitte und wahrer Freiheit! Das walte Gott!"

Und auch unſere Dichter fanden wieder den rechten Ton. So ſang Ernſt Dohm: „Das war eine Schlacht! Drei Tage lang vom Morgen bis zur ſinkenden Nacht der männermordende Donner kracht' und des Todes mähende Sichel klang. Das war eine Schlacht! Zwiſchen Kampf und Kampf hat der Tod je einen Raſttag gemacht, umnebelt vom ſchwebenden Pulverdampf, ſatt und überſatt des Blutes, das er zu gierig trank, vom blutigen Mähen ſo müd' und matt, daß dem knöchernen Arm die Sichel entſank. Das war eine Schlacht! Und als des dritten Tages Geſtirn zur Rüſte ging, und von der Berge Firn' ihren Schattenſchleier ſenkte die Nacht, da lagen, Freund und Feind, an die dreißigtauſend vereint, im ſtummen Tode friedlich geſellt — ein unabſehbar Leichenfeld. Und auf das klaffende Völkergrab lächelt der Mond vom Sternenzelt ſchweigend des Todes Frieden herab. Das war eine Schlacht! Die ihr, das Vaterland zu ſchützen vor Gewaltthat und Schand', euch ſelber zum blutigen Opfer gebracht, — ihr treuen Toten, du und du, die im Gefecht mit dem Leben beſiegelt Deutſchlands Recht, niedergemäht von des Todes Maht ausgeſä't als des Friedens Saat, fahrt wohl, zur ewigen Ruh'! Das war eine Schlacht! Des Feindes Plan, ſo keck erdacht, zu Schanden gemacht, zerriſſen, zerſchliſſen wie ſein Heer! Er ſelbſt, nach knirſchender Gegenwehr zurückgeworfen in die Veſte Metz! Dort feſt umſponnen mit ehernem Netz, mit eiſerner Klammer regungslos an den Fels geſchmiedet bewegungslos, aller Hilf' und alles Entrinnens bar, aufbäumend in ohnmächtigem Schmerz, — und der deutſche Aar ſtückweiſ' ihm zerhackend das zuckende Herz! Das war eine Schlacht! Weſtwärts in wehender Fahnen Pracht, mit klingendem Spiele, dran und drauf, in nimmer aufgehaltenem Lauf weit, weit übern Rhein nach Frankreich hinein Deutſchlands Banner tragend, ſein Recht und Ehr', im Sturmmarſchſchritt, im Siegesſchritt, wälzt gen Paris ſich das deutſche Heer."

Julius Sturm tröſtete die Mütter, deren Söhne im Kampfe für das Vaterland gefallen ſind: „Zerſchlagnes Mutterherz, Gott kennet deinen Schmerz und hört dein Weinen und dein Klagen; o gieb mit gläub'gem Sinn dich ihm zu eigen hin, denn Er will dich auf Liebesarmen tragen. Das Schwert in tapfrer Hand, hat für das Vaterland dein Sohn als Held ſein Blut vergoſſen; im Felde liegt ſein Grab, dort ſenkten ihn hinab voll tiefer Trauer ſeine Kampfgenoſſen. Doch iſt ſein Grab geweiht, der Herr der Herrlichkeit hat ihm den Segen ſelbſt gegeben; und junges Grün bekränzt den Hügel, wenn es lenzt, und ſingend werden Lerchen drüber ſchweben. So gönn' dem Staub den Staub. Iſt doch dem Tod zum Raub nicht deines Sohnes Geiſt verfallen; er ſchwang auf freier Bahn dorthin ſich himmelan, wo ſel'ge Geiſter grüßend ihn umwallen. O weine ſtill dich aus und denk' ans Vaterhaus, es harrt das Kind der Mutter droben! Und wenn du ausgeweint, wirſt du mit ihm vereint am Throne Gottes danken nur und loben."

Hoffmeiſter ließ die Soldatenbraut klagen: „Die Trommel rief meinen Schatz zum Streit, er hat mich wild an ſein Herz gedrückt; ich gab ihm bis zum Thor Geleit und hab' ihm weinend nachgeblickt: ich arme Soldatenbraut! Der Himmel war, ach, ſo blutig rot; er ſprach: ‚Nun gieb mir den letzten Kuß, Herz, bleib' mir treu bis in den Tod, wenn ich auf ewig ſcheiden muß!' Ich arme Soldatenbraut! Und als er über den Hügel ging, hat er noch einmal den Helm geſchwenkt; ich gab ihm meinen letzten Wink: Leb' wohl, leb' wohl, wie Gott es lenkt! Ich arme Soldatenbraut! Er ſchrieb mir nicht ſeit der letzten Schlacht; Barmherz'ger, gieb meiner Seele Ruh'! Ich weine ſchon ſo manche Nacht, kein Troſt drückt mir die Augen zu; ich arme Soldatenbraut! Von Lorbeer flocht ich ihm einen Kranz zu ſiegesfreudiger Wiederkehr; die Blätter ſind verwelket ganz. Ach Gott, er ſieht den Kranz nicht mehr! Ich arme Soldatenbraut! Er iſt geſtorben im fremden Land: ‚Die Kugel traf ihn mitten ins Herz!' So ſchrieb ſein Freund, — mein Sinnen ſchwand, — ach Gott, wer lindert meinen Schmerz? Ich arme Soldatenbraut!"

Aber ſchon ſang R. Elze: „Kaiſer von Deutſchland! Dich grüßt mein Lied mit Orgelſchall und Glockenklange, und alles, was in Lüften zieht, ſtimmt brauſend ein zu dem Geſange. Von unſern

Bergen donnert's nieder, mit unſern Wogen rauſcht's empor, von Strand zu Strande hallt es wider, von Fels zu Fels Ein Jubelchor. Der alte Rotbart iſt erwacht und ſchwingt ſein Schwert vom Bergesgipfel, ſtill ward die Rabenbrut der Nacht, und Adler jauchzen um die Wipfel: ‚Verjüngt iſt uns das Reich erſtanden, am Kaiſerthrone kniet der Sieg, aus blut'ger Saat in Feindeslanden empor der Einheit Eiche ſtieg!' Rings fliegt durch die bekränzten Gau'n der Freude ahnungsſel'ges Beben, mit trunknen Jünglingsaugen ſchau'n hinaus wir in ein neues Leben; es leuchtet uns in goldnem Glanze ein Volkesfrühling wunderreich, und in der Reiche vollem Kranze prangt keines doch dem unſern gleich. Ihr Kämpfer aus dem heil'gen Streit, ihr Freiheitsſänger hochgemutet, du Jugend, treu und todbereit, die du mit freud'gem Stolz geblutet, erfüllt ſind eures Lebens Träume, bald wird der Bau vollendet ſein, bald führt in ſeine hohen Räume der Kaiſer alle Brüder ein. Du Held warſt Führer uns zur Macht, o woll' es nun zur Freiheit werden, gieb frei den Geiſt, verſcheuch' die Nacht, und gleiches Recht verwalt' auf Erden! O, dir fliegt jedes Herz entgegen, es ſtreckt nach dir ſich jede Hand, ſchütt' aus auch dieſen letzten Segen auf's teure deutſche Vaterland."

Und Blomberg: „Ein altes Lied, das klingt ſo barſch: Hurra, hurra, hurra! Sonſt ſangen wir's beim Übungsmarſch! Hurra, hurra, hurra! Wir ſangen's friſch in Friedenszeit, wir ſingen's heut zum blut'gen Streit: Auf die Franzoſen! Auf die Franzoſen! Auf die Franzoſen mit Hurra! Die Alten haben's uns gelehrt! Hurra! Wir Jungen ſind der Alten wert! Hurra! Großbeeren, Katzbach, Dennewitz, da klang's wie Donner, ſchlug's wie Blitz auf die Franzoſen! Ihr Alten, grüß' euch Gott daheim! Hurra! Wir ſingen's auf den alten Reim! Hurra! Wir gingen drauf, wie ſich's gehört, bei Weißenburg, Saarbrück und Wörth auf die Franzoſen! Mosjeh, comment vous portez-vous? Hurra! Ließ dir der Übermut nicht Ruh? Hurra! Dir hilft nicht Trutz, nicht Lug und Trug: Wir denken, du haſt bald genug! Auf die Franzoſen! O König Wilhelm, ſtark und fromm! Hurra! Die Deinen rufen Dir Willkomm'! Hurra! Wenn auf uns hell Dein Auge ruht, dann hauen wir noch 'mal ſo gut auf die Franzoſen! Vorauf nun, Fahn' und klingend Spiel! Hurra, hurra, hurra! Paris, Paris iſt unſer Ziel! Hurra,

hurra, hurra! Die Väter waren zweimal da: Bald ſind wir's auch! Viktoria! Auf die Franzoſen, auf die Franzoſen! Auf die Franzoſen mit Hurra!"

„Der Tag nach der Schlacht war ein ernſter, trauriger Tag", ſo lautet die Schilderung eines Augenzeugen. „Von zwei Uhr nachmittags an bis ſpät in die Nacht hinein wurden die gefallenen Helden beerdigt. Die Regimentsmuſiken ſpielten den alten ſchönen Choral ‚Jeſus meine Zuverſicht'. In dem weiten Kreiſe, der durch die Kameraden der zu Begrabenden gebildet ward, ſtanden die Offiziere des Regiments und des Stabs. Unendlich ergreifend waren die ſtillen bittern Thränen, die langſam über die ſonnverbrannten Wangen der kriegeriſchen ſtarken Männer herabrollten. Nein, niemand der ruhig zu Hauſe ſitzt, und der den großen Kampf, den wir jetzt kämpfen, nur aus Berichten von blutigen Schlachten, von teuer erkauften Siegen kennt, kann ſich einen Begriff von der furchtbaren Geißel des Kriegs machen: Hab und Gut, Leib und Blut, alles muß vor ihr vergehen. Ewige Schande den ruchloſen Frevlern, die ſie heraufbeſchworen! Gegen 9 Uhr abends wurde die feierliche Totenmuſik plötzlich durch einen kecken ſchnellen Marſch unterbrochen. Näher und näher kam das klingende Spiel, und jetzt zogen die Regimenter raſch und leichten Schrittes an uns vorüber. Es waren unſere wackeren Kampfgenoſſen, die überall beliebten und gelobten Sachſen. Sie riefen uns einen freundlichen ‚Guten Abend, Kameraden' zu, der herzlich erwidert wurde. Bald verklang die Muſik in der Ferne, aber nicht lange, denn gleich darauf ertönte es in vollem Männerchor: ‚Stille Nacht, heilige Nacht', und von der anderen Seite: ‚Lieb Vaterland, kannſt ruhig ſein'. Ja, Vaterland, du kannſt ruhig ſein! Solange in deutſchen Auen Männer geboren werden, wie jene treuen Helden, die vor Ste. Marie und St. Privat fochten, bluteten und ſtarben, ſolange kann kein Feind, woher er auch kommen möge, dem deutſchen Vaterland etwas anhaben!"

Jene Sachſen marſchierten bereits auf König Wilhelms Befehl. Denn nachdem die ganze I. Armee und ein Teil der II. zu einem beſonderen Belagerungsheere unter der einheitlichen Leitung des Prinzen Friedrich Karl vereinigt worden, kamen die abgezweigten drei Korps: die Garde, das 4. und 5. Armeekorps als eine vierte (Maas-) Armee unter die Führung des Kronprinzen von Sachſen,

eines tüchtigen Soldaten, der viel zur Erringung des Sieges bei Gravelotte beigetragen hatte. Dieſe Maasarmee ſollte mit der III. Armee als deren rechter Flügel ſofort auf Paris vorgehen, den Kampf mit Mac Mahon aufnehmen, wenn er ſie bei Chalons oder ſonſt irgendwo auf ihrem Marſche mit einem Angriff bedrohte und ſo ſchnell wie möglich den „pſychologiſchen Moment" herbeiführen. Nachdem dieſe Beſtimmungen ſchleunigſt getroffen waren, kehrte der

Albert, Kronprinz von Sachſen.

König am 19. Auguſt mit ſeinem Stabe nach Pont à Mouſſon zurück, doch unterließ der greiſe Kriegsfürſt nicht, vorher noch ſtundenlang unter ſeinen ſiegreichen Truppen herumzureiten und ſich perſönlich nach Einrichtungen zur Verpflegung der großen Anzahl Verwundeter umzuſehen. In Pont à Mouſſon beſuchte der Kronprinz am 20. Auguſt ſeinen Vater, um ihm zu den Erfolgen der in der Umgegend von Metz gelieferten Schlachten Glück zu wünſchen und ſich Inſtruktionen zu holen, wie die neuen Dispoſitionen ausgeführt werden und wel-

chen Einfluß ſie auf die nächſten Bewegungen ſeiner eigenen Armee haben ſollten, die zur Zeit größtenteils weſtlich von Nancy und mit der Front nach Chalons gewendet ſtand. Erſt am 23. Auguſt verließ das königliche Hauptquartier Pont à Mouſſon und machte, nachdem es den Höhenzug zwiſchen dem Moſel- und dem Maasthal überſchritten, in dem hübſchen Städtchen Commercy Halt. Die Gegend, die den König umgab, war ihm wohlbekannt, obgleich ein halbes Jahrhundert über ſeinem Haupte dahingegangen war, ſeit er in der Champagne im Felde geſtanden und gekämpft hatte. In Commercy bezog er dasſelbe Quartier, das er 1814 inngehabt. Als er am nächſten Tage durch das Städtchen Ligny fuhr, erinnerte er ſich ſeines erſten Einzuges in dasſelbe, wie die drei verbündeten Souveräne in einer Reihe nebeneinander geritten — Alexander von Rußland in der Mitte — und hinter ihnen ein ungeheuer großer Stab, ein „ganzes Regiment von Prinzen, Marſchällen, Herzögen und Generälen", unter denen auch er ſich befunden hatte. Die Nächte des 24. und 25. Auguſt brachte der König bei Bar-le-Duc zu, da er Vorgänge erwartete, welche in den von ihm getroffenen Dispoſitionen Veränderungen notwendig machen konnten.

Mac Mahon hatte nach der Schlacht bei Wörth ſeine Flucht bis nach Chalons ausgedehnt, wo er am 15. Auguſt ankam und ſofort eifrigſt begann, aus den Reſten ſeiner Armee und aus den neuen Truppen, welche in dieſes weltberühmte Lager dirigiert waren, eine neue Armee zu bilden, die bald 150 000 Mann zählte. Napoleon war ebenfalls in Chalons angekommen (17. Auguſt). Mac Mahon wollte die neue Armee nach Paris führen, um den bereits wankenden Thron zu ſtützen, vornehmlich aber den Feind hier zu erwarten und Paris möglichſt lange zu halten. Die Regierung in Paris dagegen wollte, daß er zum Entſatze Bazaines auf Metz marſchiere. Von dem wirklichen Stande der Dinge um Metz hatte man weder in Paris noch im franzöſiſchen Hauptquartier genügende Kenntnis. Bazaines Meldungen über den Ausgang des 16. Auguſt ließen ſeine baldige Ankunft an der Maas vorausſehen; dann aber blieb man mehrere Tage ohne jegliche gewiſſe Nachricht. Nun wählte Mac Mahon vorläufig einen Mittelweg. Er depeſchierte nach Paris am 20. Auguſt: „Ich breche morgen nach Rheims auf. Wenn Bazaine nach Norden durchbricht, werde ich ihm beſſer zu Hilfe kommen

können; bricht er dagegen nach Süden durch, so wird dies in solcher Entfernung der Fall sein, daß ich ihm nichts nützen kann. Hier bleibt eine Kavalleriedivision zurück, um fortzuschaffen, was möglich ist, und zu decken. Geben Sie Befehl, daß die Verbindungslinien über Soissons oder Epernay hergestellt werden." In Chalons selbst herrschte greuliche Verwirrung, ungeheuere Massen von Wagen, Pferden, Geschützen und Menschen stopften die Straßen. Unter den regulären Truppen waren Massen von Mobilgarden aus Paris zu sehen, die sich erlustigten, in den Droschken spazieren zu fahren und die den Auswurf der weiblichen Bevölkerung von Paris mit sich brachten. Der Kaiser, der schon auf der Fahrt nach Chalons wie ein Flüchtling mitten unter seinen Leuten sich behandelt sah, wagte nicht, sich unter den Truppen zu zeigen. Er blieb in seinem Quartier und nur die Hundertgarden ließen seine Anwesenheit vermuten. Indessen schien die Armee dem Kaiser noch ergeben, und er versuchte es, sie an sich zu fesseln. Die Anwesenheit der Mobilgarden schaffte viel Sorge, da sie es nicht an wütenden Demonstrationen fehlen ließen, sobald sie die Anwesenheit des Kaisers erfuhren. Sie erklärten, Paris, nicht den Kaiser schützen zu wollen. „A Paris! à Paris!" tönten die Rufe. Der Aufruhr wuchs, die Offiziere unterstützten ihn, und als der Befehl kam: die Mobilgarde geht nach Paris in das Lager von St. Maur zurück, fielen die Leute einander vor Freuden in die Arme. Als sie noch beim Packen der Tornister beschäftigt waren, kam der Befehl, diese Stücke für die reguläre Armee zurückzulassen: die Mobilen ließen es sich gefallen und zogen ab, indem sie ihre Habseligkeiten in Decken wickelten. So kam es, daß rings um Chalons die Felder mit Gegenständen aller Art bestreut gefunden wurden, als unsere Truppen später einrückten. Am 21. früh brach Mac Mahon mit dem Kaiser nach Rheims auf: von hier aus konnte er den Rückmarsch über Soissons auf Paris antreten oder, wenn die Regierung in Paris wirklich auf einem Vordringen gegen Metz bestand, über Vouziers und Stenay dahin marschieren. Da traf von Paris der Minister Rouher mit dem erneuten Befehl ein, um jeden Preis eine Verbindung mit Bazaine herzustellen, eventuell ihn zu entsetzen; die Rückkehr, auch Napoleons, nach Paris bedeute die Revolution. Mac Mahon erklärte, daß er auf dem Marsche nach Paris beharre, falls bis zum 23. nicht andere Weisungen von Bazaine — derselbe führte

den Oberbefehl auch über die Armee von Chalons — eingegangen wären. Er wies darauf hin, daß die „Rheinarmee" von 200 000 Deutſchen umringt ſei, daß der Kronprinz von Sachſen mit 80 000 Mann zwiſchen Metz und Verdun ſtehe und daß der Kronprinz von Preußen mit 150 000 Mann die Gegend von Vitry erreicht habe. Da traf am Nachmittage des 22. eine vom 19. Auguſt datierte Depeſche Bazaines aus Metz ein, die einen kurzen Bericht über die Schlacht vom 18. enthielt, auch daß er ſeine Stellungen im ganzen mit Erfolg verteidigt habe, ſeine Truppen bedürften 2—3 Tage Ruhe, dann aber wolle er nach Norden aufbrechen und hoffe, ſich über Montmédy auf dem Wege von St. Menehould nach Chalons durchzuſchlagen. Sei dieſer Weg aber zu ſtark beſetzt, ſo denke er auf Sedan oder ſelbſt auf Mezières zu gehen, um Chalons zu erreichen. Mac Mahon mußte hiernach vermuten, Bazaine ſei jetzt bereits im Marſche, und er fühlte ſich verpflichtet, Bazaine auf dieſer gefährlichen Unternehmung die Hand zu reichen. Zugleich ſtellte eine neue Depeſche aus Paris den Marſch zur Vereinigung mit Bazaine als dringend erforderlich hin. Mac Mahon befiehlt den Aufbruch nach Stenay. Am 24. war er in Rethel, am 27. in Chesne Populeux: er hatte von Rheims bis hierher für 8 Meilen 6 Tage gebraucht! Ein Offizier ſtört ihn hier von einem einfachen Mahle auf; als der Marſchall ihn gehört und aus dem Nebenzimmer wieder heraustritt, waren ſeine Züge merklich verändert, ſeine Lippen bebten leiſe und man ſah ihm an, wie er ſeine ganze Kraft zuſammennahm, um nicht vorzeitig mit der ſchrecklichen Nachricht herauszubrechen: bei Buſancy hat ein Gefecht ſtattgefunden; der Feind bedroht die Armee aus dem Süden her in der rechten Flanke. Er ſieht ein, daß ſeine Armee bereits in der höchſten Gefahr ſchwebt. Nur eine Rettung iſt noch denkbar: die Armee muß zurückgeführt werden. Er unterzeichnet die nötigen Befehle. Da bringt der Telegraph aus Paris die neue gebieteriſche Weiſung: „Metz und Bazaine müſſen entſetzt werden — ſofort die notwendigen Maßregeln ergreifen." Der Marſchall wirft das Papier auf den Tiſch, kreuzt die Arme und ſtarrt hinaus in die Dämmerung, durch welche ſeine Kolonnen heranrücken, dann ſtößt er einen kurzen Wehruf aus, zerreißt ſeine Befehle und geht am 28. auf Stonne, am 29. auf Mouzon, wo er den Übergang über die Maas beginnen läßt.

Kaum waren nämlich am 24. mittags die letzten zwei Regimenter aus Chalons aufgebrochen, so sprengten schon die ersten preußischen Ulanen zur Stadt hinein. Auch die IV. Armee erreichte an diesem Tage Verdun und südlich davon die Maas. Ein Angriff auf diese Festung mißglückte ebenso wie die Überrumpelung der Festung Toul durch Teile der III. Armee, wie auch schon am 15. August der Handstreich der I. Armee gegen Thionville; man mußte sich damit begnügen, alle die festen Punkte zu umschließen und zu beobachten, denn zu einem ernsthaften Angriff bedurfte man des Belagerungsgeschützes, das erst aus Deutschland herbeigeschafft werden mußte. Die Hauptmassen der Heere ließen sich dadurch nicht aufhalten. Die Preußen marschieren mit einer unerschütterlichen Sicherheit, schrieb ein belgischer Berichterstatter in diesen Tagen; sie gleichen einem Meere, dessen Flut nichts hemmen kann: sie steigt und steigt, was man ihr auch entgegenstellt! Marschziel beider deutschen Heere war Chalons, wo sie zusammentreffen sollten, möglicherweise um sich mit Mac Mahon zu messen. Der unerwartete Linksabmarsch des Feindes änderte aber diesen Plan sofort. Schon am 25. erhielt man im deutschen Hauptquartier Kunde von der neuen Sachlage; denn die französische Reiterei, deren Aufgabe es hätte sein müssen, den Zug nach der Maas zu verschleiern, erwies sich auch hier als unthätig und ungeschickt, während die deutschen Reiter, meilenweit ihren Truppenteilen voraussprengend, bald über Mac Mahons Plan aufklärten. Wenn irgendwann, so hing aber hier von ein paar Tagen alles ab. Leicht konnte die Entfernung zwischen Mac Mahon und den westwärts marschierenden deutschen Heeren so groß werden, daß jener unbehelligt von diesen sich von Norden auf den Prinzen Friedrich Karl werfen konnte, während Bazaine gleichzeitig aus Metz vorbrach. Daher führten die deutschen Armeen am 26. August mit bewunderungswürdiger Gewandtheit eine Rechtsschwenkung aus und rückten trotz des ungünstigen Wetters und der grundlosen Wege in raschen, anstrengenden Märschen nach Norden, um Mac Mahon in dem Augenblick zum Kampfe zu zwingen, da er seine strategische Flanke bloßstellen würde. Der Kronprinz von Sachsen beeilte sich, den Feind zu überflügeln, während die große deutsche Kreisbewegung, der erst eine Veränderung der Front vorhergehen mußte, in der Ausführung begriffen war. Diese Operation

iſt, lediglich als taktiſche Bewegung betrachtet, eine der wunderbarſten Epiſoden in der modernen Kriegsführung und zwar um ſo mehr, als ſie unter Umſtänden, wo allgemeine Verwirrung faſt unvermeidlich ſchien, mit größter Kühnheit und Gewandtheit, ohne jegliche Stockung und in ſtaunenerregender Schnelligkeit vollzogen wurde. In weniger als einer Woche, nachdem die Deutſchen Mac Mahons Bewegung gewahr geworden, hatten ſie ihn auf offenem Felde eingeſchloſſen und die Armee von Chalons hatte aufgehört zu exiſtieren.

Schon am 26. verlegte der König das Große Hauptquartier von Bar le Duc nordwärts nach Clermont in den Argonnen. Eben hier war am Tage zuvor der Kronprinz von Sachſen mit dem ſächſiſchen Korps angelangt, das nunmehr nordwärts geſchoben die Führung übernahm und mittels ſeiner vorausgeſandten Reiterei nun am 27. bei Buzancy zuerſt wieder auf den Feind ſtieß. In einem glänzenden Gefecht wurden die feindlichen Schwadronen geworfen. Der linke Flügel Mac Mahons ſuchte den Maasübergang bei Mouzon, der rechte ſüdwärts bei Stenay. Jenen bildeten Ducrot und Lebrun, dieſen Douay und Failly; an des letztgenannten Stelle wurde Wimpffen aus Afrika erwartet; auch ſtand als Verſtärkung ein neu gebildetes Korps Vinoy in Ausſicht, das ſich über Mézières in Bewegung ſetzte. Doch die Entſcheidung war näher, als daß dieſe Hülfe noch hätte zur Geltung kommen können. Bereits am 28. erfuhren die Franzoſen, daß der Maasübergang bei Stenay ihnen nicht mehr zugänglich ſei, daß ſie nur weiter nordwärts den Fluß überſchreiten könnten. Bei Nouart, weſtlich von jener Stadt, ſtießen nämlich Truppen von Faillys Korps auf den Vortrab der Sachſen und wurden von der Straße nach Stenay nordwärts auf Beaumont geworfen, das zwiſchen Stenay und Mouzon unweit der Maas liegt. Hier hielten ſie ſich merkwürdigerweiſe für ſo ſicher, daß ſie die gewöhnlichſten Vorſichtsmaßregeln verſäumten, keine Vorpoſten ausſtellten, arglos in ihrem Lager kochten und ihre Gewehre putzten; ſie ließen ſich erſt durch die Schüſſe der unvermerkt am Waldesrande aufgefahrenen thüringiſchen Batterieen aufſchrecken. Es lohnt ſich, die Ereigniſſe dieſes denkwürdigen Tages an der Hand eines Mitkämpfers (des Hauptmanns Tanera) ausführlicher ins Auge zu faſſen. „Früh 6 Uhr (am 30.) brachen die

Hauptkolonnen auf; die Avantgarden waren schon länger unterwegs und Kavalleriepatrouillen rekognoszierten mit den ersten Sonnenstrahlen das Gelände. Die Maasarmee mit dem 4. und 12. Korps in erster, der Garde in zweiter Linie drang in der Richtung auf Beaumont vor. Links davon marschierten die Bayern von der Tanns, etwas links rückwärts von diesen das 2. bayerische Korps. Die übrigen Truppen der III. Armee waren noch zu weit links rückwärts, als daß auf ihre Mithilfe gerechnet werden konnte. Die Trains blieben einfach zurück; die konnte man heute nicht brauchen. Die Linie Beaumont—La Besace galt als Ziel für die in aller Stille vorrückenden Deutschen. Der Marsch fand teilweise unter großen Schwierigkeiten statt, denn man mußte häufig ohne Wege dichte Waldungen durchdringen und sumpfige Wiesen überschreiten. Aber es geht immer, wenn es sein muß. Bleiben einmal die Räder der Geschütze im Morast stecken, dann greifen die Bedienungskanoniere in die Speichen, und reichen diese noch nicht aus, dann helfen die nächsten Musketiere; Sporn und Peitsche treiben die Pferde zu äußerster Anstrengung und schließlich geht es doch, mag auch das Blut von den armen Tieren herabtropfen und sind Stückchen menschlicher Haut an den Speichen hängen geblieben! So ging es hier ebenfalls. Nur mit äußerster Mühe konnten die langen Kolonnen sich auf gleicher Höhe erhalten, aber sie brachten es doch zuwege; unsere Befehlshaber hatten sich nicht getäuscht; wir waren zur bestimmten Stunde da, wo wir sein mußten. — Und die Franzosen! Es ist für einen Soldaten kaum möglich die Fehler nur für denkbar zu halten, die bei unseren Gegnern wirklich gemacht wurden. Mac Mahon erkannte deutlich genug das Schwierige seiner Lage und beabsichtigte, so schnell als möglich das rechte Maasufer zu erreichen. Dazu befahl er, daß alle den Marsch aufhaltenden nicht militärischen Fahrzeuge der Armee-Verwaltung, sowie die kranken Mannschaften und Pferde zurückzusenden seien und das VII., I. und V. Korps unter möglichster Beschleunigung des Marsches noch am 30. die Maas zu überschreiten hätten. Das XII. Korps und eine Kavalleriedivision waren schon am 29. übergegangen. Was geschah daraufhin? Die Armee-Verwaltung ordnete selbständig an, daß alle Fahrzeuge, sogar die leeren Verpflegswagen mitzunehmen seien, und dadurch bildete sich eine 2 Meilen lange, schließlich den Weg fast ganz ver-

ſtopfende Wagenkolonne. Durch dieſelbe wurde das VII. Armeekorps bis 1 Uhr mittags verhindert, abzumarſchieren, und ſtand alſo um dieſe Zeit noch bei Stonne. Der kommandierende General des V. Armeekorps aber (Failly) fand, daß ſeine Truppen auf Grund der Gefechte des vorhergehenden Tages noch der Erholung bedürften, und deshalb ließ er ſein ganzes Korps am 30. vormittags ruhen und raſten. Dazu wußte er, daß eine deutſche Avantgarde kaum eine Meile entfernt ſtehe. Nun kommt aber das Großartigſte. Am 29. ſtießen die Truppen des VII. und V. franzöſiſchen Korps bei Buzancy und Nouart mit unſeren Spitzen zuſammen und es gab ziemlich heftige Gefechte. Nach dieſen Kämpfen zogen ſich die Franzoſen nur einige Kilometer zurück. Am 30. raſteten ſie den ganzen Vormittag in ihren Stellungen und — man leſe und ſtaune — ſtellten keinerlei Vorpoſten, nicht einmal Lagerwachen zum Schutze ihrer Lager auf und entſendeten keine ausreichende Kavallerie, um nur nachzuſehen, wo die geſtern im Gefecht aufgetretenen Deutſchen eigentlich geblieben ſeien und was dieſelben beabſichtigten? . . . Noch mehr. Die franzöſiſchen Generale des V. Korps fühlten ſich ſo ſicher, daß ſie ſich faſt ausnahmslos nach Beaumont begaben, um dort gut zu ſpeiſen, weil ſie ſeit einigen Tagen hierin verkürzt worden waren. Auf welche Weiſe ſie und die Franzoſen überhaupt die Anweſenheit der Deutſchen erfuhren, wiſſen wir durch die Briefe des Pfarrers von Beaumont an Madame Urquart. Man meint da eine Parodie auf militäriſche Verhältniſſe zu leſen; aber es war ſo; eine unbegreifliche aber wirkliche, unleugbare Wahrheit. Gerüchte über das Erſcheinen der Deutſchen zirkulierten ſchon lange in Beaumont; allein kein Menſch that etwas, um deren Richtigkeit zu prüfen. Da lief 11½ Uhr vormittags die Schweſter des Ziegeleibeſitzers Aimée Burdo in die Stadt und teilte ihrem Bruder mit: „Les Prussiens sont chez nous“ d. h. in der Tuilerie etwa 1900 m ſüdlich Beaumont. Man teilt dies einem General mit. Antwort: „Ihr habt gelogen“. Frau Burdo und ihr jüngerer Sohn Jean Baptiſte verlaſſen, als die Kolonnen des 4. preußiſchen Korps aus dem Walde heraustreten, ihre Ziegelei und rennen in das Lager und in die Stadt. Sie ſchreien „les Prussiens sont dans la forêt“; ſie melden es einem General; umſonſt! Antwort: „Vous devez vous tromper“. Um Mittag kommt eine Frau aus Sommauthe mit den Zeichen des

höchſten Entſetzens nach Beaumont, bringt in das Pfarrhaus, wo die Stabsärzte eſſen, und ſchreit: „Messieurs! les Prussiens sont sur vous“. Man führt ſie in die Mairie. Großes Gaſtmahl der Generale. „Messieurs, les Prussiens sont sur vous!“ Ein Adjutant will die Frau hinausweiſen. Da ſpricht General de Failly: „Laissez — la parler“. Sie wird nach verſchiedenem gefragt, berichtet ausführlichſt, wird entlaſſen und — es geſchieht nichts. Eine Viertelſtunde ſpäter beſtätigten die deutſchen Granaten ihre Ausſage; die franzöſiſchen Generale ſaßen gerade beim Deſſert. Selbſt jetzt noch glaubten einzelne Herren, es handle ſich um ein „Übungsſchießen der Artilleriſten“ und verlangten von neuem Deſſert.

Unter den größten Schwierigkeiten war die Avantgarde des 4. preußiſchen Korps durch den Wald von Dieulet und Gerache hindurchgekommen. Sorgſamſt wurden die Kavalleriepatrouillen allmählich zurückgehalten, damit der Feind nicht aufmerkſam gemacht werde. Mit unendlicher Mühe hatte man die Batterieen durch das dichte Unterholz des Waldes geſchafft. Der ſumpfige Untergrund dämpfte den Schall. Die 4. preußiſchen Jäger ſind an der Spitze. „Herr Hauptmann, in den Lagern vor Beaumont iſt noch alles ruhig; ſie merken gar nichts. Soll ich über den Waldrand vorgehen?“ „Ja, Herr Leutnant. Wir beſetzen die Höhe vorwärts der Tuilerie. Nur Ruhe, peinlichſte Ruhe! kein Kommando; kein Pfeifenſignal; nur Winke. Vorwärts!“ Grüne Geſtalten mit roten Krägen, die traditionellen „Dächſe“ auf dem Rücken, ſchleichen nach der Ziegelei und über dieſelbe hinaus bis an den Rand der Höhe. Dort liegen ſie, die ganze 1. Kompagnie, flach auf dem Boden. Keiner rührt ſich; nur der Hauptmann lugt über den Kamm der Höhe hinüber nach dem kaum 1000 m entfernten Lager der Franzoſen. Die anderen 3 Kompagnieen des Bataillons folgen nach und entwickeln ſich neben der erſten. Die beiden Batterieen fahren links vorwärts der Ziegelei auf, der Feind merkt noch nichts. Die Bataillone der 86er treten aus dem Walde; der Feind verrät noch keine Unruhe; die 96er kommen aus dem Dickicht — da wirds bei den Franzoſen lebendig. Nun aber geht's auch hier an, zögern hätte keinen Wert mehr. Alſo: „Feuer“, „1. Geſchütz Schuß“. Ein Blitz — ein Krach — die erſte deutſche Granate ſauſt hinüber, die zweite folgt

und ſo fort, der Teufel iſt los, die Schlacht beginnt. Die Jäger laufen noch weiter vor. Auf dem Höhenrand „Halt! Nieder! 1. Glied Viſier 750, 2. 850 m, Schnellfeuer!“ Das knattert und praſſelt und ziſcht. Das trifft aber nicht allein die auf dem Feuer kochenden Suppen der Franzoſen, nein; das findet den Weg zum Herzen; das führt zum Tode.

Die Überraſchung war vollſtändig. Stoßt mit einem Stock in einen großen Ameiſenhaufen und rührt darin herum. So ſah es bei den Franzoſen aus, wie es dann bei den Ameiſen wird. Alles ſtürzte an die Gewehre; Zelte wurden eingeriſſen, die großen Menagekeſſel umgeſtürzt; die Torniſter blieben liegen, Pferde ließ man angebunden ſtehen; alles ſchrie durcheinander; Kommandos, Rufe des Entſetzens erklangen von allen Seiten. Dazwiſchen ſchlugen die deutſchen Granaten, pfiffen die Langbleis der Jäger, tönten die Schmerzensſchreie der Getroffenen, donnerte das Krachen der Geſchütze und ſchmetterte das Geknatter der Zündnadelbüchſen. Jetzt wußten es die franzöſiſchen Generale in der Mairie in Beaumont: ſie waren überfallen worden; mittags zwiſchen 12 und 1 Uhr, bei herrlichem Sonnenſchein, ohne Spur von Nebel, in ihrem eigenen Lande, trotz der vorhergegangenen Gefechte und der Warnungen der Einwohner überfallen und zwar handelte es ſich nicht um eine kleine Patrouille, die einem feindlichen Zug in den Hinterhalt läuft, ſondern ein ganzes Armeekorps, das ſich ſeit 18 Stunden auf dem gleichen Platze befand, wurde von einer auf 12 bis 15 Kilometer heranmarſchierenden ganzen Armee auf ſolche Weiſe im wahrhaften Sinne des Wortes überfallen!!! Iſt bis zu dieſem Augenblicke das Verhalten der Franzoſen unbeſchreibbar; jetzt hielten ſie ſich brav und wacker. Schnell waren ihre Geſchütze aufgefahren und warfen einen übermächtigen Granatenhagel auf die beiden ſchwachen Avantgardenbatterieen der Preußen. Auch entwickelten ſich koloſſale Schützenſchwärme und dieſelben überſchütteten die 4. Jäger, ſowie die 86er und 96er mit einem verheerenden Chaſſepotfeuer, das bald empfindliche Verluſte verurſachte. Sogar einen Vorſtoß wagten die allmählich mit immer ſtärkeren Maſſen auftretenden Franzoſen. Jetzt beteiligten ſich aber auch die 15. Brigade und die ganze Diviſions- und Korps-Artillerie am Gefecht und rechts davon griffen die 7. Diviſion und die Sachſen in den Kampf mit ein. Dadurch kam das

Vorgehen der Franzoſen bald zu ſtehen und es entwickelte ſich ein hinhaltendes Feuergefecht.

Sehen wir unterdeſſen nach den Bayern. Die Avantgarde des Korps v. d. Tann, die 4. Brigade, näherte ſich gegen 12½ Uhr dem Dorfe Sommauthe. Von der Höhe vor dem Orte hatte man eine weite Umſicht. „Seht Ihr dort bei Beaumont die Lager?" „Jawohl; ſie ſcheinen aber nicht von Truppen beſetzt zu ſein. Man ſieht nur Leute in Hemdärmeln und bemerkt keinerlei Sicherheitsmaßregeln. Vielleicht ſind die Preußen ſchon darüber hinaus und laſſen einzelne Truppenteile dort abkochen." „Unmöglich. Fliegen können die Preußen auch nicht, alſo müſſen ihre Spitzen auf gleicher Höhe mit uns marſchieren." Halt! — „Was giebts?" „Vor uns bei Stonne und St. Pierremont ſollen Franzoſen ſein. Die Lager bei Beaumont ſind auch voll von ihnen. Sie merken uns nur noch nicht." „Sind die Preußen noch nicht daran?" „Sicherlich. Ihre Spitze verſchwand ſchon vor einer Stunde im Wald." „Platz für die Artillerie!" Das raſſelt und dröhnt. 2 Batterieen fahren vor. Unſere Avantgarde iſt im Wald verſchwunden. Auch wir treten wieder an. Wie Gewitterſchwüle liegts auf den Gemütern. Die Spannung hat den höchſten Grad erreicht. „Jetzt müſſen wir ſie aber bald haben. Es iſt gleich ½1 Uhr. Am Ende ſind ſie ſchon ausgeriſſen und nach Norden —". „Still! Was war das? — Ein Schuß! Hurra! Noch einer! Wir haben ſie! Es geht los! Vorwärts Leute. Seht die Büchſen noch einmal nach. Ein Lied, Jäger, ein flottes Lied." „Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall!" Der Oberjäger M. hat es angeſtimmt, das ganze Bataillon, die Brigade, alles ſingt nach und vorwärts ſchiebt ſich die Maſſe, vorwärts gegen den Wald, vorwärts gegen den Feind. Im Weſten und im Oſten zugleich krachen jetzt die Geſchütze. Hier ſtießen unſere 7. bayeriſchen Jäger und die 13er bald auf ſtarken Widerſtand. Während nämlich die Batterieen Baumüller und Sigmund ihr Feuer gegen Beaumont richteten, waren weſtlich davon bei la Thibaudine ausgedehnte franzöſiſche Schützenlinien und eine Mitrailleuſenbatterie erſchienen und eröffneten ein lebhaftes Feuer. Gegen dieſe richteten die Bataillone der Avantgarde ihre Aufmerkſamkeit. Plötzlich tauchten gewaltige Maſſen in der linken Flanke der 13er auf. Man ſchwenkt gegen die neuen Feinde ein. Auch das 10. Regiment wird dagegen

entwickelt. Aber alles war umsonst. Es erschien nämlich hier eine ganze Division des VII. französischen Korps, das, auf dem Marsche nach Mouzon sich befindend, gerade an dieser Stelle eingetroffen war. Durch eine so große Übermacht wurden die 10er zurückgeworfen. Der linke bayerische Flügel scheint ganz aufgerollt zu werden. Ordonnanzoffiziere jagen zurück. „Die 3. Brigade soll angreifen!" „Die 1. Jäger vor! 3. und 12. Regiment folgen!" „Jäger, Laufschritt marsch! Geschlossen bleiben, bis wir durch sind. Keinen 10er hereinlassen! Vorwärts!" Das rasselte vom Anschlagen der Feldkessel und Bajonette und lärmte durch das Aufstampfen der Füße; jeder Mann hatte die Büchse in der rechten, das Seitengewehr in der linken Hand und rannte vorwärts. „Platz! Ausweichen! Hinten anschließen! Jäger vorwärts!" Wie Keile schieben sich die Alpenjäger-Kompagnieen durch. Oberstleutnant Schmidt führt sie. Solcher Anblick giebt auch den 10ern wieder Halt. Ihre Offiziere fassen sie in Trupps zusammen. „Werdet Euch doch nicht in einer solchen Art von den Jägern beschämen lassen! Wer ein schneidiger Kerl ist, folgt den Jägern." Sie thatens auch. Vor kam aber keiner. Wenn es galt, den Feind anzugreifen, dann konnte niemand mit den 1. Jägern Schritt halten. So war es auch hier. Jetzt hatten die vorderen Kompagnieen den diesseitigen Rand einer etwa 200 m breiten Waldlichtung erreicht. Jenseits, hell von der Sonne beleuchtet, hoben sich die Schützenketten der Rothosen deutlich vom Grün des Unterholzes ab und die Linie der feuernden Chassepots zeigten genau, wie stark sie waren. Aber Oberstleutnant Schmidt zählte sie nicht. „Ausschwärmen, Jäger! keinen Schuß! Mit dem Bajonett werfen wir sie. Vorwärts, meine braven Jäger! Hurra, Hurra!"

Das war kein Angriff mehr, das war eine Wetterwolke, die da losbrach. Fast ging uns der Atem aus, aber doch blieb keiner zurück. Hu wie flogen die wetterharten Gebirgssöhne über das Feld; was schert sie das Blitzen und Krachen; was kümmert sie das Fallen der Kameraden; drauf gings, drauf wie der Gießbach in den Tobel stürzt, ob auch viele seiner Wellen am Gestein zerschellen, er dringt doch durch, der Fels muß weichen, die Klamm ist gebrochen, der Bach hat gesiegt. So war es hier. In nicht viel mehr als einer Minute sausten wir über die Lichtung; noch ein Satz, drüben war man, auch über den in einem Graben liegenden französischen Schützen;

jetzt faßte der eine Jäger seine Büchse an der Mündung und schlug zu, daß bald zerschmetterte Franzosenschädel zeigten, die Hiebe saßen gut; andere rannten noch im Sprung das Bajonett so den Gegnern durch den Leib, daß es sich krumm bog; dort drang ein bayerischer Ordonnanzsäbel einem französischen Kapitän durch Käppi und Kopf; hier fuhr dem armen Welschen der aus dem Stiefel gerissene Knicker in die Brust; überall hörte fast sofort das Schießen auf; die Jäger konnten nicht mehr schreien, nur hauen und stechen, und die Franzosen rissen aus, was Zeug hält. Kann's ihnen nicht verdenken. Unsere Burschen hausten wie wahre Teufel und selbst uns Offiziere hatte der Taumel ergriffen, man hieb und stach drauf los und kümmerte sich nicht darum, daß die Franzosen immer noch viel stärker waren, als wir selbst. Jenen aber verging bald die Lust, sich mit uns herum zu raufen; solche Gesellen dünkten ihnen, wie es schien, doch zu borstig; wer nicht erschlagen war, floh und zwar so schnell als er konnte. Wir Jäger aber nicht faul, waren wieder hinter her und mancher Franzmann wurde hier zum Gefangenen gemacht. Zurückgebracht haben wir wenige. Das konnten die 10er hinter uns besorgen; wir hatten keine Zeit. — Der mit solcher Entschiedenheit durchgeführte Angriff der 1. bayerischen Jäger hatte außerordentliche Vorteile zur Folge. Erstens kam der Angriff der neu auftretenden feindlichen Divisionen sofort zum stehen; zweitens rissen wir alle rechts rückwärts stehenden Bataillone mit vor; drittens eroberten wir zwei feindliche Geschütze, die nicht schnell genug abfahren konnten, und viertens hatten wir dem Gegner so gründlich alle Lust zu weiterem Einlassen mit uns genommen, daß er von da an sich nur auf ein „battre en retraite", wie die Franzosen sagen, einließ. Die Gehöfte la Thibaudine und Warniforet wurden genommen und größtenteils von den Abteilungen der 4. Brigade besetzt. Die 3. aber führte die Verfolgung in der Richtung auf la Besace und Flaba so lange weiter, als überhaupt hier noch ein Feind sichtbar blieb.

Während dieser Kämpfe war auch die 1. bayerische Division durch den Wald gedrungen und setzte nun den Vormarsch nach Norden gegen Raucourt fort, während die Abteilungen der 2. Division sich sammelten und bei la Besace biwakierten. Bei Raucourt hatten die Franzosen noch eine Arrièregardenstellung bezogen, räumten dieselbe aber bald, als die Schützen des 2. Regiments und der 4. und 9.

Jäger ſie durch Büchſengeſchoſſe aufforderten zu gehen und bayeriſche Geſchütze den gleichen Wunſch dringend mit Granaten ausſprachen. Die 1. Diviſion, der Korpsſtab und die Korpsartillerie biwakierten in und um Raucourt.

Während ſo die Bayern v. d. Tann das VII. franzöſiſche Korps ganz von ſeiner Marſchlinie ab nach Norden warfen, hatten auch die Preußen des 4. Korps ſowie die Sachſen bei Beaumont ſelbſt große Erfolge errungen. Das Herankommen der 31er ermöglichte ein energiſcheres Vorgehen gegen die Stadt und man ſchritt kurz vor 2 Uhr zum allgemeinen Angriff auf dieſelbe. Wie bei einem mächtigen Brande in unglaublicher Schnelle ſich das Feuer auf dem hölzernen Bodenraume des Hauſes verbreitet und, nachdem man kurz vorher nur Qualm und Rauch und wenige durch die Ziegeln dringende Funken geſehen, plötzlich die hellen Flammen aus allen Luken ſchlagen, das ganze Gerüſte in ſprühendem Feuer ſteht und das entfeſſelte Element trotz der hineingeſchleuderten Waſſerſtrahlen nicht raſtet, bis es geſiegt, bis das Gerüſte krachend zuſammenſtürzt, ſo iſt es auch in der Schlacht beim Sturmangriff. Einige Signale ertönen; die nächſten Kompagnieen beginnen; die angrenzenden folgen; ſo geht es weiter und in unglaublich kurzer Zeit iſt alles auf den Beinen; alles rennt vorwärts; mächtig brauſen die Hurras aus Tauſenden von deutſchen Männerkehlen und kein Raſten und kein Halten giebt es mehr, ehe nicht das Ziel erreicht, der Feind gefaßt und erſchlagen oder entwaffnet und gefangen iſt. Auch Beaumont erlag dem erſten Anlauf. Da half kein erhöhtes Schnellfeuer aus Kanonen, Mitrailleuſen und Chaſſepots; ohne Rückſicht auf ihre ſchweren Verluſte drangen die Preußen, beſonders die 31er, vor und um 2 Uhr war Beaumont in ihren Händen. Damit und durch die Eroberung der Lager war auf dem linken Flügel dieſes Teiles des Schlachtfeldes der Kampf beendet. Rechts davon aber dauerte er noch fort und waren es in erſter Linie die 66er, welche in hartem, ſehr verluſtreichem Ringen dem Gegner einen wohl verteidigten Straßendamm und dabei zahlreiche Gefangene, 30 Fahrzeuge und über 100 Pferde abnahmen. Der Reſt floh gegen Letanne, fiel aber dort noch den Sachſen in die Hand. Von dieſen war das Schützen-Regiment 108, als es den Kanonendonner von der Tuilerie her vernahm, im Laufſchritt vorgegangen. Es liegt eine eigene magnetiſche Kraft in

dem Getöse des Geſchützfeuers. Das zieht jeden braven Deutſchen vom höchſten General bis zum jüngſten Musketier unwiderſtehlich an, denn er weiß, dort, woher es erklingt, ſteht der Feind, dort ſind Kameraden im Gefecht. Jenen muß er beſiegen helfen, dieſen muß er beiſtehen und darum eilt er ſo ſchnell als möglich, um nur rechtzeitig hinzukommen. Hier bei Beaumont wirkte noch ein anderer Umſtand treibend mit ein. Bei der genannten Stadt ſtanden Preußen im Kampf; das wußte man; weiter weſtlich werden die Bayern tüchtig anbeißen; das konnte man ſich denken. Sollten da die Sachſen allein zu ſpät kommen? Gewiß nicht, alſo: „Laufſchritt marſch, marſch!" Sie kamen auch, überſchritten unter heftigem Granatfeuer das freie Terrain gegen Letanne zu und wandten ſich dann der Maas entlang nordwärts.

Während der nach der Einnahme von Beaumont entſtandenen Pauſe waren auch die Garden näher herangekommen und es ſtanden nun das ganze 4. und 12. Armeekorps zu freier Verwendung zur Verfügung. Die Franzoſen waren gegen Mouzon zurückgewichen; allein ſie räumten noch lange nicht das linke Maasufer, ſondern ſetzten ſich von neuem auf den Höhen vorwärts des genannten Städtchens feſt. Nun entwickelten ſich die beiden deutſchen Armeekorps, die hier ſtanden, wieder friſch zum Angriff, gegen $3\frac{1}{2}$ Uhr. Schon im Thale bei Yoncq wurde die voraustrabende Kavallerie bald zum Halten gezwungen und man erkannte, daß der Feind ſich nicht nur zu vorübergehender Abwehr der Verfolgung, ſondern zu energiſcher Verteidigung hier feſtgeſetzt. Failly hatte ſich nämlich bemüht, bei Villemontry ſein zerſchmettertes Korps zu ſammeln, und Lebrun, der Kommandierende des XII. franzöſiſchen Korps, ließ zum Schutze dieſes Verſuches eine Infanterie-, eine Kavallerie-Brigade ſowie mehrere Batterieen vorrücken. Half ihnen aber nicht viel. Kaum wurden die Preußen der neuen franzöſiſchen Stellung anſichtig, ſo gingen die 66er unter Trommelſchlag zum Angriff vor, die 26er folgten und ohne Aufenthalt wurde der Feind durch das Bois de Givodeau hindurch gejagt. Nördlich desſelben traten aber neue feindliche Maſſen auf und alle Tapferkeit der Preußen ermöglichte keine weiteren Erfolge mehr; ſie mußten vorläufig halten. Jetzt aber kamen die durch den ermüdenden Eilmarſch freilich ſehr angeſtrengten Sachſen heran. Die Regimenter Nr. 101 und 108 traten neben den Preußen

im Bois de Givodeau in Thätigkeit; Kompagnieen des Regiments Nr. 100 drangen in die Nordoſtecke desſelben vor und andere marſchierten auf dem Wege neben der Maas heran. Jenſeits derſelben aber hatten ſich neue Truppen des XII. franzöſiſchen Korps entwickelt und beabſichtigten, dieſe Kolonne unter ein tüchtiges Flankenfeuer zu nehmen. Der Gedanke war vorzüglich und auch die Anlage zur Ausführung desſelben muß anerkannt werden. Geſchützt durch den Fluß, alſo ungeſtraft, tüchtig auf eine marſchierende Abteilung losknallen und noch dazu auf verhältnismäßig nahe Entfernung — nicht übel. Sie vergaßen nur Eines, was ihnen aber vor, in und nach der Schlacht von Beaumont, d. h. auf allen Schlachtfeldern von 1870/71 ſo vielen Schaden zufügte und was ſie auch jetzt in ihrer Armee noch nicht kennen — die echte Kameradſchaft in Kampf und Gefahr. Kaum merkte nämlich die nächſte ſächſiſche Batterie die mißliche Lage der Leib-Grenadiere, da: „Batterie — rechtsum — Galopp marſch!“ „Geradeaus!“ „Batterie — Halt!“ „Im Avancieren — protzt ab!“ — „Mit Granaten geladen — 1600 m — erſtes Geſchütz — Schuß!“ Dann krachte es los; eine Granate nach der andern ſchlug in die Reihen der feindlichen Schützen; eine zweite ſächſiſche Batterie vereinte ihre Stimme mit der der erſten, und bald dachten die Franzoſen mehr an die eigene Deckung, als an eine Beläſtigung der deutſchen Kolonne. Freilich erſchienen jetzt verſchiedene franzöſiſche Batterieen und nahmen die beiden deutſchen in ein energiſches Kreuzfeuer. Die aber hielten aus, und als nun fünf weitere ſächſiſche Batterieen auf der Höhe nördlich Letanne auftraten und ihrerſeits die Franzoſen auf dem rechten Maasufer in der Flanke faßten, da verzichteten die letzteren bald auf ihr in der Theorie ja ſehr hübſches, in der Praxis aber nicht mehr ausführbares Manöver. Sachſen und Preußen drangen nun von neuem vor und warfen ihre Gegner auf dem rechten deutſchen Flügel über Villemontry zurück, wo es jedoch wegen der wiederholt fühlbar werdenden Einwirkung franzöſiſcher Truppen vom jenſeitigen Ufer her und wegen der ſtarken Anhäufung feindlicher Kräfte auf beiden Ufern der Maas gegen 6½ Uhr abends zu einem ſtehenden Feuergefecht kam.

Auf dem linken Flügel waren die Preußen aber ununterbrochen in ſiegreichem Vordringen geblieben. In unaufhaltſamem Angriff ſtürmten die 93er, an der Spitze Oberſt von Krosigk, die Höhe von

Yoncq hinauf. So ſchnell waren die Anhaltſchen zwiſchen den feindlichen Geſchützen, daß die geladenen Kanonen nicht mehr abgefeuert werden konnten und zwei derſelben ſchon hier den 93ern in die Hände fielen. Sechs andere und vier Mitrailleuſen erbeuteten ſie bei der nun ſtattfindenden Verfolgung. An dieſer nahmen auch die 96er teil, während die 27er den Feind aus dem Hofe Gréſil hinaus und gegen Mouzon zurückwarfen. Nun gingen 27er und 93er vereint zu einem umfaſſenden Angriff auf den Mont de Brune vor. Dort ſtanden die Franzoſen mit Front gegen Oſten, um einem Vorgehen der Deutſchen aus dem Bois de Givodeau zu begegnen. Wie erſtaunten ſie, als plötzlich von Weſten her, alſo in ihrem Rücken, die preußiſchen Hurras ertönten und ſie kaum Zeit fanden, ſich umzuwenden. Eine franzöſiſche Batterie feuerte zwar auf die Anſtürmenden, aber die Geſchütze waren bald ſtumm, da Kanonen nicht von ſelbſt losgehen und erſchoſſene, erſchlagene und gefallene Kanoniere nicht mehr abfeuern können. Die ganze Batterie fiel den Preußen in die Hände; der Mont de Brune war erobert. Nun fluteten die geworfenen franzöſiſchen Maſſen von allen Seiten gegen Mouzon zurück. Natürlich entſtand in dem Städtchen, beſonders auf der Brücke, ein entſetzliches Gedränge und ein kaum entwirrbares Durcheinander. Glücklicherweiſe hatte der um 2½ Uhr in Mouzon eingetroffene Marſchall Mac Mahon die vom XII. Korps zur Hilfe geſchickte Infanterie-Brigade, ſowie ein Küraſſier-Regiment der ebenfalls hierher geſendeten Kavallerie-Brigade ſofort wieder auf das rechte Maasufer zurückgezogen und dadurch wenigſtens etwas Platz geſchaffen. Das andere Küraſſierregiment der letzteren ſtand aber noch auf dem linken Ufer nördlich der Vorſtadt von Mouzon. Da ſchlugen, anfangs noch ſelten, dann aber, je mehr die Preußen vorrückten deſto häufiger, zuletzt in unerträglicher Weiſe die deutſchen Langbleis in die Reihen der in ſtolzer Haltung ausharrenden Küraſſiere. Es war für dieſe nicht mehr möglich, unthätig ſtehen zu bleiben. Ihre Lage wurde mehr wie peinlich. Hinter ſich die Maas, auf deren einziger Brücke ſich Kopf an Kopf ſtaute, und die Stadt mit ihren durch Menſchen, Pferde und Wagen verſtopften Straßen; vor und neben ſich der Feind; auf dem Platze ſelbſt ſichere Ausſicht auf Tod oder Gefangenſchaft. Da gab der General de Salignac-Fénelon den Befehl zum Angriff. „En avant les cuirassiers!“

Stolz kam das Regiment, an seiner Spitze der tapfere Oberst de Contenson daher; das dröhnte und rasselte und schnaubte. Aber, aber — —. Noch stand die am meisten bedrohte preußische Kompagnie mit Front gegen Osten und wendete also gegen die französischen Küraſſiere fast den Rücken. „Herr Hauptmann! Kavallerie! dort!" Der Hauptmann pfeift; seine Leute horchen, was es giebt. „Ganzes Bataillon kehrt! — Alle Leute in ihren Stellungen bleiben, — es wird kein Karree formiert! — Niemand feuert, ehe ich es befehle! — Ruhig Blut, Leute; gut zielen! — Keine Klappe! — — Auf die Kavallerie legt an! — Feuer! — Geladen! — Legt an! — Feuer! — Schnellfeuer! —" Es ist nicht zu beschreiben, welche Wirkung ein auf so nahe Entfernung abgegebenes Salven- und Schnellfeuer ausübt, wenn es in so ruhiger Art wie hier von Hauptmann Helmuth geleitet und von seinen 27ern ausgeführt wird. Der Erfolg war grausig. Elf französische Offiziere, über 100 Mann und noch mehr Pferde lagen zerschmettert vor den preußischen Füsilieren. Von diesen wurden nur einige umgerannt und etwas gestoßen, aber keiner so stark verletzt, daß er nicht bei der Truppe hätte bleiben können. Die Reste der Küraſſiere — ihr tapferer Oberst lag mit durchschossener Brust 15 Schritte vor der preußischen Front — jagten in wilder Flucht nach der Maas zurück. Da sie durch die verstopften Straßen nicht hindurch konnten, so stürzten sie sich in den Fluß, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Viele fanden dabei ein nasses Grab in den Wellen. Deutscherseits begann nun ein allgemeines, durch das Feuer sämtlicher in die erste Linie gezogenen Batterieen unterstütztes Vorrücken gegen Mouzon. Noch immer leistete die französische Infanterie tapferen Widerstand und wurde dabei von auf dem rechten Maasufer aufgefahrenen Batterieen redlich unterstützt. Allein es waren doch nur die letzten Pulsschläge des erlöschenden Kampfes. 31er, 93er, 26er, 66er, 71er, 27er, 96er, 86er, 108er und 101er drangen von allen Seiten unaufhaltsam vor. Wie die Küraſſiere, so wurden jetzt auch viele französische Infanteristen in die Maas gedrängt und nicht wenige fanden in derselben den Tod, weil sie lieber sterben, als in die Gefangenschaft des Feindes fallen wollten. Trotzdem mußten sich zahlreiche Flüchtlinge ergeben und außerdem fielen noch drei verlassene Geschütze in preußische Hände. Etwa um 7 Uhr abends

war die Vorstadt von Mouzon erobert; gleich darauf schwieg die auf der Brücke stehende Mitrailleusenbatterie; der Kampf war aus; Preußen, Bayern und Sachsen hatten eine hartnäckige Schlacht glänzend gewonnen. Der Feind verlor an diesem Tage 4800 Mann, 42 Geschütze und eine Menge von Pferden, Wagen und Kriegsmaterial aller Art. Wir bezahlten unseren Sieg mit einem Verluste von 145 Offizieren, 3384 Mann und 274 Pferden.

Das war der Tag von Beaumont, der erste Kampf, in welchem die Sieger von Metz mit den Siegern von Wörth wetteiferten; die Einleitung zu den großen Ereignissen, die nun folgten und den Sturz des französischen Kaiserthrones zur Folge haben sollten. In den Biwaks der Deutschen herrschte lauter Jubel und, außer bei den Vorposten, ertönten bis ziemlich spät in die Nacht hinein frohe Siegeslieder ... Die französischen Truppen hatten eine recht schlechte Nacht. Schon am Nachmittag des 30. beschloß der Marschall Mac Mahon den Rückmarsch nach Sedan. Was weiter — das wußte er wahrscheinlich selbst noch nicht. Vorläufig kam es ihm nur darauf an, sich der deutschen Machtsphäre zu entziehen. Freilich gelang dies nicht mehr, denn hier standen nicht genug Eisenbahnen zur Verfügung, um per Dampf zu verschwinden und, wenn die französischen Truppen im Zurückgehen auch viel leisteten, unsere deutschen Reiter waren im Nachfolgen noch unermüdlicher und ließen nicht eine Minute den Feind aus den Augen. So führten die beiden Kavallerie-Divisionen des linken Flügels schon am 30. ohne Zögern die vorgeschriebenen Märsche gegen die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen aus und erreichten noch an diesem Tage die Orte Tourteron, Attigny, Semuy, le Chesne und Bouvellmont. Nach der Schlacht blieben die deutschen Reiter überall den geschlagenen französischen Korps da auf den Fersen, wo nicht die deutsche Infanterie selbst so eilig nachfolgen konnte, daß durch diese die Fühlung erhalten wurde ... Am günstigsten erging es dem I. französischen Korps. Von diesem konnten 2 Divisionen bei Douzy, die beiden anderen bei Carignan gegen Abend Halt machen und biwakieren. Das VII. Korps setzte nach den unglücklichen Kämpfen gegen die Bayern v. d. Tann's den Rückmarsch die Nacht hindurch fort und kam früh 3½ Uhr todmüde und fast völlig erschöpft bei Sedan an. Schlimmer erging es dem XII. Korps. Als dieses endlich die Reste

der in die Kämpfe bei Mouzon verwickelten Teile wieder auf das rechte Maasufer zurückgebracht hatte, trat es den Nachtmarsch nach Douzy und Bazeilles an. Dieser Marsch war eine wahre Qual. Kaum hatten die Regimenter eine kurze Strecke zurückgelegt, da: „Halt!" Truppen des V. Korps kreuzten sich mit denen des XII.; man mußte warten. Endlich konnte man wieder antreten. Nach kaum einer halben Stunde wieder: „Halt!" Umgestürzte Wagen hatten die Straße verstopft; sie mußten erst beiseite geschafft werden. Stehend, auf die Gewehre gestützt, schlafen die mittleren Leute der Kolonne ein; die äußeren haben sich auf die Ränder der Straße gesetzt. Da ruft es von vorne: „Auf, auf! Weiter!" Mit großer Mühe bringen die Offiziere ihre Leute wieder vorwärts. Nun ist glücklich alles von neuem im Marsch. „Halt!" Die Straße frei machen!" — Alles drängt zur Seite. Ein langer Zug von Wagen mit Verwundeten fährt vor. Man tritt und stößt sich; die einen fluchen; die anderen verlangen Ruhe; dazwischen stöhnen die Verwundeten; Peitschenhiebe treiben die müden Pferde an; diese reißen heftig an den Geschirren, so daß die Stöße der Wagen den armen Sterbenden neue Schmerzensrufe auspressen; dazu die dunkle Nacht; es ist ein schauriges Bild. „Gott sei Dank; nun geht es weiter!" Stumpf wälzt sich die Kolonne dahin. Plötzlich tönen einzelne Schüsse durch die Nacht. Niemand weiß, wo und woher sie erklingen. Da schreit es laut und verzweifelt „Les Prussiens, les Ulans!" Alles rennt und stürzt vorwärts; einzelne werden umgeworfen, zertreten, schreien vor Schmerz und Angst; andre schießen in blinder Furcht ihre Gewehre in die dunkle Nacht; Offiziere befehlen und fluchen; die so mühsam hergestellte Ordnung ist im Augenblick wieder verloren. Nun klingt Peitschengeknall, Wagengerassel und lautes Schreien wild durcheinander. Eine Batterie fährt rücksichtslos durch die zusammengedrängten Infanteristen hindurch. Verschiedene derselben werden überfahren. Was thut's? Man reißt sie unter den Rädern hervor und läßt sie mit ihren zerbrochenen Beinen und zerquetschten Händen hilflos an der Seite der Straße liegen; jetzt denkt niemand an ihre Unterstützung; jeder sorgt nur für sich selbst. Endlich ist die Artillerie durch; auch das Schießen hat aufgehört; es war ja überhaupt nur ein falscher Alarm gewesen, denn weit und breit haben sich keine deutschen Ulanen gezeigt ... Lebensmittel giebt es

faſt keine. Die Verpflegstrains ſind ja großenteils den Deutſchen in die Hände gefallen oder irren in der Nacht, weiß Gott wo, herum. — Das V. Korps iſt am ſchlechteſten daran. Es hat durch den vergangenen Kampf allen Zuſammenhang verloren. Jeder für ſich ſuchen ſeine Teile und die Haufen ſeiner Verſprengten nach Sedan ſelbſt durchzudringen. Es gelingt ihnen nur ſchwer, denn die andern Truppen wollen ſich nicht ihre Kolonnen zerreißen laſſen. Dazu weiß niemand recht, wer eigentlich hier zu befehlen hat. Am 30. nachmittags kam nämlich, direkt aus Afrika, General von Wimpfen an und brachte geheime Befehle des Kriegsminiſters mit, daß er an Stelle des Generals de Failly das Kommando des V. Korps und, wenn dem Marſchall Mac Mahon etwas zuſtoße, ſogar das Oberkommando über die ganze Armee zu übernehmen habe. Dieſem General war es aber ſchlecht ergangen. Weder beim Kaiſer noch beim Marſchall fand er freundliches Entgegenkommen. Da begab er ſich denn ſelbſt auf die Suche nach ſeinem Korps, geriet aber am Nachmittag und Abend des 30. ſogleich unter die flüchtig nach Sedan zurückflutenden Trümmer desſelben, verlor ſeine Bagage und fand vorläufig nirgends Gehorſam. Alles ſchrie ihm entgegen: „Brot! Brot! Wir verhungern.“ Failly aber, als er hörte, daß er abgeſetzt und ſchon erſetzt ſei, kümmerte ſich in ſeinem Zorne um gar nichts mehr, ſo daß eine Zeitlang beim V. Korps auch an deſſen höchſter Stelle alles durcheinander ging.“

Mouzon alſo war in den Händen der Deutſchen; die Sachſen ſamt den Garden wurden angewieſen, andern Tages auf das rechte Ufer der Maas überzutreten, während die Thüringer bei Mouzon ſtehen blieben. Die Bayern wurden nach Remilly geſchickt, die Heſſen und Poſener gegen Sedan, die Württemberger noch etwas weiter weſtlich als äußerſter linker Flügel gegen Donchéry und zur Beobachtung von Mezières; die Schleſier waren noch erheblich weit zurück.

Der König hatte die Schlacht von einer Anhöhe aus beobachtet, welche auch den Blick auf die Höhe bei Stonne geſtattete, auf dem der Kaiſer Napoleon ſich aufhielt, um Augenzeuge des Gefechtes zu ſein, das für ihn von ſchlimmer Vorbedeutung war. Wilhelm hatte am Abend die Überzeugung, daß für Mac Mahon und ſeine Armee

das Ende nahe herbeigekommen sei. Es erschien ganz gewiß, daß ein neuer Anprall die Armee von Chalons bis an die belgische Grenze oder über die Grenze hinausdrängen würde, und auf Befehl des Königs hatte Bismarck schon nach Brüssel telegraphiert: Se. Majestät erwarte, daß alle französischen Truppen, sobald sie belgischen Boden betreten, sofort entwaffnet würden. Auch die deutsche Armee erhielt besonderen Befehl, daß französische Truppen, wenn sie die belgische Grenze überschritten und nicht gleich entwaffnet würden, ohne Rücksicht auf Belgiens Neutralität sofort verfolgt werden sollten. Und als Moltke die Besetzung von Mouzon durch unsere Truppen gemeldet wurde, zuckte ein Lächeln der Befriedigung über sein ernstes bleiches Gesicht und er sagte in seiner wortkargen Weise nur: „Ich hoffe, wir werden in den nächsten Tagen noch ungleich wichtigere Siege zu vermelden haben."

Der erste wurde am 1. September von Metz her verkündigt. Die Belagerungsarmee umstellte diese Stadt auf beiden Seiten der Mosel und umschloß sie durch Schanzen, Batterieen und Schützengräben oft in doppelter und dreifacher Linie und mit Benutzung der dazwischen liegenden Dörfer. Die Vorposten wurden vorwärts dieser Linie, soweit es das Feuer der Forts gestattete, vorgeschoben, ja sie standen meist sogar noch innerhalb des Bereichs ihrer schweren Geschütze, und nur die größeren Reserven waren auch diesem Feuer entzogen. Die ganze Länge der Einschließungslinie betrug neun Meilen. An allen Höhepunkten waren Observatorien errichtet, Telegraphen standen mit ihnen und mit sämtlichen Hauptquartieren der Korps in Verbindung. Nur durch eine strenge Blokade konnte die mit unüberwindlichen Festungswerken auf allen Seiten umgebene Stadt bezwungen werden; die Hauptaufgabe des Belagerungskrieges bestand daher für die Deutschen in der sorgfältigen Überwachung, für die Franzosen in wiederholten Versuchen, durch Ausfälle die Einschließungslinie zu durchbrechen. Hauptsächlich mangelte es in der Stadt an Mundvorräten für eine Armee von nahezu 200 000 Mann, für die Bewohner und für die zahlreichen Flüchtlinge, die sich seit dem 13. aus allen Dörfern eingefunden hatten. Die Unordnung und Ratlosigkeit war in den ersten Tagen furchtbar; es zeugt von der großen Umsicht und dem Organisationstalent Bazaines, daß er in kurzer Zeit der unermeßlichen Schwierigkeiten insoweit Meister

ward, daß er schon am 26. August, als sich die Armee Mac Mahons schon über Rethel befand, einen Ausfall vorbereiten konnte. Er wollte das nur schwach umlagerte Thionville (Diedenhofen) gewinnen und dann über die Nordfestungen einen Weg zum Marschall suchen. Nach einigen Ausfallbewegungen in der Richtung auf Noisseville und Colombey überzeugte er sich aber, daß der Prinz energische Gegenmaßregeln getroffen. Er verschob daher nach Abhaltung eines Kriegsrates den weiteren Marsch, zumal da heftige Regengüsse den Erdboden aufgeweicht hatten. Das Resultat der Kriegsberatung, worin der Artillerie-General Soleille auf die mangelhaften Vorräte an Munition hinwies, faßte der Marschall in folgendes Telegramm an den Kriegsminister zusammen: „Immer noch in Metz, Artillerie-Munition nur für eine Schlacht ausreichend. Unmöglich unter solchen Umständen die verschanzten Linien des Gegners zu durchbrechen. Werde wirksam handeln, wenn Angriffsbewegung vom Innern des Landes her den Gegner zum Rückzug zwingt." Als er nach einigen Tagen unterrichtet wurde, daß das 2. und 3. Korps der Einschließungsarmee in der Richtung von Dun und Stenay abgezogen sei, um die Maas-Armee zu verstärken, traf er Anstalten zu einem energischen Ausfall, um entweder die Preußen zurückzuschlagen und die Vereinigung mit Mac Mahon zu erzwingen, oder wenigstens durch rasche Requisitionen und Fouragierungen die Proviantvorräte zu mehren, somit den Prinzen an Metz zu fesseln und dessen Armee für Frankreich möglichst lange unschädlich zu machen. Er wählte dazu abermals das rechte Moselufer, wo die feindlichen Verteidigungskräfte weniger stark waren und zahlreiche detachierte Forts den Angriff unterstützen konnten. Es gelang ihm auch wirklich gegen Abend des 31., die Deutschen aus ihrer Stellung bei Noisseville und Montoy zu drängen und sich in diesen Ortschaften bis über Colombey hinaus festzusetzen; aber durch einen nächtlichen Angriff unter General Manteuffel warf das 1. Armeekorps und die Landwehrdivision Kummer, höchstens 40 000 Mann, den weit überlegenen Feind zurück, und da mittlerweile jene zwei Armeekorps wieder zur Einschließungsarmee zurückgekehrt waren, so konnte Bazaine nicht mehr an die Ausführung seines Planes denken. Im Laufe des 1. September zogen die Franzosen wieder in Metz ein. Von der Zeit an galt es im deutschen Lager für ausgemacht, daß das Schicksal der „Rheinarmee" durch

die Proviantvorräte bedingt sei. Und schon am nächsten Tag begann in Metz das Schlachten der Pferde.

Und an demselben Tage war die Armee Mac Mahons bereits vernichtet.

Es wäre Napoleon ein Leichtes gewesen, sich noch am 31. August nach Mezières zu retten und seine Person in Sicherheit zu bringen, aber er wollte die Armee nicht verlassen. Er erließ an diesem Tage eine beruhigende und ermutigende Proklamation an die Soldaten. „Unter den ernsten Verhältnissen habe ich, von der Kaiserin in Paris würdig vertreten, die Rolle des Soldaten der des Herrschers vorgezogen. Nichts werde ich scheuen, um mein Vaterland zu retten. Es birgt noch, Gott sei Dank, beherzte Männer, und wenn es Feiglinge giebt, wird das Kriegsgesetz und die öffentliche Verachtung sie strafen. Soldaten, seid würdig eures alten Rufes! Gott wird unser Land nicht verlassen, wenn jeder seine Schuldigkeit thut." Es sollte seine letzte Ansprache sein. Denn Gott schützt kein Land, in welchem die Lüge herrscht und zahllose willige Diener findet. Die Truppen dachten auch nicht mehr an den Entsatz von Metz, als an ein siegreiches Sichdurchschlagen nach Paris oder nach Belgien. Aber durch die raschen Bewegungen der Deutschen wurden alle ihre Pläne vereitelt.

Am Morgen des 31. August brach der König zeitig von Busancy auf und fuhr über das Schlachtfeld nach Beaumont, wo er eine Unterredung mit dem Kronprinzen von Sachsen hatte. Überall fand er Soldaten und Verwundete und für alle hatte er ein aufmunterndes, freundliches Wort. In der Nähe der Kirche bemerkte er u. a. einen Soldaten, der verwundet war. Obgleich der junge Mann von der Arbeit des vergangenen Tages etwas unsauber aussah, so reichte ihm der König, ohne Zweifel zum großen Erstaunen der danebenstehenden französischen Offiziere, die Hand und fragte ihn, welchen Beruf er habe. Dieser entgegnete, daß er ein Doktor der Philosophie sei. „Nun, Sie müssen gelernt haben, Ihre Wunden philosophisch zu tragen", sagte der König. „Ja, erwiderte der Soldat, dazu bin ich schon entschlossen gewesen". In Chémery, wo der Kronprinz von Preußen sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, wurde dann ein Kriegsrat zur Feststellung der Dispositionen für den folgenden Tag gehalten, bei dem außer dem König und seinem

Sohne, Moltke und Blumenthal zugegen waren. Es sollte die zweite Königs-Schlacht nach streng militär-wissenschaftlichen Prinzipien geschlagen werden. Nun begab sich der König nach Vendresse, wo er im großen schönen Schlosse übernachtete. Schon früh am Morgen des 1. September, des denkwürdigen Tages von Sedan, herrschte im deutschen Hauptquartier reges Leben. Der Kronprinz hatte Chémery vor Tagesanbruch verlassen und sich mit seinem Stabe nach einer kleinen Bergkuppe bei Donchery begeben, von wo aus er die gesamte deutsche Schlachtordnung überblicken und den Verlauf des Kampfes nach jeder Richtung hin verfolgen konnte. Gegen 3 Uhr morgens waren das 11. und 5. Armeekorps von ihren Biwaks im Thale aufgebrochen und setzten bei Donchery über die Maas, um durch den ihnen angewiesenen langen, beschwerlichen Marsch die rechte Flanke der Franzosen zu umgehen, sich mit dem zwischen ihnen und der belgischen Grenze stehenden Gardekorps in Verbindung zu setzen und so den ehernen Gürtel, der die Feinde umgab, fest zusammen zu schließen. Schon um 4 Uhr überschritten v. d. Tanns Bayern in einem Nebel, der so dicht war, daß man kaum zehn Schritte vor sich sehen konnte, die Eisenbahnbrücke und rückten zu dem furchtbaren Sturm auf Bazeilles vor, während das Feuer der Kanonen die Avantgarde deckte. Eine halbe Stunde später erklommen die Garden unerschrocken den vor Givonne liegenden Abhang und die Sachsen drangen über das freigewordene Terrain gegen La Moncelle vor. Als die Sonne den Nebel zerteilte, war die Schlacht an der südlichen und östlichen Front der französischen Stellung schon in vollem Gange.

König Wilhelm war um 7 Uhr aus seinem Hauptquartier aufgebrochen und hatte sich über Chémery und Chéhery nach der Höhe von Frenois begeben, von wo er die ganze Angriffsfront übersehen konnte. Der Nebel war inzwischen der Sonne gewichen und die Luft schien da, wo sie nicht vom Pulverdampf verfinstert wurde, an diesem Tage ganz besonders klar. Am Fuße des Hügels schimmerte durch die Bäume hindurch das weiße Schloß Bellevue, das bald historische Bedeutung erhalten sollte. Rechts von demselben hatten die bayerischen Batterieen zwischen Frenois und Vadelincourt soeben ihr Feuer gegen die Befestigungen von Sedan begonnen. Die Maas schlängelte sich durch das breite, fruchtbare Thal von rechts

nach links. Über den Fluß weg zeigte, nach der rechten Seite hin, eine ſchwarze Rauchſäule, die aus der leichten Senkung des Bodens aufſtieg, wo das Dorf Bazeilles in Flammen ſtand. Die Dächer und Kirchtürme von Sedan ragten auf dem ſanft anſteigenden Terrain über dem zu Vaubans Zeiten für uneinnehmbar gegoltenen und nun ganz veralteten Feſtungswerke hervor. Am weſtlichen Ende der Stadt erblickt man einen langen unbewaldeten Bergrücken, welcher im Süden und Weſten nach den Flußwieſen hin ſteil abfiel; das am Fuße ſeines bollwerkartigen Vorſprungs liegende Dorf war Floing, deſſen Name, hinfort auch dem Plateau beigelegt, der Nachwelt von den erbitterten Kämpfen erzählen wird, die dort ſtattgefunden. Weit entfernt zur äußerſten Rechten verrieten die weißen Rauchwolken, wo die Armee des Kronprinzen von Sachſen im heißen Gefechte ſtand, und wenn man die hügelige Gegend an der äußerſten Linken ſcharf durchſpähete, ſo konnte man vielleicht ein ſchnelles Aufblitzen von Waffen wahrnehmen, das dem Beſchauer zeigte, wie die ſtrammen Soldaten des 11. und 5. Armeekorps auf ihrem langen, beſchwerlichen Marſche immer weiter vorrückten, um die ihnen zugewieſene Schwenkung auszuführen. Der deutſche Ring, der ſich in wenigen Stunden eng und feſt zuſammenſchließen ſollte, war teilweiſe ſchon hergeſtellt; nur in der Richtung nach Norden zeigten ſich auf dem Hochland, das von dem dunkeln, bewaldeten Gebirgszug der belgiſchen Ardennen begrenzt wird, weder Truppen noch Pulverdampf.

Es war eine auserleſene Verſammlung hervorragender Perſönlichkeiten, die ſich hier auf dem Stoppelfeld der Höhe von Frenois eingefunden hatte, um wie ein Arzt den Todeskampf ſeines Patienten, das letzte Ringen der Armee von Chalons zu beobachten. Ganz im Vordergrunde ſtand, ruhig beobachtend und die Intenſität ſeines Intereſſes an den Vorgängen nur durch ein fortwährendes Drehen ſeines weißen Schnurrbartes verratend, der alte König in voller Uniform. Dicht hinter ihm befanden ſich Moltke, Roon und Podbielski, und noch weiter zurück ſtanden oder ſaßen, in Gruppen zerſtreut, die Stabsoffiziere und die Herren vom Gefolge, der alte Prinz Karl, des Königs Bruder, der Großherzog von Sachſen-Weimar und der Herzog von Coburg-Gotha, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Generäle, Flügeladjutanten und Hofmarſchälle. Außerdem hielten ſich mehrere Militärpräſentanten ausländiſcher Mächte unter den

Deutſchen auf: der Ruſſe Kutuſoff, der britiſche Oberſt Walker und der amerikaniſche General Sheridan. Eine andere kleine Gruppe, deren Mittelpunkt Bismarck war, hatte etwas weiter zurück an der linken Seite Stellung genommen; der große Kanzler ſelbſt ſaß am Rande des Stoppelfeldes, allem Anſcheine nach mehr in die Durchſicht von Schriftſtücken, als in die Beobachtung des Schlachtfeldes vertieft. Der Standpunkt lag innerhalb der Schußweite der Feſtungsgeſchütze von Sedan, und gelegentlich, beſonders am Morgen, fielen nicht weit von dem Orte, an dem der König weilte, Granaten nieder. Trotzdem wollte er den dominierenden Punkt nicht aufgeben, der ihm einen ſo weiten Blick über den Kampfplatz gewährte, und hatte nur Verfügungen getroffen, daß die ihn umgebenden Gruppen ſich weit genug zerſtreuen ſollten, um den feindlichen Geſchützen nicht geradezu als Zielobjekt zu dienen.

Während des Morgens wütete der heißeſte Kampf hauptſächlich im Oſten und Südoſten von Sedan in einer zu großen Entfernung von dem Standpunkt des Königs, als daß er den Verlauf des Gefechts genau hätte unterſcheiden können; aber bald lief die Meldung ein, daß es den Sachſen nach einem erbitterten Kampfe gegen Zuaven und Turkos gelungen ſei, durch die Schlucht des Givonnethales vorzudringen und daß ſie das Dorf Daigny genommen hätten. Die preußiſchen Garden hatten, nach einem tapferen Widerſtand der Feinde, das Dorf Givonne im Sturme erobert, und ihre rechte Flanke behauptete ſich in dem weiter nach Norden gelegenen Weiler La Chapelle. Schon gegen Mittag drangen Abteilungen der Gardeinfanterie durch den Ardennenwald, um mit der Vorhut des 5. Armeekorps — der anderen Klammer der eiſernen Zange — in Fühlung zu kommen. Bazeilles, oder vielmehr der rauchgeſchwärzte und blutgetränkte Trümmerhaufen des bei Sonnenaufgang noch blühenden Dorfes Bazeilles, war nach langem und infolge der leidenſchaftlichen Feindſeligkeit ſeiner Bewohner mit hartnäckiger Erbitterung geführten Straßenkampfe in die Hände der Bayern gefallen.

Schon am Tage vorher hatte bayeriſche Artillerie auf Bazeilles gefeuert, deſſen ſteinerne Häuſer und beſonders die vielen Parkmauern der in der Umgegend befindlichen Villen der wohlhabenden Bürger Sedans ſehr gefährliche Stellungen abgaben. Heute nun war die 1. bayeriſche Diviſion (Stephan) mit Schützenzügen, welche die Jäger

bildeten, feuernd vorangegangen und hatte einen äußerſt heftigen Widerſtand gefunden; denn die Marineinfanterie des XII. Korps verteidigte die ohnedies feſte Stellung mit großer Bravour. Ein Hagel von Geſchoſſen praſſelte aus den umliegenden Häuſern und hinter den Parkmauern hervor und ſtreckte die anſtürmenden Bayern nieder; das war insbeſondere der Fall bei dem Angriff auf den nördlich an Bazeilles ſtoßenden ummauerten Park des Schloſſes Montvillers, zu welchem eine Anzahl breiter Staffeln führte. Die mit äußerſter Kraftentwickelung ausgeführten Stöße gegen Bazeilles wurden von der Infanterie des Feindes abgewieſen, und die Lage der 1. Diviſion ward eine ſehr gefährliche; v. d. Tann zog daher bald auch ſeine zweite Diviſion in das Gefecht. Aber namentlich nördlich von Bazeilles, zwiſchen La Moncelle und dem Park von Montvillers ſtand der Kampf gefährlich, da hier General Lebrun, in der Abſicht, einen Durchbruch zu bewerkſtelligen, wiederholte Offenſivſtöße unternahm. Aus einem großen Hauſe in der Dorfſtraße von Bazeilles, der Villa Beurmann, ward mit beſonderer Heftigkeit und Präziſion geſchoſſen, ſo daß die Verluſte der Bayern mit jeder Viertelſtunde bedeutender wurden. Mühſam hatten dieſe die Straßenbarrikaden genommen, allein das Feuer aus den Häuſern und Nebenſtraßen warf ſie wieder zurück; die als feſte Poſition vorzügliche Villa bildete ein unbeſiegliches Hindernis: es lagen vor derſelben in Gewehrſchußweite Hunderte toter und verwundeter Bayern. In der Hitze dieſes Kampfes ward der Entſchluß gefaßt, dem gefährlichen Punkte, koſte was es wolle, nahe zu kommen. Die bayeriſchen Pioniere führten dieſe gefahrvolle Arbeit mit großer Mühe und Aufopferung aus: es gelang ihnen, unter dem Feuer des Feindes bis an das Haus zu kommen, von zwei Seiten hineinzudringen und Brände in dasſelbe zu werfen; es loderte ſogleich in Flammen auf und ſeine Verteidiger ſuchten das Weite. Zu gleicher Zeit waren unter heftigem Kampfe die Truppen der bayeriſchen Diviſion Walther in Bazeilles eingedrungen, und im Vereine mit dieſen gelang es, den noch immer wie raſend kämpfenden Feind aus Bazeilles bis Balan zu werfen. Aber von hier aus drang der Feind aufs neue gegen Bazeilles vor, ein heftiger Artilleriekampf begann, und mit Aufbietung aller Kraft führten die Bayern das Gefecht weiter, welches hier zum Stehen kam.

Im feindlichen Lager herrſchte ſchon ſeit dem Beginne des Kampfes eigentlich die Verzweiflung. Sie allein gab den Mut, ſo furchtbaren Widerſtand zu leiſten, deſſen Ohnmacht die meiſten der Führer begriffen. Als das Feuer begann, war Mac Mahon gegen Bazeilles geeilt, ſeine Ordonnanzen riefen den Kaiſer auf das Schlachtfeld. Napoleon zögerte nicht. Bei der heilloſen Verwirrung, welche in Sedan und in allen umliegenden Orten herrſchte, war er mit ſeinem Quartiere faſt unbeachtet geblieben; jetzt eilte er in das Gefecht. Das Feuer in und um Bazeilles nahm mit jedem Augenblick an Heftigkeit zu, zahlreiche Verwundete kamen dem Kaiſer entgegen, der noch bleicher als ſonſt ausſah und fortwährend Bitten, Befehle und Mahnungen ausrief. Da trägt man ihm einen Verwundeten entgegen, eine Menge Soldaten läuft dem Getroffenen voraus, viele ringen die Hände: der Blutende iſt Mac Mahon, auf den die Armee noch ihr letztes Vertrauen ſetzte, der von den Soldaten verehrt wird als ein mutiger, braver Mann. Der Kaiſer erbebt: bei Beginn der Schlacht wird der wichtigſte Führer entriſſen. Der Kaiſer hat nur flüchtige Worte, der Tumult des Gefechtes reißt ihn hinweg. Eine halbe Stunde ſpäter befindet er ſich inmitten der Truppen Lebruns, wo er ſich dem Feuer dergeſtalt ausſetzt, daß ſeine Offiziere ihn verſchiedene Male aus der Stellung reißen müſſen. Ducrot übernimmt den Oberbefehl; da weiſt Wimpffen, der erſt am Abend des 30. Auguſt aus Algier bei der Armee eingetroffen iſt, den Befehl der Pariſer Regierung vor, der ihn zum Oberkommando ermächtigt. Dadurch mußte die Verwirrung noch geſteigert werden. Neue entſetzliche Angriffe von allen Seiten. Auch die Bayern werfen ſich aufs neue gegen die aus Balan hervorbrechenden Franzoſen. Auf der Mitte der Landſtraße entſpinnt ſich ein blutiges Handgemenge; Kolben, Faſchinenmeſſer und Bajonett arbeiten gegeneinander; die Franzoſen weichen nach Balan zurück, hier gleicht das Gefecht an Heftigkeit dem von Bazeilles. Balan wird genommen; in die der Feſtung gegenüber liegenden Häuſer werfen ſich die bayeriſchen Jäger. Da naht von Sedan eine neue Sturmkolonne; ſie ſieht bunt aus, denn Soldaten aller Truppenteile bilden ſie. Zwiſchen ihnen der Kaiſer Napoleon. Aus Balan ſtürzen ſich die Bayern entgegen; die Kolonne hält ſich. Da fällt Batterieſeuer in ſie; dicht neben dem Kaiſer platzt eine Granate, nur mühſam vermag ſein Gefolge ihn aus dem Ge-

tümmel der retirierenden Truppenmaſſen zu reißen, die ſich jetzt in wilder Flucht auf Sedan wälzen. Die Bayern nach. Nur noch einmal gebot eine Schlucht den Vordringenden Halt, aber nach kurzem Widerſtand ſtürmen die Bayern gegen das Glacis von Sedan heran. Noch während ſie von Bazeilles aus der Vorſtöße von Balan her ſich hatten erwehren müſſen, waren bei dem mehrfach erfolgenden Vor- und Zurückgehen der Bayern aus den Häuſern des okkupierten Bazeilles Schüſſe abgefeuert worden. Die Nächſtſtehenden eilen, im Rücken angegriffen, in die Gebäude, um die verſteckten Schützen zu ſuchen. Dieſe werden niedergeſtoßen. Da verdoppeln ſich die Angriffe von ſeiten der Bevölkerung. Aus Kellern, von den Böden, aus den Fenſtern, ſelbſt aus der Kirche fallen die Schüſſe. Unter dem Geſchrei „mort aux Prussiens“ feuert es aus allen Schlupfwinkeln. Dieſes Feuer ſchien offenbar vorbereitet, denn es ward mit verhältnismäßiger Präziſion abgegeben und verurſachte ſtarke Verluſte. Insbeſondere war das Haus des Schmieds der Mittelpunkt eines heftigen und ſehr gefährlichen Feuers; es beteiligten ſich ſogar Frauen, namentlich die Tochter des Schmieds, an dem Gefechte. Die im erſten Momente vor dem aus allen Ecken hervorbrechenden Gewehrfeuer zurückweichenden, einzeln ſtehenden Bayern müſſen mehrere Verwundete zurücklaſſen; dieſe fallen in die Hände der fanatiſierten Bevölkerung und werden mißhandelt. Brand und Dampf hindern, den Unglücklichen ſofort Hilfe zu bringen. Dann aber ſtürzt alles was zurückkehrt, nicht nur um ſich den Rücken frei zu machen, ſondern auch um die Kameraden zu retten und zu rächen, in die Gaſſen des Dorfes. Noch immer ſpeien alle Gebäude Kugeln aus. Es bleibt nichts übrig, als dieſe Feinde, deren man unmöglich einzeln habhaft werden kann, durch Vernichtung ihrer Schlupfwinkel unſchädlich zu machen. Mit dem Rufe: „Steckt das Neſt in Brand!“ beginnen die Soldaten das Feuer, das bereits um ſich gegriffen hatte, eifrig zu nähren. In einer halben Stunde gleicht Bazeilles einem lodernden Scheiterhaufen, aus dem Geheul, Kreiſchen, Schüſſe und Gepolter ſchallen; wer mit den Waffen in der Hand gefunden wird, fällt der berechtigten Wut der Bayern zum Opfer. — — —

Mittlerweile war aber ſchon vor 12 Uhr das große auf einem Stativ befeſtigte Fernrohr, das vor dem Platze aufgeſtellt war, wo

Moltke mit seinen auf dem Boden ausgebreiteten Karten stand, so weit herumgedreht worden, daß es sich in der Richtung nach Nordosten befand. Das andere Glied des großen, sich immer mehr schließenden Gürtels war sichtbar geworden. Das 5. und 11. Armeekorps, die in der ersten Morgenstunde bei Donchery die Maas überschritten, waren um die große Krümmung von Iges herummarschiert. Sobald das erstere am äußersten Ende der großen Kreisbewegung den nördlichsten Punkt erreicht hatte, wendete es sich fast geradezu nach Osten auf Fleigneux zu, um den nach Westen rückenden Garden die Hand zu reichen und so den ehernen Ring um die französische Armee zu schließen. Das 11. Armeekorps dagegen marschierte, sobald es über die große Krümmung von Iges hinausgekommen, teils östlich auf St. Menges, teils etwas mehr südöstlich vor, um das Terrain zwischen der Maas und dem 5. Armeekorps zu behaupten. Für die Franzosen war diese gemeinsame Bewegung der beiden Armeekorps von schrecklicher Bedeutung. Ehe sie unternommen worden, war das französische Feld sozusagen nur an zwei Seiten, der östlichen und der südlichen, eingeschlossen. Aber sobald diese Bewegung des 5. und 11. Armeekorps ausgeführt war, wurde auch die dritte Seite des Feldes, die westliche, versperrt und ließ die bange Ahnung aufsteigen, daß die Einschließung längs der vierten, der nördlichen Seite, gleichfalls bald folgen dürfte. Die Franzosen wußten anfangs gar nichts von den bedrohlichen Vorgängen, die sich im Westen von ihnen vollzogen. Das Dorf St. Menges wurde ohne Widerstand von den Preußen erobert und dadurch das Terrain zwischen demselben und der Maas mit dem Wege, auf den Napoleon seine Hoffnung gesetzt haben wollte, gegen die Franzosen vollständig blockiert. Allmählich aber, wie die Preußen die große Kreisbewegung vollbrachten und östlich über St. Menges hinaus in ihre Stellungen rückten, erkannten die Franzosen, wie gefährlich ihre Lage sei. Von Floing neben dem Flusse bis jenseits Illy im Nordosten sandten 150 preußische Feldgeschütze ihre Granaten auf das zusammengedrängte französische Heer, während von dem Höhenzuge von Givonne die Gardeartillerie ihren Beitrag zu dem tödlichen Kreuzfeuer lieferte. Die Einschließung war beinahe ganz ausgeführt, doch nicht ohne tapferen und hartnäckigen Widerstand seitens der Franzosen. Von der bei Illy aufgestellten Kavallerie war Galliset mit seiner Brigade

afrikaniſcher Chaſſeurs auf die preußiſchen Batterieen niedergeſprengt, wie ſie in der ſüdöſtlich von Menges gelegenen Ebene aufgefahren wurden; vor dem mörderiſchen Granatregen, der ihm entgegengeſchleudert wurde, mußte er freilich ſofort zurückweichen. Etwas ſpäter verlor der tapfere Margueritte das Leben bei einem kühnen Vorſtoße, durch den er die preußiſche Infanterie beim Erklimmen des weſtlich von Illy gelegenen Plateaus zurückſchlagen wollte. Es war die Blüte der franzöſiſchen Kavallerie, die er bei dieſem Unternehmen aus dem Bois de la Garenne ins Treffen führte, ſeine eigenen fünf Regimenter leichter Reiterei, Savareſſes Lancierbrigade und mehrere Schwadronen Küraſſiere der Diviſion Bonnemain. Preußiſche Granaten ſchlugen todbringend in die franzöſiſche Kavallerie, die heldenmütig ihrem Verderben entgegenritt; ein Regen von Flintenkugeln ergoß ſich über ſie. Margueritte ſank zu Boden und Gallifet ſprengte vor die Front, um die Reitertruppe zum Angriff zu führen. Auseinander geworfen und mit ſtark gelichteten Reihen ließ ſich die franzöſiſche Reiterei dennoch nicht zurückſchrecken. Ihr Vorſtoß brachte die ihnen im Wege ſtehende Infanterie zum Wanken; aber ſo tapfer der energiſche Angriff ausgeführt wurde, ſo tapfer wurde er auch aufgenommen. Die preußiſche Infanterie ſetzte ſich dem Feinde mit ihrem Gewehrfeuer und dem Bajonett größtenteils in geſchloſſener Ordnung zur Wehr: nur auf offenem Felde liefen die Plänkler zur Selbſtverteidigung in Gruppen zuſammen.

Tanera ſchildert dieſe Scene des großen Aktes: „Das mächtige Artilleriefeuer der preußiſchen Batterieen vorwärts St. Menges und Fleigneux hatte genug gewirkt; die 22. Diviſion war bei St. Albert eingetroffen; es ſchien die Zeit gekommen, die von der franzöſiſchen Diviſion Liébert ſo zähe verteidigten Höhen öſtlich und nordöſtlich von Floing mit Sturm zu nehmen. Es ſollte die Stellung des Feindes zugleich in der Front und von Floing aus auch in der Flanke und im Rücken angegriffen werden. Letzteren Auftrag erhielt die 43. Brigade, die mit den 95ern, dann 32ern, hinter dieſen die 94er im Maasthal vorrückte. Auf den Wieſen folgten 11. Pioniere und 14. Huſaren. Während die Pioniere bis Gaulier gelangten und dieſes beſetzten, erſtiegen die 95er und 32er zwiſchen den ſich dort befindlichen Steinbrüchen die Höhen. Dieſes Vorgehen beſtimmte auch die bisher in Floing ſtehenden Truppen, aus dem

Dorfe vorzubrechen und drangen von hier aus 82er, 83er, 87er, 11. Jäger und 46er gegen den oberen Rand der Höhe vor, deren Abhang ja teilweiſe ſchon erobert war. Mit ‚Hurra‘ wurden die wenigen in der vorderſten Linie noch ſtehenden franzöſiſchen Truppen zurückgeworfen und der Rand des Plateaus beſetzt. Nun gelang es ſogar die 3. ſchwere und 2 Geſchütze der 4. ſchweren Batterie des 11. Artillerie-Regiments hinauf zu bringen und bald donnerte von hier aus ein äußerſt wirkſames Flankenfeuer auf die immer mehr zurückweichenden Infanterielinien des Gegners. In der Front war die 19. Brigade vorgegangen, wodurch die ununterbrochene Verbindung mit den von Illy aus vorwärts drängenden preußiſchen Abteilungen erreicht war. Nun ſchoſſen ſich die angreifenden Schützenlinien, gefolgt von geſchloſſenen Abteilungen, regelrecht an den Feind heran. Derſelbe verſuchte wiederholt durch energiſche Gegenſtöße den ihm drohenden Schlag abzuwenden, aber vergebens. Mußten auch hier und da einzelne der vorderſten Linien wieder ein Stück zurückweichen, ſo überſchütteten die nebenliegenden Plänklerketten ſofort die nun in exponierter Stellung ſich befindenden Franzoſen mit ſo heftigem Flankenfeuer, daß ſie bald ihren zurückweichenden Kameraden folgen mußten, ſo daß die von ihnen vorübergehend aufgehaltenen preußiſchen Schützen raſch wieder nachdringen und ihren vorherigen Platz in der großen Linie von neuem einnehmen konnten . . .

Oben auf der Höhe nordöſtlich Cazal hielt der Kavallerie-Diviſionsgeneral Margueritte. Dieſem erteilte General Ducrot den freilich leichter gegebenen als ausgeführten Befehl, vom linken franzöſiſchen Flügel aus alles was er vom Feinde vor ſich fände, wegzujagen und dann den Gegner von der Flanke her aufzurollen. Sofort ſprengte Margueritte vor, um das Gelände zu rekognoszieren, wo er den Angriff anſetzen wollte. Sein ganzer Stab folgte ihm . . . Eben wollte er zu ſeiner Diviſion zurückkehren, um ſie vorzuführen, da traf ihn ein preußiſches Langblei und zerriß ihm den Kiefer und die Zunge; bald darauf war er tot. General von Galliffet übernahm das Kommando. Der beſann ſich nicht mehr lange, begab ſich zu den ſchon anreitenden erſten Regimentern und weit klang ſeine helle Stimme über die Reihen der ‚Chasseurs d'Afrique‘, als er ihnen zurief: ‚En avant donc, braves Africains, en avant.‘

Der Sturm brach los ... Unterdeſſen dringt die preußiſche Infanterie unaufhaltſam vor. ‚Stopfen! Noch zwei Sprünge und wir ſind ganz oben! Auf! Marſch, marſch.‘ Die Musketiere ſpringen vor, andere Schützenketten feuern unterdeſſen weiter. Plötzlich Signale! ‚Was giebt's?‘ — Wieder bläſt's: ‚Kavallerie, Kavallerie, Kavallerie rückt an.‘ Das kennt jeder Soldat. ‚Wo?‘ ‚Dort, Herr Hauptmann! Dort auch und dort und dort!‘ ‚Stopfen! Stopfen! Bataillon ſoll chargieren — geladen! Nur Ruhe, Leute — Ruhe!‘ Es ſind furchtbar aufregende Momente, die folgen. Das jagt heran und lärmt und dröhnt. Da ſtürzen Reiter über kleine Ravins herab; die andern ſetzen drüber weg; der preußiſche Hauptmann ſteht da, wie aus Eiſen. Nicht eine Muskel rührt ſich; nur das Blut ſteigt ihm in die Wangen und ſein Auge iſt unverwandt auf die einherſauſende Wolke gerichtet. Steinhaufen und Hecken bringen neue Reiter zu Fall; um ſo beſſer! Ihre Kameraden aber jagen weiter; ſchon erkennt man Uniformen, ſogar Geſichter — der preußiſche Hauptmann rührt ſich nicht. Ein junger Musketier denkt entſetzt: ‚Um Gotteswillen; er iſt vor Schreck ſprachlos geworden!‘ O thörichter Rekrut, der du den deutſchen Offizier ſo wenig kennſt! — Jetzt hört man ſchon das Schnauben der Roſſe; ein feindlicher vorausſprengender Kapitän iſt nur noch 30 Schritt vor der Schützenlinie; die Reiter folgen 100 Schritt hinter ihm nach; man vernimmt ihr ‚vive la France!‘ Da plötzlich kommt Leben in den eiſernen Hauptmann; ſeine Bruſt ſchöpft voll Atem und dann klingt's laut, kurz, ſcharf: ‚Legt an — Feuer! — Schnellfeuer!‘ Ratſch — kracht die Salve und dann knattert's und praſſelt und ſpeit Feuer und Blei, als ob die Hölle los wäre und alles dies auf die armen, armen Chaſſeurs. Die Wirkung der auf einmal einſchlagenden Geſchoßmaſſe iſt eine ganz furchtbare. Als ob die feindliche Reiterlinie mitten in der raſenden Karriere plötzlich auf eine unſichtbare Wand geſtoßen ſei, ſo ſtockt alles mit einem Male. Da bäumen ſich zu Tod getroffene Roſſe ſenkrecht in die Höhe, ſchlagen mit den Vorderhufen in die Luft, überſtürzen ſich und erdrücken durch ihr Gewicht und das des ſchweren Dienſtſattels die unglücklichen Reiter, die vielleicht das feindliche Geſchoß verſchont; neben dieſen brechen Tiere zuſammen, als ob ſie plötzlich der Blitz erſchlagen; die Reiter aber fliegen infolge der raſenden Schnelligkeit über ſie weg und

dürfen froh ſein, wenn ihnen nur ein paar Rippen und nicht der Schädel bei dem jähen Sturze eingeſchlagen worden; andere Pferde ſpringen auf die gefallenen und ſtürzen ſelbſt zu Boden; wieder andre treten auf die unglücklichen auf der Erde liegenden Chaſſeurs oder zerſchmettern, im Todeskampf mit allen Hufen um ſich ſchlagend, jedem die Knochen, der nicht ausweichen kann; es ſtöhnt und puſtet und ſchnaubt und ſchreit; bunt durcheinander wälzen ſich Schimmel und Chaſſeurs und in dieſen wirren Haufen ſchlagen unerbittlich die deutſchen Geſchoſſe und verwunden und töten ohne Gnade, ohne Erbarmen. Da löſen ſich erſt einzelne, dann immer mehr Reiter und ledige Pferde aus der wirren Maſſe. Die Mehrzahl jagt zurück, wo ſie hergekommen; einzelne drängen um die Flügel der feuerſpeienden Schützenlinie herum; vergebens; ſie fallen den hinteren Abteilungen in die Hand und werden, wenn ſie Glück haben, gefangen — wenn nicht, trifft ſie auch dort noch das tödliche Blei; andere — es ſind wenige — ſetzen die Sporen ein und zwingen das vor Schrecken willenloſe Tier gegen die Flammenlinie anzurennen; ſie wollen ſterben und erreichen ihr Ziel; da jagen ledige Pferde davon; der Sattel hängt ihnen unter dem Bauch, ſie treten auf die tief herabhängenden Bügel, ſtolpern, ſtürzen, ſpringen auf, ſtolpern wieder, fallen und bleiben liegen; andere ohne Reiter hetzen fort, bis ſie aus Erſchöpfung niederſinken oder mit dem aus ihren Wunden fließenden Blut die Kraft zu weiterer Flucht verlieren; da jagt ein Schimmel daher; hinter ſich ſchleift er ſeinen im Bügel hängen gebliebenen Reiter; der war nur leicht verwundet; jetzt aber muß er ſterben; auf dem Geſtein wird ſein Kopf zerſchmettert, denn niemand hält das Roß auf und befreit den Unglücklichen. So geht's fort; hundertfach ſind die ſchaurigen Scenen, die man ſieht, aber man hat keine Zeit zu bedauern; man muß aufmerken, denn ſchon wieder rohen neue Angriffe.

Eine Schützenlinie erſteigt den Höhenrand. Links vorwärts jagt die feindliche Schwadron daher. Die Salve kracht, das Schnellfeuer rollt, die Lanciers ſind abgewieſen. Die Offiziere pfeifen, um ſtopfen zu laſſen, denn man ſieht vor lauter Rauch nichts mehr. Kaum iſt der Qualm etwas in der Höhe, da dröhnt's von neuem. Küraſſiere reiten an. ‚Mit Bataillon chargiert — fertig! — Legt an —'. Es war zu ſpät. Der Leutnant fliegt zur Seite, ein

Küraſſierpferd hat ihn umgerannt. Die Leute feuern ohne Kommando, aber die Wirkung der verdorbenen Salve war zu ſchwach; es poltert und klappert über ſie hinweg, wie ein furchtbarer Windſtoß, hierhin, dorthin ſchnellt es einige Musketiere; dem brummt der Schädel, denn der flache Pallaſchhieb trieb ihm den Helm über die Ohren; jenem läuft Blut über die Stirne, denn der Hieb, den er erhalten, war ſchneidig; faſt allen benimmt der Luftdruck und die Überraſchung für einen Augenblick den Atem: dann aber raffen ſie ſich auf und merken, daß ihnen außer einigen Quetſchungen eigentlich nichts fehlt. Das kommt daher, daß die Pferde freiwillig auf keinen Menſchen treten, ſondern über ihn hinwegfetzen. Wenige Reiter aber ſind gewandt genug, im Augenblick des Sprunges noch an anderes, als an ein krampfhaftes Feſtſitzen im Sattel und ein Halten des Pferdes, damit es nach dem Satze nicht ſtürzt, zu denken. Wenn ſie ſich und das Tier wieder in der Gewalt haben, ſind ſie aber ſchon zu weit von dem auf dem Boden liegenden Feind entfernt, als daß ſie ihn mit der blanken Waffe erreichen könnten. Deshalb ſchadet ein Überrittenwerden nicht viel, wenn nicht neue Reiterſcharen hinter den erſten folgen und den niedergerittenen Infanteriſten jede Möglichkeit nehmen, ſich ſchnell aufzuraffen und wieder ein geordnetes Feuer zu beginnen. Hier bei Floing gelang es allen einmal überrannten Schützenlinien, ſich ſchnell wieder zu ordnen und dann alle Angriffe ſiegreich abzuweiſen. Sie wurden auch ſofort von den Nebenabteilungen unterſtützt. Die hier vorübergehend ſiegreichen Reiter aber entgingen dem Verhängnis doch nicht. Waren ſie wirklich über die Plänklerketten glücklich hinweggelangt, dann fielen ſie den hinteren geſchloſſenen Abteilungen in die Hand und, wer ſelbſt da noch gut vorbeikam, wurde von der deutſchen Kavallerie in Empfang genommen.

Bei Cazal jagten Chaſſeurs gegen die dort feuernden 8 preußiſchen Geſchütze heran. ‚Mit Kartätſchen geladen! Schnellfeuer!‘ Wie das krachte und praſſelte! Wahre Todesladungen wurden den feindlichen Schwadronen entgegengeworfen. Nichts aber hielt die braven Reiter auf. Mitten in die Batterie ſprengten ſie herein. Hu wie flogen da die Seitengewehre der preußiſchen Artilleriſten heraus! Mit den Wiſchern und Richthebeln ſchlugen die Kanoniere zu, und doch wäre es ihnen vielleicht ſchlecht ergangen, aber: ‚Auf die feind-

lichen Reiter Schnellfeuer, Achtung, daß Ihr keinen unſerer Artilleriſten trefft! Schnellfeuer!‘ Und nun praſſelte es von der Seite her, wo die 94er vorgingen, und einer der franzöſiſchen Reiter nach dem andern ſank aus dem Sattel und einer nach dem andern wandte ſich zur Flucht; die Batterie war gerettet. Die Artilleriſten hatten kaum Zeit, flüchtig den Kameraden von der Infanterie ihren Dank zuzuwinken, dann hieß es von neuem: ‚Mit Kartätſchen geladen — Schnellfeuer.‘ Wieder krachte es hinter den zurückjagenden Franzoſen drein und genug ſtürzende Reiter und Pferde bezeichneten, wie ſchrecklich die Artilleriſten ſich rächten.

Bei Floing hatten die 46er kaum den halben Höhenrand erſtiegen, da ſauſten die feindlichen Lanciers daher. Das Feuer der Musketiere wies ſie ab. Nun wollten die Reiter durch Floing ſelbſt ausbiegen. Hier gerieten ſie in das Feuer der 5. Jäger. Wenige Franzoſen fanden den Rückweg. Nun erſtiegen auch die Jäger die Höhe und beſetzten mit den vorderen Kompagnieen einen verlaſſenen franzöſiſchen Schützengraben; die anderen folgten geſchloſſen nach. ‚Küraſſiere reiten an!‘ ‚Die 46er werden ſie ſchon abweiſen! Wir können ſie aber in der Flanke faſſen. Halblinks auf die feindliche Kavallerie — Schnellfeuer!‘ ‚Herr Hauptmann, Kavallerie gegen uns — dort!‘ ‚Stopfen! — Gerade vor auf die Kavallerie — legt an! — Feuer! — Geladen! — Legt an! — Feuer! — Schnellfeuer!‘ — Chaſſeurs waren es, die von den Jägern abgewieſen wurden. Die Kompagnie feuert ihnen lebhaft nach. Plötzlich pfeift der Hauptmann; ſchrill pfeifen alle Leutnants und Unteroffiziere nach; das Feuer hört ſofort auf. ‚Zweites Glied, ganzes Bataillon kehrt — auf die feindlichen Huſaren in unſerm Rücken, erſtes Glied auf die Kavallerie halb rechts vorwärts — Schnellfeuer!‘ — Nach zwei Seiten krachen die Büchſen; nach beiden Richtungen ſenden die Jäger ihre Todesgrüße und nirgends gelingt es dem Gegner durchzudringen. Die rückwärtige Jägerkompagnie hat Karree formiert. Ihre Salve wirft die ſtolz anreitenden Huſaren nieder, als ob ſie ein Schnitter mit einer rieſigen Sichel abgemäht hätte und dann vermehren auch hier die maſſenweiſe einſchlagenden Langbleis aus den deutſchen Zündnadelbüchſen die Niederlage der unglücklichen Reiter ... Nun fluteten die Reſte der einſt ſo ſchönen Regimenter nach dem Bois de la Garenne oder nach der Feſtung zurück. Die Verbände der Ab-

teilungen hatten aufgehört zu existieren; damit ging auch alle Disziplin verloren; ein Auftreten dieser Kavallerie war nicht mehr möglich. Viele Reiter verließen ihre Pferde, weil sie hofften zu Fuß leichter Eingang in die Festung zu erhalten. Da gab es manche traurige Scene. ‚C'est la guerre!'

Nach dem etwa eine halbe Stunde währenden Kampfe gegen die französische Kavallerie setzte sich die deutsche Infanterie von neuem in Bewegung, um nun endgültig die vom Feinde immer noch nicht aufgegebenen Höhen zu erstürmen. Allein die französische Division Liébert hatte während der Attacke der Reiter Zeit gehabt, sich etwas zu ordnen und sich in den von ihr nunmehr erreichten Stellungen wieder einzunisten. Auch ihre Artillerie konnte nach der halbstündigen Erholungspause mit neuer Kraft auftreten. Daher wurden die im Grunde des Illy-Baches vorgehenden Bataillone der 19. preußischen Infanterie-Brigade von einem ganz mörderischen Infanterie- und Artilleriefeuer empfangen ... Der im Beginn sehr flott unternommene Angriff verlangsamte sich daher allmählich und schießlich vermochten nur noch einzelne von den wenigen übrig gebliebenen Offizieren um die Fahnen gesammelte Abteilungen mühsam von einer Bergstufe zur andern vorzubringen. Auf dem linken Flügel hatten die 6er eine Kuppe erreicht. Da pflanzte der sie führende Major Bauer die Fahne des Regiments auf, ehe er verwundet zurückgebracht wurde, und nun durfte er überzeugt sein, daß kein Mann des Regiments lebend und unverwundet von dieser Stelle zurückweichen werde, denn die Fahne verlassen, das giebt es bei deutschen Truppen nicht. Ein kräftiges Schnellfeuer wies auch wiederholt jene französischen Angreifer ab, welche nun vermeinten, die durch das Ersteigen der Höhe sehr ermüdeten Preußen leicht über den Abhang hinabwerfen und ihnen dabei noch ihre Ehrenzeichen abnehmen zu können.

Auf dem rechten Flügel drangen 46er vor. Der Führer, Major Campe, wird verwundet; thut nichts, er führt seine Füsiliere auf jenes graue Haus, das sich schon von St. Menges aus deutlich vom Hintergrunde abgehoben und daher als Richtungspunkt gewählt worden war. Aus diesem Gebäude prasselt den Preußen ein heftiges Chassepotfeuer entgegen. Es gelingt aber dasselbe zu umgehen und seine ganze Besatzung von 3 Offizieren und 40 Mann gefangen

zu nehmen. Die Eroberung dieſes ſo hartnäckig verteidigten Punktes veranlaßte die 19. Brigade und alle zwiſchen ihr und neben ihr kämpfenden Abteilungen mit einem neuen kühnen Anlauf die letzten Abſätze der Höhe zu erſteigen und ſich am oberen Rande derſelben feſtzuſetzen. Der Feind wich größtenteils auf das Bois de la Garenne zurück, verfolgt von den unaufhörlich nachſtürmenden Preußen ... Auch gegen die 43. auf Cazal vordringende Brigade hatte der Gegner verſchiedene energiſche Offenſivſtöße unternommen, war aber jedesmal mit blutigen Köpfen abgewieſen worden. Es hatten dieſe Verſuche für die Franzoſen ſogar den Nachteil, daß ihnen die Preußen, insbeſondere die 5. Jäger beim Zurückgehen auf den Ferſen blieben und ihnen gar keine Zeit ließen, ſich wieder von neuem feſtzuſetzen. So eroberten die Jäger in ſchneidigem Anlauf ein von den Franzoſen zur Verteidigung eingerichtetes Haus, aus dem ſie über 200 Gefangene herausholten ... Der größte Teil der 43. Brigade, untermiſcht mit verſchiedenen Truppen des 11. und 5. Korps, vor allem 5. Jägern, drang in ſüdöſtlicher Richtung weiter und ſtand bald vor den Häuſern von Cazal. Der Feind feuerte auch hier heftig aus den Gebäuden der Umfaſſung, konnte aber die 95er und 32er in ihrem Sturmlauf nicht aufhalten. Trotz herber Verluſte drangen dieſelben in das Dorf und machten dabei über 500 Gefangene. Der außerhalb des Ortes gelegene Kirchhof aber wurde noch energiſch verteidigt. ‚Den müſſen wir auch noch haben!‘ 46er, 5. Jäger, 95er, 32er warfen ſich, bunt durcheinander gemiſcht, dorthin und bald zeigte ein Transport von 150 Gefangenen, daß im Kirchhofe niemand mehr war, der den Preußen den Beſitz desſelben ſtreitig machen konnte. Plötzlich erhielten die unvorſichtig außerhalb der Kirchhofmauer ſich zeigenden Deutſchen wieder Feuer und zwar ein ſehr energiſches. ‚Wo kommt denn das her?‘ Man ſah ſich um. ‚Von jenem Graben.‘ ‚Nun, den wollen wir auch noch nehmen, dann wirds wohl aus ſein.‘ Eine Schar von Musketieren, geführt von einigen Unteroffizieren, will ſich der feuernden Linie entgegenwerfen. ‚Halt, halt! Nicht mehr vorgehen! Wollt Ihr denn an den Feſtungsmauern anlaufen und Euch nutzlos aus den Schießſcharten heraus totſchießen laſſen?‘ — Ein Offizier hatte dieſes gerufen und zwar mit vollſtem Rechte. Man ſtand wirklich den Wällen der Feſtung ſelbſt gegenüber, ein weiteres Vordringen war unmög-

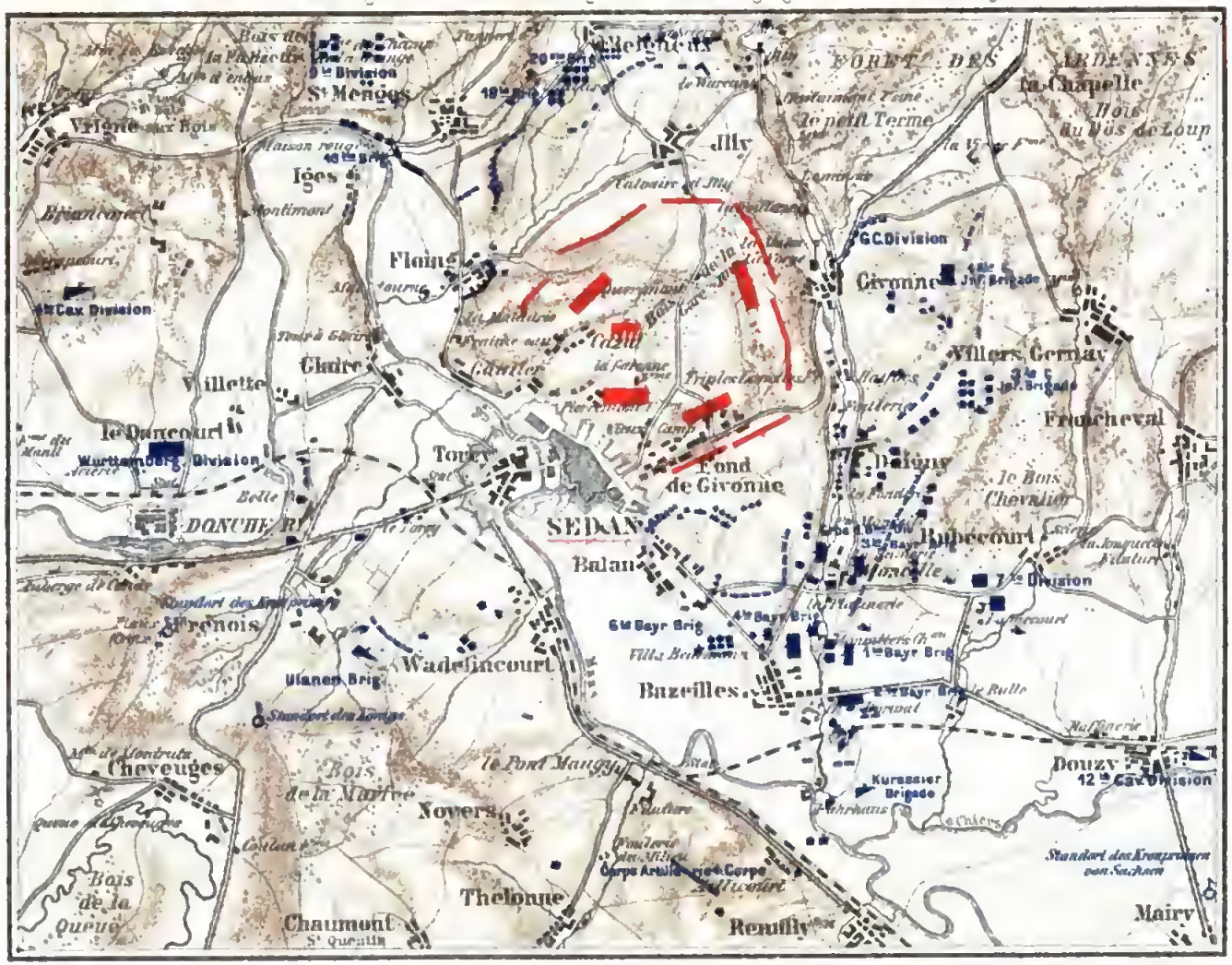
lich. Um unnötige Verluste zu vermeiden, wurde auch der Kirchhof wieder geräumt und nur das Dorf Cazal festgehalten. Damit endete kurz nach 3 Uhr der Kampf auf diesem Teile des Schlachtfeldes."

Auf dem Hügel, wo der König seine Stellung genommen, war jener Reiterangriff mit atemloser Spannung verfolgt worden. Jedes Detail des Handgemenges lag klar vor dem Auge der Beobachter, die den Kampf durch ihre Feldgläser mit ansahen. Als die französische Reiterei vor der geschlossenen preußischen Front zurückwich und unter einem mörderischen Artilleriefeuer, das noch die Hälfte seiner Truppenzahl niedermähte, den Rückzug antrat, da brach Sheridan, der amerikanische General, der selbst ein erfahrener Kavallerieanführer und ein geübter Kenner des Ausganges von Schlachten war, das bange Schweigen, indem er sein Feldglas klappend zusammenschob und ausrief: „Nun ist es mit den Franzosen ganz aus." Man lief auf ihn zu, ihm für dieses Wort die Hand zu drücken; wußte man doch, daß es von den Lippen eines Mannes kam, der seinerzeit ein Meister in der Kriegskunst gewesen war. Allein die Franzosen wollten die Wahrheit von Sheridans Folgerung noch nicht zugeben. Das hin- und herwogende Schlachtgetümmel, das sich während einer halben Stunde an dem westlichen Rande und den Abhängen des Plateaus entwickelte, macht es selbst den methodischen Kompilatoren des preußischen Generalstabsberichtes unmöglich, jede Einzelnheit desselben aufzuzeichnen. Es war in der That ein furchtbares und doch ein großartiges Schauspiel. Der todbringende Ring des deutschen Geschützfeuers schließt sich enger und enger um die Anhöhe zusammen, auf der die Franzosen zusammengedrängt stehen. Durch die Granaten, die in Schauern in die dichten Menschenhaufen fallen, werden ganze Reihen von den schutzlos ihren Würfen ausgesetzten Truppen niedergemäht; machtlos ist ihr heftiges sich in wütenden Ausfällen kundgebende Aufbäumen gegen das Unvermeidliche; nun ein jäher, wilder Vorstoß der Kürassiere, die in ihrer schimmernden, stahlgeschmückten Pracht mit so mächtigem Schwung den Abhang hinuntersausen, als ob es unmöglich wäre, ihnen einen Widerstand entgegenzusetzen, — aber das verheerende

Digitized by Google

SCHLACHT BEI SEDAN

Die Stellung der beiderseitigen Armeen gegen 12 Uhr Mittags



Verlag v. Eugen Crusius in Kaiserslautern u. Leipzig

Lith. Anst. v. Hermann Kell, Gotha

Feuer der deutſchen Infanterie trifft die Heranſprengenden ins Geſicht und bereitet Roſſen und Reitern einen ſchnellen Tod; nun wieder der verzweiflungsvolle Ritt eines Regimentes leichter Kavallerie, das auf ſeinen grauen arabiſchen Hengſten bis unmittelbar vor die Mündung der Zündnadelgewehre vorgaloppiert, welche die deutſche Infanterie ihm mit unerſchütterlicher Ruhe entgegenhält; nun ein wilder Lauf rothoſiger Fußſoldaten nach einer zufälligen Lücke in dem eiſernen Einſchließungsring, die nur zu gewiß in dem ſchonungsloſen Feuer der Flanken zu Grunde gehen. Kein Zeichen von Ordnung dort, keine Andeutung von irgend welcher Leitung; nichts als ein Höllenraum, in dem eine wirre Maſſe tapferer Männer wütet und ringt, während ſie mit edler Ausdauer, die ebenſo erhaben wie hoffnungslos iſt, gegen ihr Geſchick kämpft. Doch ein ſo einſeitiger Kampf kann nicht lange dauern. Langſam und zögernd fangen die Franzoſen an, ſich auf Sedan zurückzuziehen, um in der Nähe der Stadt möglicherweiſe mehr Schutz zu finden. Wiederholte Verſuche einzelner Teile, in der Richtung nach Norden durchzubrechen, werden ohne große Schwierigkeit von den Deutſchen vereitelt. Nur der von Wimpffen mit einer Diviſion Marineſoldaten, ein paar Bataillonen Zuaven und ca. 15 000 Linientruppen nach Südoſten unternommene Durchbruchsverſuch hielt die Sachſen und Bayern den ganzen Nachmittag in heißem Gefecht, bis auch dieſer endlich zurückgeſchlagen wurde. Bis gegen 5 Uhr leiſteten die Franzoſen einen mehr oder weniger hartnäckigen Widerſtand gegen das ſie auf allen Seiten einſchließende feindliche Heer, obgleich ſchon vor dieſer Stunde in Sedan die weiße Flagge ausgehängt worden war. In der allgemeinen Verwirrung war es unmöglich, Nachrichten oder Befehle ſchnell auf einem ſo großen Flächenraum zu verbreiten, und ein beträchtlicher Teil der franzöſiſchen Armee, Offiziere wie Soldaten, waren ſo erbittert und ſo voll Todesverachtung, daß die Nachricht von ihrer Niederlage und einem bevorſtehenden, demütigenden Waffenſtillſtand nur als Sporn diente, ſie zu noch leidenſchaftlicherem Widerſtande anzuſtacheln.

Bereits gegen 4 Uhr hatte der König wahrgenommen, daß ſeine Artillerie den ganzen Flächenraum beherrſchte, auf dem die franzöſiſche Armee im bunten Durcheinander hilflos zuſammengedrängt war. Die von allen Seiten einlaufenden Meldungen gaben ihm die Überzeugung,

daß ſein Heer ſich überall in hinreichender Stärke befinde, um jeden Durchbruchsverſuch zurückzuſchlagen. Da die Franzoſen ſo halsſtarrig waren, ſich nicht zu ergeben, ſo ſchien es notwendig, noch ſchärfere Maßregeln als die bisherigen zu treffen, um ſie eines Beſſeren zu belehren. Der deutſche offizielle Bericht ſagt darüber: „Ein ſtarkes Artilleriefeuer gegen des Feindes letzte Zufluchtsſtätte ſchien unter den Umſtänden das geeignetſte Mittel, ihn (den Feind) von

Die weiße Fahne auf den Mauern von Sedan.

der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Lage zu überzeugen und ihn zur Waffenſtreckung zu bewegen. Von dem Wunſche geleitet, die Kapitulation ſchneller herbeizuführen und dadurch der deutſchen Armee Opfer zu erſparen, befahl der König, daß die ganze zur Verfügung ſtehende Artillerie ihr Feuer auf Sedan konzentriere.“ Dieſe Beſchießung führte in kurzer Zeit das erwartete Reſultat herbei. Innerhalb der Feſtungswerke ſchlugen an verſchiedenen Stellen die Flammen empor, und die brennenden Häuſer waren ein Grund mehr, ſich zur Kapitulation zu entſchließen. Wie die meiſten befeſtigten Städte iſt auch

Sedan ſehr eng gebaut und hat ſchmale Straßen und wenig freie Plätze. Abgeſehen von der bürgerlichen Bevölkerung, war es buchſtäblich voll von Truppen, die ſich in der trügeriſchen Hoffnung, dem deutſchen Artilleriefeuer zu entfliehen, in die Stadt hineingedrängt hatten. Jede Granate, die in den Ort hineingeworfen wurde, muß Schaden angerichtet haben, und es waren Hunderte von Granaten, die in denſelben hineinflogen. Ein auf die Vorſtadt Torcy rückendes Bataillon Bayern drang bis zu einem der Feſtungsthore vor. Es war auf geringen Widerſtand geſtoßen und ſchon wurden Vorbereitungen getroffen, die Paliſſaden zu erklimmen, als die weiße Fahne über dem Thor ausgehängt ward. Zu gleicher Zeit bat der kommandierende franzöſiſche General den bayeriſchen Oberſt, von der Fortſetzung ſeines Angriffes abzuſtehen und ſprach den Wunſch aus, man möchte ſich deutſcherſeits auf Unterhandlungen einlaſſen. Der Oberſt erſtattete ſofort dem Brigadekommandanten Bericht über die Sachlage, und nachdem derſelbe den nächſtſtehenden Truppen unmittelbar vor dem Torcyer Thore Stellungen angewieſen hatte, ſandte er einen Offizier nach der Höhe von Frenois, damit der König von den franzöſiſchen Unterhandlungsvorſchlägen benachrichtigt würde. Während der Bote ſich ſeines Auftrags entledigte, brach, wie zum Hohn auf die einlaufende Meldung, dicht unter des Königs Augen unten in Balan der Kampf aufs neue los. Der König trug dem bayeriſchen Offizier auf, ſeinen Chef zu benachrichtigen, daß alle Vorſchläge in Bezug auf Unterhandlungen direkt ins königliche Hauptquartier geſchickt werden müßten. Dann trat er mit dem eben von Donchery eingetroffenen Kronprinzen und mit Bismarck, Moltke und Roon zur Beratung zuſammen. Als Ergebnis der Konferenz erteilte der König dem zu ſeinem Stabe gehörenden Oberſtleutnant von Bronſart den Auftrag, ſich in Begleitung des Hauptmanns von Winterfeld mit einer weißen Fahne nach Sedan zu begeben und in Sr. Majeſtät Namen die Armee und Feſtung zur Übergabe aufzufordern. Die preußiſchen Offiziere wurden am Torcyer Thore von dem Stab der Feſtung empfangen und in dieſelbe eingelaſſen; Bronſart aber ward in die Stadt eingeführt und bahnte ſich mit Mühe einen Weg durch die zuſammengedrängten Maſſen kampfesmüder Soldaten. Er hatte angekündigt, der Zweck ſeiner Sendung beſtehe darin, daß er im Auftrage des Königs, ſeines Herrn, mit dem General en chef

der französischen Armee unterhandeln solle; aber statt dessen wurde er in ein Zimmer der Subpräfektur geführt, wo er sich zu seiner Überraschung dem Kaiser Napoleon gegenüber befand, von dessen Aufenthalt in Sedan das deutsche Hauptquartier nichts wußte. Wimpffen seinerseits stand noch im blutigen Gefecht in Balan. Als er eine Stunde früher in der Richtung von Daigny nach Sedan zurückgeritten, war ihm eine Botschaft des Kaisers überbracht worden, die ihm befahl, Unterhandlungen mit den Deutschen anzuknüpfen. Er hatte sich der Aufforderung nicht gefügt, da er glaubte, daß er sein Vorhaben ausführen und die bayerischen Linien gegen Carignan durchbrechen könnte. Auf seine Anregung sprengte man auf jenem Teile des Schlachtfeldes das Gerücht aus, Bazaine stehe mit der „Rheinarmee" bei Carignan, und die in Sedan ausgehängte weiße Fahne ward von General Faure, Wimpffens Stabschef, heruntergerissen. Napoleon aber gab sich keinen Illusionen hin. Als Bronsart zu ihm hineingeführt wurde, war er damit beschäftigt, einen Brief an den König von Preußen zu schreiben, in dem er die Hoffnungslosigkeit seiner Lage eingestand. Er beantwortete Bronsarts Aufforderung, daß ein französischer Offizier von hohem Range mit der Vollmacht zum Unterhandeln ausgestattet würde, dahin, daß General Wimpffen an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl übernommen habe. Diese Antwort bat er dem Könige zurückzubringen und fügte hinzu, daß er den Generaladjutanten Grafen du Reille mit ins preußische Hauptquartier senden wolle, damit er dem Könige einen Brief überbringe.

Unterdessen waren auf der Höhe von Frenois allseitige Glückwünsche zu dem errungenen Siege ausgetauscht worden und man fand Zeit zum Essen, während man auf Bronsarts Rückkehr wartete. Ein Stabsoffizier, der ausgeritten war, um Erkundigungen einzuziehen, kam mit der Meldung zurück, daß die Verluste der Deutschen, soweit sie sich hatten feststellen lassen, nicht sehr bedeutend seien: die der Garden mäßig, die der Sachsen etwas größer, jene der anderen Korps geringer. Nur wenigen von den französischen Truppen wäre es gelungen, durch die Wälder nach der belgischen Grenze zu entkommen; alle übrigen seien auf Sedan zurückgedrängt worden. „Und der Kaiser?" fragte der König. „Das weiß niemand", entgegnete der Offizier. — Es sollten bald Nachrichten vom Kaiser eintreffen.

Bronſart, der in Begleitung von Reille den Rückzug angetreten, hatte Winterfeld mit der Nachricht vorausgeſchickt, daß Napoleon in Sedan wäre und einen Bevollmächtigten ins preußiſche Hauptquartier ſende. Es war nun 6 Uhr vorüber. Als der König Winterfelds Botſchaft vernommen hatte, drehte er ſich zu ſeinem Gefolge um und ſagte mit lauter Stimme: „Meine Herren, dies iſt in der That ein großer Erfolg.“ Darauf wandte er ſich mit einem Ausdruck von Stolz und Liebe im Antlitz zu dem Kronprinzen und fügte hinzu: „Und ich danke Dir, der Du ſo viel dazu beigetragen haſt.“ Mit dieſen Worten ſtreckte der alte Monarch ſeinem Sohne die Hand entgegen, welche dieſer, ſich tief verneigend, in großer Bewegung küßte; darauf reichte er Moltke die Hand, und als auch Bismarck ſeines hohen Herrn Hand ehrfurchtsvoll geküßt hatte, zogen ſich der König und ſein großer Miniſter etwas zurück und ſprachen angelegentlich miteinander. Ihre Unterredung wurde von Bronſart unterbrochen, der heranſprengte, um General Reille anzumelden. Von einem Ulanen geführt, der an ſeiner Lanze die Parlamentärflagge trug, und von einer Eskorte preußiſcher Küraſſiere begleitet, kam der franzöſiſche General im Schritt die Anhöhe heraufgeritten. Er ſtieg in kurzer Entfernung von dem Platze ab, wo der König ſtand, der ein paar Schritte aus der ihn umgebenden Gruppe ſeines Gefolges hervorgetreten war, ſchritt das Haupt entblößend auf denſelben zu und überreichte, nachdem er von Bronſart vorgeſtellt worden, mit einer ſtummen Verbeugung den Brief des Kaiſers. Dann trat er zurück und blickte, in einiger Entfernung allein ſtehen bleibend, traurig, doch mit Faſſung auf das Bild, das ſich ſeinem Auge darbot. General Reille war dem Könige als dienſtthuender Kammerherr zugeteilt geweſen, als dieſer 1867 der Gaſt des Kaiſers in den Tuilerien war. Der König erbrach das große rote Siegel und las die wenigen Worte, die der Brief enthielt. Er blieb einen Augenblick nachdenklich ſtehen — wie vieles in der Situation regte zum Nachdenken an — und es ſchien, als ob er ſich zuſammennehmen müſſe, um ſeine Faſſung zu bewahren. Dann wandte er ſich zu ſeiner Umgebung und las ihr mit bewegter Stimme den vielſagenden Inhalt vor: „Mein Herr Bruder! Da ich nicht an der Spitze meiner Truppen ſterben konnte, ſo lege ich meinen Degen in die Hände Ew. Majeſtät nieder. Ich verbleibe Ew. Majeſtät getreuer Bruder Napoleon.“

Der Degen des „getreuen Bruders“ war wohl etwas, allein er war bei weitem nicht alles, was man verlangte. Ja, das Anerbieten Napoleons, sich persönlich zu ergeben, machte, solange die Armee nicht die Waffen streckte, die Sache noch verwickelter. Der König besprach sich eine Weile mit Bismarck, während der Kronprinz sich mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Zartgefühl mit dem armen, verlassen dastehenden Reille in eine Unterhaltung einließ; gleich darauf mischten sich auch Moltke und der Herzog von Coburg-Gotha in das Gespräch. Unterdessen hatte Bismarck den Grafen Hatzfeld herbeigerufen und ihn beauftragt, die Antwort auf den kaiserlichen Brief in dem Sinne zu entwerfen, wie der König angegeben. Hatzfeld brachte den Entwurf herbei und der König schrieb seine Antwort auf einem Stuhle sitzend und einen anderen, den Major v. Alten in die Höhe hielt, als Schreibtisch benutzend: „Mein Herr Bruder! Die Art unserer Begegnung beklagend, nehme ich Ihren Degen an und bitte Sie, einen Bevollmächtigten zu bezeichnen, mit welchem wegen der Kapitulation Ihres Heeres verhandelt werden kann. Ich meinerseits habe den General v. Moltke zu diesem Zweck bevollmächtigt. Ihr Sie liebender Bruder Wilhelm.“ Mit diesem lakonischen Schreiben ritt General Reille nach Sedan zurück. Nachdem der König den Befehl erteilt hatte, daß alle offensiven Unternehmungen während der Nacht eingestellt, aber alle Versuche des Feindes, durchzubrechen, mit Gewalt zurückgeschlagen werden sollten, fuhr er in sein Hauptquartier zu Vendresse zurück und wurde überall von den Truppen mit stürmischem Jubel begrüßt. Die große Neuigkeit hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet und die Armee war außer sich vor Freude über den Triumph. In Sedan dagegen sah es trostlos aus. Wimpffen hatte in einer Aufwallung von Scham und Zorn den Oberbefehl niedergelegt und nahm diese Resignation nur auf die dringende, fast klägliche Bitte des Kaisers zurück. Die französischen Generäle waren so erbittert, daß sie es selbst in der Gegenwart ihres besiegten Herrn nicht an Hohnreden und Vorwürfen fehlen ließen.

Während König Wilhelm sich in Vendresse der Ruhe hingab, wurden in Donchery die Bedingungen der Kapitulation besprochen. Moltke und Bismarck hatten sich schon über die Punkte geeinigt, die zugestanden werden sollten, und in der Unterhandlung, zu der Wimpffen sich nur mit Widerstreben herbeigelassen, ging Moltke nicht

von der Bedingung der Waffenstreckung und Übergabe der französischen Armee auf Gnade und Ungade ab; sollte die Forderung verweigert werden, so erklärte er sich bereit, sie am nächsten Morgen mit den Waffen zu erzwingen. Wie sehr Wimpffen sich auch bemühte, eine Milderung der harten Bedingungen zu erlangen, es war vergebens. Um 1 Uhr (nachts) erlitten die Verhandlungen einen Aufschub, da man sich über die Bedingungen nicht hatte einigen können. Wimpffen war auf Moltkes Vorschlag nicht eingegangen, daß er sich durch persönliche Besichtigung der deutschen Stellung von der Nutzlosigkeit eines längeren Widerstandes überzeugen möge, und Moltke seinerseits hatte Wimpffens Bitte um einen 24stündigen Waffenstillstand abgeschlagen, indem er bestimmt erklärte, es würde keine andere Bedingung als die Waffenstreckung bewilligt, und das Bombardement würde um 9 Uhr morgens wieder beginnen, wenn die Kapitulation bis dahin nicht abgeschlossen sei.

Um 5 Uhr früh wurde Bismarck, der sich in Dr. Jeanjots Hause in Donchery einquartiert hatte, von seinem Diener mit der Meldung geweckt, daß ein französischer Offizier vor der Thüre halte und ihn zu sprechen wünsche. Es war General du Reille, der ihm anzeigte, der Kaiser befinde sich auf dem Wege nach Donchery und bitte ihn um eine Unterredung. Sobald du Reille fortgeritten war, kleidete Bismarck sich schnell an und ritt dem Kaiser auf dem Wege nach Sedan entgegen. Er hatte ungefähr 2 Kilometer zurückgelegt, als er einen dürftig aussehenden, offenen Wagen die Straße daherkommen sah, in dem 4 Personen mit goldverschnürten Käppis saßen. Sowie Bismarck bis zu dem Wagen herangeritten war, sprang er vom Pferde, trat, sein Haupt entblößend, an den Kutschenschlag und machte eine tiefe Verbeugung. Der Mann, mit dem er redete, der Mann mit dem bleifarbenen, von tiefen Linien durchfurchten Gesicht, der hohläugige Mann mit dem ungepflegten Schnurrbart und den müden, gebückten Schultern, war niemand anders als Napoleon III. Bismarck stieg wieder aufs Pferd und folgte dem Wagen auf der Fahrt nach Donchery, wo er dem Kaiser sein eigenes Quartier zur Verfügung gestellt hatte. Sie waren kaum hundert Schritte gefahren, da lehnte sich Napoleon in augenscheinlicher Pein im Wagen zurück und fragte Bismarck, ob er nicht hier halten und absteigen könne. Auf einem niederen Abhang neben dem Wege stand ein

kleines Arbeiterhäuschen, in das der Kaiſer zu treten wünſchte. Man teilte ihm mit, daß es eine ärmliche Wohnung ſei; allein er ſagte, das mache nichts, und begab ſich mit Bismarck in ein Zimmer des erſten Stockwerks, wo ſie eine lange Unterredung hatten, die, als es dem Kaiſer in der engen Stube zu ſchwül ward, im Freien vor dem Hauſe fortgeſetzt wurde. Hier verſuchte Napoleon, wie auch nachher im Geſpräch mit dem ſchnell herbeigerufenen Moltke, günſtigere Kapitulationsbedingungen zu erhalten. Die Erörterungen dieſer rein militäriſchen Angelegenheit lehnte Bismarck ab, und Moltke beharrte dabei, daß die einmal beſchloſſene Kapitulationsbedingung unerläßlich ſei. Auf Bismarcks Frage, ob Napoleon zu Friedensunterhandlungen geneigt ſei, erwiderte der Kaiſer, er ſei als Gefangener nicht in der Lage, ſich darauf einzulaſſen und verwies Bismarck an die in Paris beſtehende Regierung — weil er wahrſcheinlich vorausſah, daß die Nachricht von der bei Sedan erlittenen Niederlage eine Revolution hervorrufen würde. Dann ritt Bismarck nach Donchery zurück und Moltke begab ſich nach Vendreſſe zum Könige, um ihn von dem Stand der Unterhandlungen und der Schwierigkeit zu benachrichtigen, welche durch die Ankunft des franzöſiſchen Kaiſers im deutſchen Heere eingetreten ſei, während die franzöſiſche Armee noch nicht kapituliert habe. Unterdeſſen ſchritt Napoleon in niedergeſchlagener Stimmung auf einem Pfade des Kartoffelackers neben dem Weberhäuschen hin und her und rauchte eine Zigarette nach der andern. Eine Abteilung Gardekürafſiere war eingetroffen und bildete einen Kordon von Vedetten um die Hütte. Gegen 10 Uhr kehrte Bismarck zurück und geleitete den Kaiſer, dem eine Ehrenwache preußiſcher Gardekürafſiere voranritt, nach dem Schlößchen Bellevue in einem hübſchen von Gartenanlagen umgebenen Landhauſe oberhalb der Maas. Als ſie bei dem Schloſſe anlangten, ſtieg Napoleon langſam aus und ſchleppte ſich müde die Stufen hinauf, die zu der Eingangsthür führten. Es muß für den ſchwer heimgeſuchten, tiefgebeugten Mann ein trauriger Morgen geweſen ſein, der ihm wenig Tröſtliches brachte: erſt die entſetzliche Fahrt durch die engen Straßen Sedans, die mit einer wild erregten Soldateska vollgepfropft waren, welche Droh- und Schimpfworte ihm nachrief und und die Fäuſte ſchüttelte; dann ein mehr als ſtundenlanges Zwiegeſpräch mit Bismarck, deſſen Herz ehern war, deſſen

Sprache bei aller Artigkeit ſehr beſtimmt klang und deſſen Entſchluß unbeugſam blieb; dann wieder eine Stunde dumpfer Unthätigkeit, während der Sieger Beſtimmungen über den Aufenthalt und die Behandlung des gefangenen Kaiſers treffen ſollte! Welche Gegenſätze: dieſer 2. September, jener 2. Auguſt, jener 15. Juli, jener 4. Juli 1870, dann die Feſtlichkeiten von 1867 bei Gelegenheit der Pariſer Weltausſtellung, jene Neujahrsrede von 1859, der Kongreß von 1856 und jener 2. Dezember 1851 mit ſeinem Gefolge beiſpielloſer teufliſcher Grauſamkeiten, welche dieſem Manne den Weg zum Throne geebnet hatten! — —

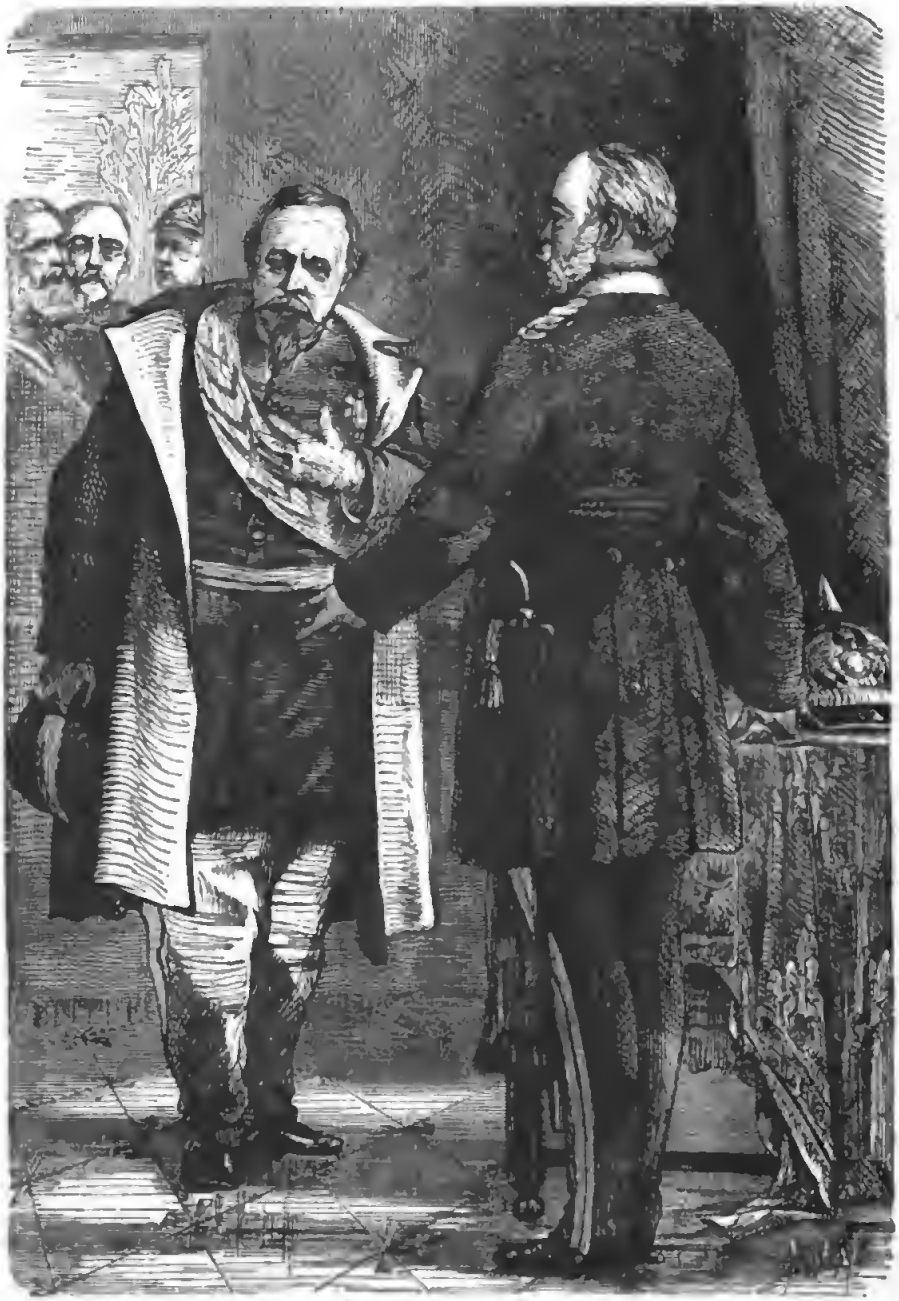
Auf ſeinem Ritt nach Vendreſſe hatte Moltke den König ſchon unterwegs in der Nähe von Chéhery getroffen. Sie waren zur Beratung unter einen Baum getreten und Wilhelm hatte den Text der Kapitulation durchaus genehmigt; worauf er erklärte, den Kaiſer nicht eher ſehen zu wollen, bis die Kapitulation der Armee abgeſchloſſen ſei. Moltke hatte, ehe er dem Könige entgegengeritten, einen Offizier mit dem Ultimatum nach Sedan hineingeſchickt, daß das Bombardement um 10 Uhr vormittags wieder beginnen würde, wenn nicht bis dahin Ausſicht vorhanden wäre, daß die Kapitulation zuſtandekäme. Wimpffen weigerte ſich noch, auf die Bedingungen einzugehen und gab vor, er habe Befehl vom Kaiſer, nicht eher die Waffenſtreckung zuzugeben, bis der letztere eine Zuſammenkunft mit dem Könige von Preußen gehabt habe. Hierauf entgegnete Hauptmann Zingler, ſeine Inſtruktionen lauteten für dieſen Fall, beim Zurückreiten den Befehl zu erteilen, daß die deutſchen Geſchütze, von denen 475 einen Ring um Sedan herum bildeten, ſofort ihr Feuer eröffnen ſollten. Nun willigte Wimpffen in die Wiederaufnahme der Unterhandlungen. Voll Anerkennung für die tapfere Haltung der franzöſiſchen Armee, hatte der König Moltkes Bedingungen inſoweit gemildert, daß er den franzöſiſchen Offizieren, welche auf ſchriftliches Ehrenwort verſicherten, in dem gegenwärtigen Kriege nicht mehr gegen Deutſchland zu fechten und in keiner Weiſe den deutſchen Intereſſen zuwider zu handeln, geſtattete, ihre Waffen und ihr perſönliches Eigentum zu behalten. Die Verhandlungen wurden im Schlößchen Bellevue zu Ende geführt und bald nach 11 Uhr wurde die Kapitulation unterzeichnet. Sobald dieſes geſchehen, wurde der König, der ſich ſchon ſeit längerer

Zeit, von einem zahlreichen, glänzenden Gefolge umgeben, auf der Höhe von Frenois eingefunden hatte, von dem Abſchluß der Kapitulation in Kenntnis geſetzt. Es war ein denkwürdiger Augenblick für ihn und für ſein Land. Bewegt wandte ſich der greiſe Kriegsherr zu ſeiner Umgebung und ſprach in tiefgefühlten, anerkennenden Worten: „Sie wiſſen nun, meine Herren, welch großes geſchichtliches Ereignis ſich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen Ich Mich gerade bei dieſer Veranlaſſung gedrungen fühle, Meinen Königlichen Dank auszuſprechen, um ſo mehr, als dieſe großen Erfolge wohl geeignet ſind, den Kitt noch feſter zu geſtalten, der die Fürſten des Norddeutſchen Bundes und Meine anderen Verbündeten, — hier richtete er ſeine Augen beſonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg — deren fürſtliche Mitglieder Ich in dieſem großen Momente zahlreich um Mich verſammelt ſehe, mit Uns verbindet, ſo daß Wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allerdings iſt Unſere Aufgabe mit dem, was ſich unter Unſeren Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn Wir wiſſen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurteilen wird. Darum müſſen Wir ſchlagfertig bleiben; aber ſchon jetzt Meinen Dank jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze Unſeres Vaterlandes hinzugefügt." Nachdem er dann den genannten Prinzen erkenntlich die Hände geſchüttelt, beſtieg er ſein ſchwarzes Streitroß und ritt, von einem kleinen Gefolge begleitet, die Anhöhe hinab nach dem Schlößchen Bellevue, vor dem die Ehrenwache des gefangenen Kaiſers hielt. Als der König vor dem Landhauſe abſtieg, kam Napoleon ihm auf der Treppe entgegen. Welche Begrüßung! Der deutſche Heerführer, ein hochgewachſener Mann von ſtrammer Haltung, kräftig und breitſchulterig gebaut, mit dem Siegesleuchten in dem unter der Pickelhaube hervorſtrahlenden ſcharfen, blauen Auge

Luitpold. Prinz von Bayern.

und den vor Freude über den Erfolg geröteten Wangen. Der franzöſiſche Kaiſer in gebeugter Haltung, aſchgrau im Geſicht, mit bebender Lippe, barhäuptig und mit verworrenem Haar. Als ſie ſich ſtumm die Hand reichten, drückte Napoleon ſein Taſchentuch gegen die Augen und Wilhelms Antlitz verriet, daß er tief ergriffen war. Dann gingen beide miteinander die Treppe hinauf und traten durch das Vorzimmer in den nach hinten gelegenen Glaspavillon des Schlößchens. Der Kronprinz ſchloß die Thüre hinter ihnen und beide Monarchen hatten ungefähr eine halbe Stunde lang eine Unterredung unter vier Augen. Als ſie nach Ablauf dieſer Zeit wieder heraustraten, war der Kaiſer ſichtlich gerührt und erwähnte im Geſpräch mit dem Kronprinzen tief bewegt, daß der König ihn mit großer Freundlichkeit und Hochherzigkeit behandelt habe. Während er dies ſagte, wiſchte er ſich mit dem Handſchuh, den er in der Hand hatte, die Thränen aus den Augen und war einen Augenblick ganz überwältigt von ſeinen Gefühlen. Was Wilhelm bei der Begegnung empfunden, teilte er der Königin Auguſta am folgenden Tage in einem Briefe mit: „Wir waren beide ſehr bewegt über dieſes Wiederſehen. — Was ich alles empfand, nachdem ich vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht geſehen hatte, kann ich nicht beſchreiben.“ Wir fügen in Worten Dr. Ruſſells bei, was der Kronprinz ihm nach der Mitteilung ſeines königlichen Vaters über den Verlauf der denkwürdigen Begegnung erzählte: Der König ſprach zuerſt. Gott, ſagte er, habe ſeinem Heere in dem großen, gegen ihn erklärten Krieg den Sieg verliehen. Der Kaiſer entgegnete, daß er den Krieg nicht geſucht habe. Er habe ihn weder begehrt, noch herbeigewünſcht, aber er ſei genötigt geweſen, den Krieg zu erklären, um die öffentliche Meinung in Frankreich zu befriedigen. Der König erwiderte hierauf, er wiſſe, daß der Kaiſer den Krieg nicht herbeigeführt habe; er ſei davon überzeugt; „Ew. Majeſtät erklärten den Krieg, um der öffentlichen Meinung zu genügen; allein Ihre Miniſter waren es, welche die öffentliche Meinung ſchufen, die Ihnen den Krieg aufdrang.“ Nach einer Pauſe bemerkte Se. Majeſtät, daß die franzöſiſche Armee mit großer Tapferkeit gekämpft habe. „Ja,“ ſagte der Kaiſer, „aber Ew. Majeſtät Truppen beſitzen eine Disziplin, an der es meiner Armee in letzter Zeit gefehlt hat.“ Der König entgegnete, daß die preußiſche Armee ſich ſeit einigen Jahren

alle neuen Ideen zu nutze gemacht und ſchon vor 1866, ſowie auch nachher die militäriſchen Experimente anderer Nationen aufmerkſam



Zuſammenkunft des Königs mit Napoleon III. nach der Schlacht bei Sedan.

verfolgt habe. „Ihre Artillerie, Sire, hat die Schlacht gewonnen," ſagte der Kaiſer, „die preußiſche Artillerie iſt die beſte in der ganzen

Welt". Der König verbeugte ſich und wiederholte, daß ſie beſtrebt geweſen wären, ſich die Erfahrungen anderer Nationen zu nutze zu machen. „Prinz Friedrich Karl führte die Entſcheidung der Schlacht herbei," bemerkte der Kaiſer, „es war ſeine Armee, die uns aus unſerer Stellung zurückdrängte." „Prinz Friedrich Karl? Ich verſtehe Ew. Majeſtät nicht. Es war die Armee meines Sohnes, die bei Sedan focht." „Und wo iſt denn Prinz Friedrich Karl?" „Er ſteht mit 7 Armeekorps vor Metz." Bei dieſen Worten fuhr der Kaiſer auf und wich einen Schritt zurück, als ob ihn ein Schlag getroffen habe; aber er gewann ſeine Faſſung bald wieder und die Unterredung wurde fortgeſetzt. Der König fragte, ob der Kaiſer irgend welche Bedingungen aufzuſtellen oder vorzuſchlagen habe. „Keine. Ich habe keine Befugnis. Ich bin ein Gefangener." „Und darf ich fragen, wo iſt denn die Regierung von Frankreich, mit der ich unterhandeln kann?" „In Paris; die Kaiſerin und die Miniſter allein ſind befugt zu unterhandeln. Ich bin machtlos. Ich kann keine Befehle erteilen und keine Bedingungen machen."

Nachdem die Unterredung beendet war, machte der König, der dankbar ſeiner Gemahlin telegraphiert hatte: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" einen fünfſtündigen Ritt an allen Korps der ſiegreichen deutſchen Armee vorüber, der faſt bis zum Einbruch der Nacht dauerte. „Den Empfang durch die Truppen kannſt Du Dir denken! Unbeſchreiblich!" meldete er der Königin. Der zurückgebliebene Kaiſer verbrachte die Nacht im Schlößchen Bellevue und begab ſich am folgenden Morgen in die Gefangenſchaft nach Wilhelmshöhe bei Kaſſel. Die Armee von Chalons aber mußte außerhalb Sedan auf der durch die Igeskrümmung der Maas gebildeten großen Halbinſel Biwaks beziehen und wurde mit beſonderen Zügen in Abteilungen nach Deutſchland gebracht: 83 000 Mann, darunter faſt 3000 Offiziere. Während der Schlacht waren gegen 21 000 Mann gefangen; die Zahl der Toten und Verwundeten betrug etwa 17 000, auf deutſcher Seite 460 Offiziere und 8500 Mann; ungefähr 3000 Franzoſen waren über die belgiſche Grenze entkommen, einige Tauſend nach Mezières. An Geſchützen waren mit Einſchluß der Feſtungsartillerie 558 erbeutet. Es war ein Sieg, wie ihn die Weltgeſchichte noch nicht gekannt hatte. Der greiſe Sieger aber ſchrieb am 3. September der Königin unter anderem: „Es iſt wie ein Traum, ſelbſt

wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen ſehen! Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun dieſen weltgeſchichtlichen Akt erfolgt ſehe, ſo beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten auserſehen hat, das Geſchehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens beſtellt hat. Nur in dieſem Sinne vermag ich das Werk aufzufaſſen, und in Demut Gottes Führung und Seine Gnade zu preiſen." Und ſein Trinkſpruch beim Mittagmahle im Großen Hauptquartier an dieſem 3. lautete: „Wir müſſen heut aus Dankbarkeit auf das Wohl Meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminiſter v. Roon, haben unſer Schwert geſchärft; Sie, General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben ſeit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf ſeinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Laſſen Sie Uns alſo auf das Wohl der Armee, der drei von Mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anweſenden trinken, der nach ſeinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Unſäglicher Jubel aber verbreitete ſich durch das ganze deutſche Land, als in den Morgenſtunden des 3. September die große Siegeskunde erſcholl. Gewaltig war alles das geweſen, was man in dem großen Auguſtmonat erlebt hatte; aber gewaltiger, zündender, berauſchender als alles war die märchenhafte Botſchaft: Kaiſer Napoleon gefangen! Mit zitternden Lippen rief der eine es dem andern zu, die überwallenden Gefühle ertöteten in jeder Bruſt jeden andern Gedanken, ein Herzſchlag des ausgelaſſenſten patriotiſchen Freudentaumels durchzuckte die ganze Nation. Stunden wie die hatte das deutſche Volk noch nicht erlebt, konnte es nicht wieder erhoffen. In den flaggengeſchmückten Straßen drängten ſich die jubelnden Scharen auf und nieder, aus den Schulhäuſern ſtrömten die frohlockenden Kinderſcharen, aus den Fabriken die feiernden Arbeiter, auf den Marktplätzen ſammelten ſich die Hunderte und Tauſende, und in mächtigem Chorus erſcholl das Nun danket alle Gott und die Wacht am Rhein, löſte ein donnerndes Hoch und Hurra das andere ab, verhallten Glockenklang und Böllerſchüſſe in dem brauſenden Jubel der Menſchenſtimmen. Über den blutgetränkten Gefilden an der Moſel und Maas ſah man in ſtolzer Herrlichkeit die

Morgenröte des deutſchen Reiches emporſteigen und ungezählte Segenswünſche begrüßten den greiſen Sieger als den Herzog, König, Kaiſer der Deutſchen. Schon vor Sedan hatte es in allen Herzen feſtgeſtanden, daß die blutigen Opfer von Spichern und Wörth, von Vionville und Gravelotte nicht nutzlos gebracht ſein dürften. In der begeiſterten Erregung, welche der Schlacht von Sedan folgte, reiften die Wünſche zu unbedingten Forderungen: die Vereinigung des Südens mit dem Norden zu einer Reichseinheit, die Abtretung von Elſaß und Lothringen mit Straßburg und Metz waren vor den Thoren von Sedan entſchieden. Ja, die Hoffnungen flogen noch höher: man hielt auch den Abſchluß des Friedens für nahe bevorſtehend, und ſelbſt im Hauptquartier und in der Diplomatie teilte man dieſen Glauben. (Zum Teil nach Forbes: Kaiſer Wilhelm.)

Und welch ein Singen und Sagen hub nun an, würdig des großen Tages. Wilhelm Jenſen rief: „Was kommt wie Donnergedröhne daher, was zittert die Erde, was brauſt das Meer, was rollt und grollt in den Lüften? Aufklafft der Boden: im Purpurkleid, die verſunkene deutſche Herrlichkeit, ſie ſteigt empor aus den Grüften! Jahrhunderte gingen, — und ſie lag verſchollen, verſchüttet in Schimpf und Schmach, — da läuten die Oſterglocken! Heut' iſt ihr Auferſtehungstag, heut' blitzen ſie wieder im Sonnentag, Konradins goldflatternde Locken. Wohl bleichten ſie, ſeit Frankreichs Hand tief unten am welſchen, am treuloſen Strand ſie vom Schafott ließ fallen; wohl bleichten ſie lang, im fremden Gau, die Kaiſerlocken, drum ſehen wir grau heut' aus der Gruft ſie wallen. — Zwei Gipfel ragen im Schwabenland, ſie künden empor mit deutender Hand des deutſchen Reiches Geſchichte: der öde Staufen im Abendglanz, der Hohenzollern im Zinnenkranz vergoldet vom Morgenlichte! Das iſt der wahre Kyffhäuſerberg, dort hielt die geheime Wacht der Zwerg, dort krächzen die fränkiſchen Raben. Aufſpringt ſein Thor, — im Purpurkleid die verſunkene deutſche Herrlichkeit ſteigt auf, die nimmer begraben. Wie Schauer kommt's durch die Morgenluft, als tauche ein drohend Geſpenſt aus der Gruft, aus zerſtiebter Gebeine Haufen; — — wohl brauſt es, als ſeien Geiſter erweckt, daß ein Zollern an Frankreich die Rache vollſtreckt, das Gericht für den Letzten der Staufen!"

Am beſten doch wieder Emanuel Geibel: „Nun laßt die Glocken

von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelſturm! Des Flammenſtoßes Geleucht facht an! Der Herr hat Großes an uns gethan. Ehre ſei Gott in der Höhe! Es zog von Weſten der Unhold aus, ſein Reich zu feſten in Blut und Graus; mit allen Mächten der Höll' im Bund die Welt zu knechten, das ſchwur ſein Mund. Furchtbar dräute der Erbfeind. Vom Rhein gefahren kam fromm und ſtark mit Deutſchlands Scharen der Held der Mark. Die Banner flogen, und über ihm in Wolken zogen die Cherubim. Ehre ſei Gott in der Höhe! Drei Tage brüllte die Völkerſchlacht, ihr Blutrauch hüllte die Sonn' in Nacht. Drei Tage rauſchte der Würfel Fall, und bangend lauſchte der Erdenball. Furchtbar dräute der Erbfeind. Da hub die Wage des Weltgerichts am dritten Tage der Herr des Lichts und warf den Drachen vom güldnen Stuhl mit Donnerkrachen hinab zum Pfuhl. Ehre ſei Gott in der Höhe! Nun bebt vor Gottes und Deutſchlands Schwert die Stadt des Spottes, der Blutſchuld Herd; ihr Blendwerk lodert wie bald! zu Staub, und heimgefordert wird all ihr Raub. Nimmermehr dräut uns der Erbfeind. Drum laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelſturm! Des Flammenſtoßes Geleucht facht an! Der Herr hat Großes an uns gethan. Ehre ſei Gott in der Höhe!"

Dann Th. Raebel: „Wer iſt's, der geſchmiedet den Eiſenring, die Feinde in Ketten zu bannen, im eiſernen Netze den Kaiſer fing mit hunderttauſend Mannen? Von Preußenland, gar wohl bekannt, Held Wilhelm mit der Eiſenhand. Er ſchlägt ſo kühn, daß Flammen ſprühn, den Schmied von Sedan nennt man ihn. Wo kommt ein Schmied im Schmieden ihm gleich? Er ſchlug zuſammen ein Kaiſerreich. Wer iſt's, der geſchmiedet den goldnen Ring, der Deutſchlands Stämme verbunden, daß Nord und Süd vereinigt ging in trüben und ſchweren Stunden? Des Königs Hand von Preußenland, Held Wilhelm mit der deutſchen Hand, er ſchüret gut: Zu heil'ger Glut entflammt er rings das deutſche Blut. Wo kommt ein Schmied im Schmieden ihm gleich? Er ſchmiedet zuſammen ein Kaiſerreich. Nun gilt es zu ſchmieden den dritten Ring, den güld'nen Reif zur Krone; dem Haupte des greiſen Ritters blink' die Krone des Kaiſers zum Lohne. Den Hammer ſandt' uns Bayerland und Württemberg den Feuerbrand; den Ambos her vom ‚Fels zum Meer', nun ſchmiedet

all' zu Deutſchlands Ehr'! Der Schmied von Sedan, merkt es euch, ſoll Kaiſer ſein vom deutſchen Reich!"

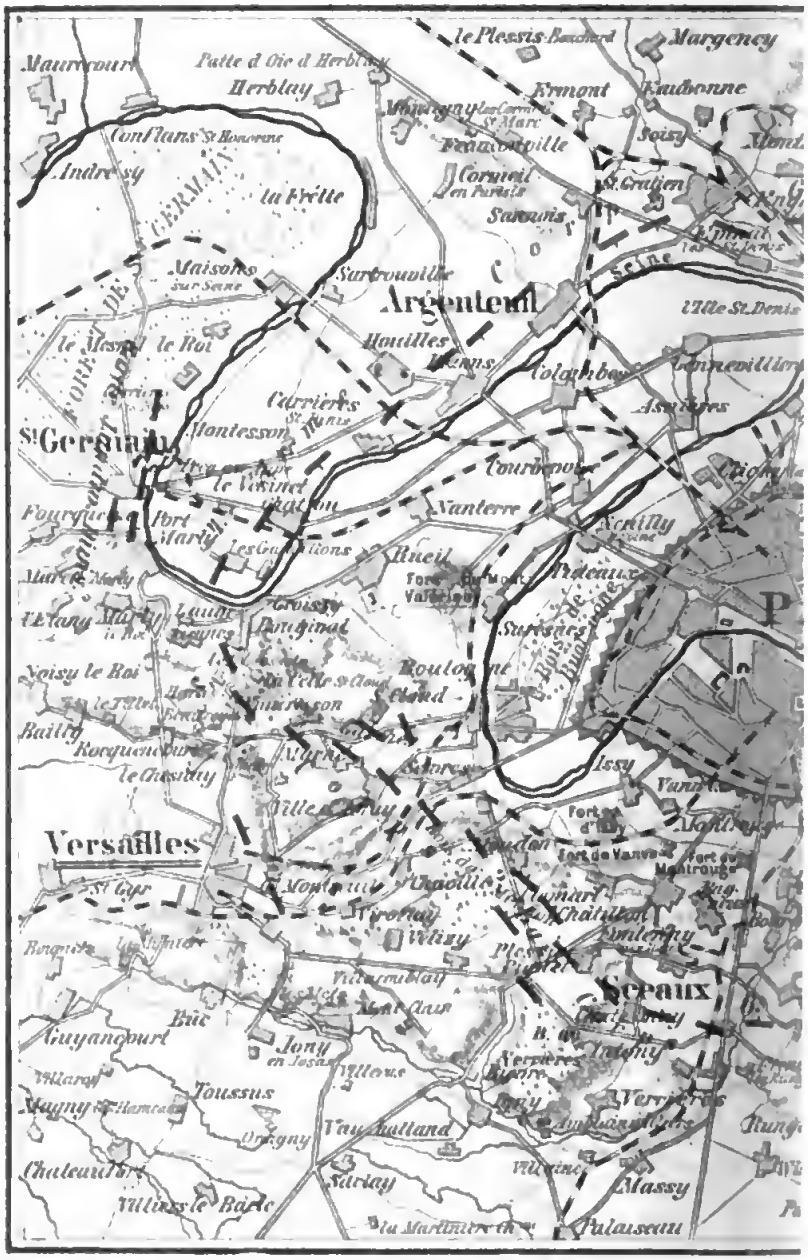
Dann Karl Gerok: „Das war einmal ein Jubeltag! Bei Sedan fiel der große Schlag: Mac Mahon war ins Garn gegangen, der Kaiſer und ſein Heer gefangen; und blitzſchnell flog die Siegespoſt am Draht nach Süd und Nord und Oſt, da gab's ein Jubeln ohne Maßen, von Flaggen wogten alle Straßen. Vieltauſendſtimmig ſcholl Hurra; und waren noch Kanonen da, ſo ſchoß man auch Victoria. Doch jedenfalls die Wacht am Rhein ward angeſtimmt von Groß und Klein, denn auch durch der Unmünd'gen Mund wird Gottes Lob von alters kund. Und einer von den kleinſten Jungen, der hat am lautſten mitgeſungen: die bunte Mütze auf dem Ohr, die Höslein flott im Stiefelrohr, marſchiert er wacker mit im Chor, beteiligt ſich den Morgen lang an jedem Schrei und jedem Sang; ſo wichtig nahm's der kleine Wicht, als ging's ohn' ihn entſchieden nicht, war ſo mit Leib und Seel' dabei, als ob er ſelbſt die Rheinwacht ſei, hat drum den Glockenſchlag vergeſſen und kam zu ſpät zum Mittagseſſen. Mit heißen Wangen, rotem Kopf, mit offner Bruſt, verwehtem Schopf, erſcheint er endlich ſiegesmatt, — die andern waren halb ſchon ſatt, — grüßt obenhin, ſetzt ſich zu Tiſch und greift nach ſeinem Löffel friſch. Jedoch der biedere Vater ſpricht: ‚Fritz, ungebetet ißt man nicht!' Worauf mein Fritz vom Stuhl erſteht, die Hände faltet zum Gebet, giebt's, wie der Geiſt ihm juſt gebeut, ſpricht: ‚Lieber Gott, magſt ruhig ſein, feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein. Amen!'"

Und Bayard Taylor ſandte aus Cedarcroft, Pennſylvania, ſein Jubellied eines Amerikaners: „‚Triumph! Das Schwert in tapf'rer Hand hat hohe That vollbracht!' Vereint iſt nun das deutſche Land zum Sieg und Ruhm erwacht! Die Macht, die jüngſt ſo höhniſch prahlt, giebt auf die letzte Wehr, und neuer Glanz der Thaten ſtrahlt auf Deutſchlands Heldenheer! Heil, edles Volk! dem neu das Herz ſo unerſchüttert ſchlug, das ſich verband, und allerwärts verwarf den fränk'ſchen Trug! Das, feſt und heilig, Glied an Glied, ſtand endlich im Verein, mit Troſt und Mut, Gebet und Lied, eine einz'ge Wacht am Rhein! Kanonen, donnert noch einmal! Den Frieden nun ihr bringt: ihr Glocken, über Berg und Thal von tauſend Türmen klingt! Fromm neige dich, o deutſches Land! Laß Rache

ruh'n und Spott: dein Gott, Er half und überwand, — nun danket Alle Gott!"

An den König aber ging folgende, mit Maſſenunterſchriften aus ganz Deutſchland bedeckte Adreſſe: „Um Ew. Majeſtät und deren Verbündete ſcharte ſich, als der Krieg unvermeidlich war, einmütig die Nation. Sie gelobte, treu auszuharren in dem Kampfe für die Sicherheit, Einheit und Größe des deutſchen Vaterlandes. Gott hat die Waffen geſegnet, welche für die gerechte Sache mit unübertroffener Tapferkeit geführt werden. Mit Strömen des edelſten Blutes ſind die Siege errungen worden, doch unerwartet ſchnell haben ſie dem vorgeſteckten Ziele uns nahe gebracht. Gewaltige Anſtrengungen ſtehen noch bevor; das deutſche Volk iſt zu jedem Opfer entſchloſſen, welches den höchſten nationalen Aufgaben gewidmet iſt. Aber in der Mitte der ernſten und gehobenen Stimmung werden wir beunruhigt durch die immer wiederkehrenden Berichte, daß fremde Einmiſchung, die doch die Schrecken des Krieges nicht abzuwenden wußte, jetzt bemüht ſei, den Preis unſerer Kämpfe nach ihrem Ermeſſen zu begrenzen. Das Andenken an die Vorgänge nach der glorreichen Erhebung unſerer Väter lebt friſch in unſerem Gedächtnis und mahnt Deutſchland, daß es die Forderungen ſeiner Wohlfahrt allein berate. Darum nahen Ew. Majeſtät wir abermals mit dem Gelöbnis, treu auszuharren, bis es der Weisheit Ew. Majeſtät gelingt, unter Ausſchluß jeder fremden Einmiſchung Zuſtände zu ſchaffen, welche das friedliche Verhalten des Nachbarvolkes beſſer, als bisher, verbürgen, die Einheit des geſamten deutſchen Reiches begründen und gegen jede Anfechtung ſicherſtellen."

KARTE ZU DEN OPE



Verlag v. Eugen Crusius in Kaiserslautern u. Leipzig

Maafsstab

Deutsche

ATIONEN VOR PARIS

Lith. Anst. v. Hermann Keil, Gotha.

1 : 240 000

10000 Meter

Franzosen

Vierter Akt.

Paris.

Getragen von der richtigen Erkenntnis, daß dieser beispiellose Sieg über das kaiserliche Heer und über den Kaiser der Franzosen den Frieden leider noch lange nicht verbürge, sondern daß jener nichtswürdige Geist, den Richelieu, Ludwig XIV. und Valmy großgezogen, jetzt erst recht alle Franzosen und namentlich alle Pariser erfüllen und die gallische Wut entflammen würde, erließ das Große Haugtquartier wenige Stunden nach der Kapitulation von Sedan jene Weisungen, welche die deutschen Heersäulen gegen Paris bereits am 4. September in Bewegung setzen sollten, um — — eben jenen vierzehnten Ludwig zu bekämpfen und wenn möglich für alle Zeiten unschädlich zu machen.

Begleiten wir diesen Vormarsch unserer Armee, während wir einen Blick in die französischen Zeitungen vor und nach Sedan werfen!

„König Wilhelm hat die fixe Idee, nach Paris zu gehen, diesmal nicht als gekrönter und mit Herzlichkeit empfangener Gast, sondern als siegreicher Eroberer, der von der Seine aus Frankreich den Frieden diktiert. Auch die ‚Liberté' — denn in diesem Blatte standen diese Zeilen noch am 29. August — hätte eine fixe Idee, die nämlich, während die Preußen nach Paris marschieren, ein zwischen Lyon und Straßburg aufgebrachtes französisches Korps von Soldaten und Freiwilligen im Eilschritte nach Berlin zu werfen. Das rechte Rheinufer ist von Truppen entblößt. Ganz Deutschland hat seine sämtlichen militärischen Streitkräfte auf das linke Rheinufer geschickt. Unser Armeekorps würde also nur Weiber, Kinder und Greise auf seinem Wege finden. Wie kommt es nun, daß diese Idee, welche der erfahrenste General als vollkommen richtig anerkannt hat, noch nicht in der Ausführung begriffen ist? In der That kann der Friede

zwiſchen Frankreich und Preußen auf ehrenvolle Weiſe nicht anders unterzeichnet werden, als daß die Preußen das linke, die Franzoſen das rechte Rheinufer beſetzt halten." Fünf Tage ſpäter: „Im Augenblick, wo wir zur Preſſe gehen, ſteht der Schwarzwald, dieſer ſo furchtbare Bundesgenoſſe der Invaſion, vielleicht ſchon in Flammen und wird, wie wir hoffen, ganz niedergebrannt werden. Unſere Freikorps haben die Miſſion, ihn in Brand zu ſetzen. Jeder dieſer Freiwilligen iſt zu dieſem Zwecke mit zwei Bouteillen Petroleum verſehen!" „Es giebt im Jardin des Plantes viele unnütze Eſſer. Man könnte dieſe in folgender Weiſe ſehr nutzbar machen. Sowie die Annäherung des Feindes ſignaliſiert wird, läßt die Verwaltung die Tiger und Löwen in die von ihren Bewohnern verlaſſenen Gehöfte bringen. Wenn dann die Preußen in die Bannmeile kommen und plündern und ſtehlen wollen, dann ſtoßen ſie auf dieſe ausgehungerten Tiere, die man vorher zur Vermehrung ihres Zornes durch als Ulanen verkleidete Wärter könnte peitſchen laſſen. Ich bin überzeugt, daß dieſes Mittel dann im Verein mit den Mitrailleuſe-Lokomobilen von 90 Pferdekräften um ſo wirkſamer ein furchtbares Blutbad unter den ſiegreichen Feinden anrichten und letztere um ſo eher von dem heiligen Boden Frankreichs vertreiben würde. Unter allen Umſtänden hofft man aber der Armee ‚unſers Fritz' einen ſolchen Schrecken einzujagen, daß ſie ihren Vormarſch um einige Tage verzögert." „Wir können ſagen, daß die franzöſiſchen Armeen ſeit 5 Tagen die Offenſive ergriffen haben und daß dieſelben, die am 6. Auguſt höchſtens 350 000 Mann zählten, heute, am 1. September, 800 000 Mann ſtark ſind, ohne die Freiſchützen, die Mobil- und Nationalgarde. Dagegen haben die Preußen 200 000 von ihren 600 000 Mann bereits verloren, und von dieſen iſt wiederum ein Drittel durch Belagerungskorps und Garniſonen in Anſpruch genommen." An demſelben Tage ein anderes Pariſer Blatt: „Die Zuverſicht Mac Mahons und Bazaines war niemals größer als jetzt. Mac Mahon insbeſondere ſtrahlt von freudiger Hoffnung. ‚Sehr gut geht es, unendlich gut geht es!' wiederholt er beſtändig. Unſere Leſer mögen ſich ja nicht mehr durch die Depeſchen der ‚Times' und von Berlin beirren laſſen. Die Welt weiß jetzt, was ſie davon zu halten hat. Nachdem Bazaine die Kavallerie des Prinzen Friedrich Karl vernichtete, haben die Armeen Mac Mahons und Bazaines infolge ihrer weiteren Erfolge

Stellungen genommen, welche ihren Rücken gegen die Preußen vollständig sichern. Der württembergische Minister des Äußern hat seine Demission eingereicht. Nachdem Preußen diesen kleinen Staat sich einverleibte, blieb ihm wirklich nichts anderes mehr zu thun übrig. Bei der im preußischen Ministerrate diskutierten Frage, ob man die in Berlin seßhaften Franzosen von dort ausweisen soll oder nicht, rief Graf Bismarck laut aus: ‚Laßt doch die Franzosen, von ihnen haben wir nichts zu besorgen! Die Franzosen sind zu ehrenhaft, um sich jemals zum Spionendienste zu erniedrigen.‘ ‚Das ist wahr‘, bemerkten zustimmend seine Kollegen, und die Ausweisung der Franzosen unterblieb.“ Der „Figaro“ hatte folgende „gute Idee. Unsere Schmuggler und Wilddiebe sollen, wie man sagt, ein sicheres Auge und eine feste Hand haben; warum bildet man aus ihnen keine Truppe? Eine kleine Prämie auf jeden gelieferten Preußen wäre unserer Ansicht nach gut angewandtes Geld.“ Er hat „endlich gefunden, woran es liegt, daß die deutschen Waffen überall den Sieg über die französischen davongetragen haben. Niemand anders ist daran schuld als ein gewisser General Staff. Seit 1866 hatte dieser Herr Staff den Auftrag des preußischen Kriegsministers, sich in Paris die Materialien über die Wege zu sammeln, welche von der Grenze nach der Hauptstadt Paris führen. Und dieser General Staff war in der hohen Pariser Gesellschaft überall zu finden!“ Ei du böser preußischer Generalstab du! — Das Hofjournal „Patrie“ berichtet am 2. September: „Die von den Preußen in allen ausländischen Journalen verbreiteten falschen Nachrichten nötigen uns, trotz unserer gewöhnlichen Zurückhaltung, zu einem nähern Eingehen auf die Thatsachen. Der Marschall Mac Mahon, in Ausführung der prachtvollen Bewegung, deren Phasen wir Schritt für Schritt verfolgt haben, hat mit dem Feinde zahlreiche Zusammenstöße gehabt, welche für unsere Waffen immer ruhmreich endeten; er hat den Übergang über die Maas glänzend ausgeführt und zuletzt den Preußen bei Longwy, einer kleinen Grenzstadt im Moseldepartement, ein vorteilhaftes Treffen geliefert. Die Preußen, nach sehr lebhafter Gegenwehr geschlagen, haben sich auf luxemburgisches Gebiet geflüchtet, wo sie entwaffnet und interniert werden.“ Am 3. September: „Wir erhalten über Belgien preußische Depeschen, Telegramme des Königs an die Königin Augusta, Mitteilungen von Manteuffel unterzeichnet, welche den Sieg

vom 30. und 31. Auguſt und am 1. September der preußiſchen Armee zuſchreiben. Wohlan, alle dieſe Depeſchen beunruhigen uns durchaus nicht. Wir glauben nicht daran. Wir glauben nicht daran, weil ſeit dem Beginn des Krieges der König von Preußen, ſeine Verwandten und ſeine Generäle ſich auf dem Papier ſtets den Gewinn der Schlachten zugeſchrieben haben, in denen ſie thatſächlich Terrain verloren haben. Der König Wilhelm und ſeine Heerführer haben in der Vergangenheit immer gelogen, deshalb können ſie gegenwärtig nicht anders denn als Lügner betrachtet werden, und wir ſind wahrhaftig nicht thöricht genug, ihren leeren Erklärungen Glauben zu ſchenken. Wir bleiben dabei, daß wir am 31. Auguſt und am 1. September die Schlacht gewonnen haben." Der Univerſitätsprofeſſor Francis Riaux ſchrieb am 2. September in der Pariſer „Preſſe" von König Wilhelm: „Der Hochmut dieſes Greiſes ohne Ehre und Gewiſſen, welcher über unſer Land dieſe Horden geworfen hat, würdig der Wildheit derer Attilas ꝛc." Und der „Gaulois" am 3. aus Varennes: „Es iſt das Gerücht verbreitet, daß der König von Preußen wahnſinnig geworden ſei. Der König ſoll geſtern von Varennes auf Berlin dirigiert worden ſein. Nichts autoriſiert uns, dieſe Nachricht für unrichtig zu erklären oder ſie zu beſtätigen; aber es giebt eine Thatſache, die wir unmöglich übergehen können: es iſt dies die Wahl der Stadt, wo der König ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hat. Varennes! Furchtbares Vorzeichen, dies iſt der Ort, wo man die Könige feſtnimmt." Die in Pariſer Geiſt geleitete Bukareſter Zeitung „Le Pays Roumain" erfrechte ſich u. a. zu folgendem: „Wenn Frankreich, was unmöglich, unterliegen ſollte, ſo wäre das ein Straßenjungenſtreich des Schickſals und der gefallene Rieſe würde mit ſeinen rauchenden Eingeweiden den Himmel ohrfeigen." In Saargemünd glaubte man Ende Auguſt die angeblich von Bazaine herrührende Depeſche: „Vollſtändiger Sieg bei Toul. Die preußiſche Armee in voller Auflöſung, 100 Kanonen und 30 Fahnen der Preußen erobert. 30 000 Tote und Verwundete auf preußiſcher Seite ohne die Gefangenen. In dieſem Augenblicke ſchlägt man ſich bei Nancy. General Decaen iſt von 100 000 Mann Reſerven unterſtützt, die noch nicht im Feuer waren. Bei Spichern ſchanzen 100 000 Preußen, um den Rückzug ihrer Armee zu decken;" — und das „Journal de Mâcon" meldete: „Wenn wir einem ſeit

heute früh hier verbreiteten Gerüchte Glauben ſchenken dürfen, ſo ſteht Berlin in Flammen. Ein von unſerer Flotte ausgeſchifftes Armeekorps von 40 000 Mann, verſtärkt durch alle franzöſiſchen Gefangenen, welche ſich der für die Hannoveraner beſtimmten Waffen bemächtigten, wäre bis zur preußiſchen Hauptſtadt vorgedrungen und hätte dieſelbe in Brand geſteckt. Wir ſelbſt können berichten, daß die preußiſchen Truppen Kolmar und Mühlhauſen räumen und in aller Haſt nach Deutſchland zurückkehren." Das „Petit Journal" drohte: „Wir werden aus allem Waffen machen, um alles damit zu töten; wir werden morden, würgen, aus den Fenſtern und Kellerlöchern ſchießen. Wenn wir kein Gewehr haben, nehmen wir Miſtgabeln, Säbel oder Piken; einerlei wie; es handelt ſich nur darum zu töten. Die Frauen werden das Charpiezupfen ſein laſſen und ſpäter nach den Verwundeten ſehen: jetzt gilt's dem Feinde zuerſt. Statt des Verbandszeugs werden ſie Pflaſterſteine zur Hand nehmen. Die mögen ſie auf die Eindringlinge niederſchleudern. Auch die Weiber müſſen Krieg führen, ihre Scheren müſſen zu Mordwerkzeugen dienen; ſtatt der Kugeln mögen ſie Vitriol und ſiedendes Öl auf die Feinde ſchütten. Das iſt der wahre Krieg, den wir verlangen und den wir ſegnen. Frankreich, das durch dieſe abſcheuliche Invaſion entehrt iſt, muß in dem Blute germaniſcher Fürſten eine neue Jungfräulichkeit finden." About aber ſchrieb in einem Aufſatz „Der heilige Zorn": „Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen ihren (deutſchen) Führern und einem Parlatore oder Takos Arvanitaki? Kein anderer als zwiſchen einem großen und einem kleinen Diebe. Die Mittel zum Ziele ſind dieſelben: Nachtmärſche, Manöver im Dunkel der Wälder, immer Liſt, Angriffe nur von 4 gegen 1, Meuchelmord, Brandſtiftung, Plünderung. Frankreich weiß das jetzt alles. Wir wiſſen jetzt, was ſie von uns wollen: alles was wir beſitzen. Bis jetzt haben ſie erſt zwei Provinzen verwüſtet; nun marſchieren ſie auf Paris, um einen großen Koup auszuführen. Sie teilen ſich ſchon im voraus die 1000 Millionen Franken in der Bank und rechnen auf die abſurde Centraliſation des Landes, um noch drei- oder viermal ſo viel zu erpreſſen, wenn ſie im Beſitz von Paris ſind. Auf dieſelbe Weiſe zwingen griechiſche und italieniſche Banditen reiche Familien, zu ‚blechen', wenn ſie das Haupt derſelben in ihren ſchmutzigen Pfoten haben. Wir kennen die Raſſe von Schuften,

mit der wir zu thun haben, und da ſie uns unſern Geldbeutel und unſer Leben abfordern, ſo werden wir uns jetzt ernſtlich angelegen ſein laſſen, zuerſt die preußiſche Armee und hinterdrein Preußen zu vernichten. König Wilhelms Kumpane, die hier eingedrungen ſind, werden nicht wieder hinauskommen. Wenn ſich, wie ſie prahlen, ihre ganze männliche Bevölkerung über unſer Land verbreitet hat, ſo iſt das um ſo beſſer für uns. Dann werden wir nach Berlin gehen, um dies Barbarenthum in ſeinem Neſte zu zertreten. Alle Wege werden uns offen ſtehen, ich hoffe aber, daß wir den wählen, der durch Baden, Württemberg und Bayern führt. Da haben wir drei kleine Monarchieen, die uns ihr Daſein verdanken, denn wir haben ſie vor etwa hundert Jahren geſchaffen. Und dennoch ſind die Bayern Preußens Knechte geworden und auch die Württemberger haben ſich die Freude gegönnt, bei uns einzufallen. Dieſe Kneipenwirte, dieſe Kuppler, dieſe Schmuggler von Baden und Kehl, dieſe miſerablen Schurken, die unſere Stiefel mit ihren Schnurrbärten putzten, wenn wir unſer Geld bei ihnen verſchwendeten, ſind gekommen, um die Habe des edlen franzöſiſchen Volkes auf ihre Karren zu laden. Sie ſind die Raben des Feindes. Wir werden dem ſchmutzigen Bettelpack aber alles mit Zinſen vergelten. Wir hatten nichts Böſes gegen die deutſche Raſſe im Sinne. Wer trägt die Schuld, wenn wir ihr Feind geworden ſind? Wenn Frankreich die Civiliſation nicht anders retten kann, als durch Zertretung des geſamten teutoniſchen Ungeziefers, ſo muß am 1. Januar 1871 Europa von allen dieſen Hohenzollern, dieſen Krautjunkern, dieſen behelmten Jeſuiten befreit ſein. Wir müſſen auf unſerer Oſtgrenze ein auf hundert Jahre zerriſſenes, geknebeltes Deutſchland haben.“ Das „Siècle“ ſchrieb am 7. September: „Die Republik iſt ſtets wie die Sonne; ſie macht ſich bemerklich ſchon dadurch, daß ſie exiſtiert. Obgleich beſiegt, gebeut Frankreich allen Ehrfurcht. Was wird erſt geſchehen, wenn Paris ſich mit Mut ſchlägt! Straßburg, Metz, Toul, Verdun, Pfalzburg, Montmedy, Bitſch, die von beträchtlichen Streitkräften belagert werden, haben ſich nicht ergeben. Lille und andere Feſtungen bereiten ſich vor. Das Departement des Nord allein hat 8 Millionen, wie man verſichert, zum Ankauf von Waffen votiert. Cherbourg wird mittels durchſtochener Deiche iſoliert. Unſere Häfen und Flotten werden in Sicherheit gebracht. Überall

erhebt ſich Frankreich. Die Proklamierung der Republik hat uns vor der innern Kriſis gerettet. Unſere Lage iſt daher beſſer als die der Neutralen, welche in der Expektive bleiben und noch zuwarten, um ſich auszuſprechen. Mögen ſie ſich beeilen! Wir haben nicht vierzehn Heere, aber wir haben bei uns die Idee, welche die Berge überſteigt, durch Flüſſe und Meere geht und nicht bloß die Völker, ſondern auch die Throne bewegt. Souveräne, entſcheidet euch! Der elektriſche Funke iſt auf der Reiſe auf dem großen Telegraphen der Humanität. Es iſt keiner Schwadron Ulanen gegeben, die immateriellen Fäden, auf welchen er ausgeſandt wird, zu zerſtören." Und an demſelben Tage dankte der nach Paris zurückkehrende Victor Hugo der ihn begrüßenden Menge: „Paris retten, heißt nicht Frankreich allein, ſondern die Welt retten. Paris iſt der Mittelpunkt der Menſchheit, Paris iſt die heilige Stadt. Wer Paris angreift, greift das ganze Menſchengeſchlecht an. Paris iſt die Hauptſtadt der Civiliſation, die weder ein Kaiſerreich noch ein Königreich, ſondern das ganze Menſchengeſchlecht in ſeiner Vergangenheit und Gegenwart darſtellt. Daß eine ſolche Hauptſtadt, ein ſolcher Herd des Lichtes, ein ſolcher Mittelpunkt der Geiſter, Herzen und Seelen, ein ſolches Gehirn des allgemeinen Gedankens, entweiht, zerſchmettert, geſtürmt werden könnte — und durch wen? Durch einen Einfall von Wilden — das iſt nicht möglich! Bürger! Paris wird triumphieren, weil es die menſchliche Idee und den Volksinſtinkt repräſentiert" ꝛc. Am 9. veröffentlicht er einen Aufruf „An die Deutſchen", den er mit den Worten beginnt: „Deutſche, der hier zu Euch ſpricht, iſt ein Freund! ... Was haben wir Euch denn gethan? Dieſer Krieg, kommt er von uns? Das Kaiſerreich iſt es, das ihn gewollt; das Kaiſerreich hat ihn gemacht. Das Kaiſerreich iſt tot. Das iſt gut. Wir haben nichts gemeinſam mit dieſer Leiche . . ." In dem Aufrufe an die Franzoſen aber ſchreibt er: „... Sturmgeläut, Sturmgeläut! Es ſtürze aus jedem Haus ein Soldat heraus, es werde aus jedem Flecken ein Regiment, aus jeder Stadt eine Armee! Die Preußen ſind 800 000 ſtark; ihr ſeid 40 Millionen! Richtet euch auf und hauchet ſie weg! Lille, Nantes, Tours, Bourges, Orleans, Kolmar, Toulouſe, Bayonne, gürtet eure Lenden. Jedes ſei eine Camille Desmoulins, jede Frau eine Théroigne. Macht es wie Bonbonnel, der Pantherjäger, der mit 15 Mann 20 Preußen

getötet und 30 Gefangene gemacht. Die Straßen der Städte mögen die Feinde verſchlingen; es öffne ſich jedes Fenſter in Wut, es ſpeie die Wohnung ihre Möbel und werfe das Dach ſeine Ziegel herab. Es mögen die Gräber ſchreien, man höre hinter jeder Mauer das Volk und Gott, überall ſchlage das Feuer aus der Erde, es werde jedes Geſträuch zu einem feurigen Buſche! Quälet den Feind hier, zerſchmettert ihn dort, fanget die Zufuhren ab, zerſchneidet die Stränge, brechet die Brücken ab, verſperrt die Straßen mit Verhauen, unterminiert den Boden! Frankreich werde den Preußen zum Abgrund. Führt den Krieg bei Tage und bei Nacht, auf den Bergen, in den Ebenen, in den Wäldern. Erhebt euch! Erhebt euch! Keine Ruhe, keine Raſt, kein Schlaf! Der Deſpotismus greift die Freiheit an, Deutſchland bedroht Frankreich. Vor der düſtern Glut unſeres Bodens ſchmelze dieſe koloſſale Armee wie der Schnee. Kein fußbreit unſeres Landes entziehe ſich ſeiner Pflicht . . . Der rotglühende Herd der Republik dehnt ſich in dem Krater von Paris. Die glühende Lava ſteigt bis zum Rande. Hat ein Vulkan Hilfe nötig?"

Ein Volk, deſſen Dichter, Gelehrte und Politiker ſo dachten und ſchrieben, mußte, ſolange und ſo ſyſtematiſch belogen, betrogen und zum widerwärtigſten Chauvinismus erzogen, von der Wahrheit über Sedan in raſende Wut verſetzt werden. Am 3. September nachmittags kam die Hiobsbotſchaft nach Paris. Einzelne Zeitungsredaktionen, welche vollſtändige Nachrichten erhielten, wagten es nicht, ſie ſofort zu veröffentlichen, aus Furcht, ein Opfer der Volkswut zu werden; aber die unheimlichen Nachrichten fanden ihren Weg, niemand ſchlief in jener Nacht, vor den Enthüllungen zitternd, welche der Morgen bringen mußte. Die Regierung hatte unterdeſſen die volle Wahrheit erfahren, ſie mußte handeln; um Mitternacht wurde eine Sitzung des geſetzgebenden Körpers angeſagt. Der Kriegsminiſter geſtand die Kapitulation; die Regierung habe noch keinen Beſchluß gefaßt, deshalb verlangt er Vertagung; der Präſident ſchlägt eine Sitzung auf den folgenden Mittag vor; da erhebt ſich Jules Favre, um einen Antrag auf das Bureau niederzulegen, dem er kein erläuterndes Wort hinzufügen wolle: Louis Napoleon und ſeine Dynaſtie wird der Befugniſſe, welche ihnen die Verfaſſung übertragen hat, für verluſtig erklärt; es wird eine Kommiſſion ernannt,

welche die Aufgabe hat, die Verteidigung bis zum äußerſten fortzuſetzen; General Trochu wird in ſeinen Funktionen als Generalgouverneur von Paris beſtätigt. Die Verſammlung trennte ſich unter tiefem Schweigen. Am Morgen des 4. lieſt man dann an den Straßenecken die Proklamation des Miniſterrates, daß die Armee von „40000" Mann nach heldenmütigen Kämpfen gegen „300000" Feinde kapituliert habe; „dieſer grauſame Unglücksfall ſoll unſern Mut nicht erſchüttern." Die Straßen füllen ſich mit lärmenden, heulenden, raſenden Maſſen; der wütende Strom wälzt ſich gegen den geſetzgebenden Körper im Palais Bourbon, welches Palikao mit zahlreichen Truppen hat umgeben laſſen. Zahlreiche Nationalgarden ſind unter den Volkshaufen, welche die Republik verlangen; die Linientruppen, durch ein in ſolchen Fällen auf dieſem Boden oft erprobtes Mittel: den Ruf „Es lebe die Linie" beſiegt, ſenken die Gewehre, und die Menge ergießt ſich in die Vorſäle, auf die Tribünen, auch in den Saal. Die Deputierten weichen aus dem Beratungsſaale. Die Menge wälzt ſich nach dem Stadthauſe. Die Führer der Linken laſſen ſich vom ſouveränen Volke als proviſoriſche Regierung einſetzen. Die Abgeordneten der Stadt Paris, namentlich Arago, Cremieux, Favre, Ferry, Gambetta, Rochefort ꝛc. treten zu einer „Regierung der nationalen Verteidigung" zuſammen und beſtimmen Trochu zu ihrem Präſidenten. Die Kaiſerin flüchtete heimlich nach England. Der Senat, um den ſich niemand kümmerte, verduftete nach dem naiven Schlußwort des früheren Juſtizminiſters Baroche: „Wenn wir hoffen könnten, daß jene revolutionären Kräfte, welche in den geſetzgebenden Körper eingedrungen ſind, ſich auch gegen uns wenden möchten, ſo würde ich denken, daß jeder von uns auf ſeinem Seſſel ausharren müßte. Aber unglücklicherweiſe — denn hier iſt es, wo ich ſterben möchte — können wir dieſe Hoffnung nicht hegen. Indem wir uns trennen, weichen wir übrigens ſchon der Gewalt." Noch am Abend erſchien eine Proklamation der neuen Regierung: „Franzoſen, das Volk hat die Kammer überholt, welche zauderte. Um das Vaterland zu retten, das ſich in Gefahr befindet, hat es die Republik verlangt. Es hat ſeine Vertreter nicht in die Regierungsgewalt, ſondern in die Gefahr eingeſetzt. Die Republik hat die Invaſion im Jahre 1792 beſiegt, die Republik iſt proklamiert. Die Revolution iſt im Namen des Rechtes,

der öffentlichen Wohlfahrt vollzogen." Das Auswärtige übernahm Jules Favre, das Innere Gambetta, den Krieg General Leflô, die Marine Admiral Fourichon, die Justiz Cremieux, die Finanzen Picard, Kultus und Unterricht Jules Simon, Ackerbau und Handel Magnin: sie behielten zwar die letzte Entscheidung Frankreich vor, indem sie schleunige Einberufung einer Nationalversammlung in Aussicht stellten, aber das erste, nächste, einzige war ihnen der Krieg,

Léon Gambetta.

denn die Republik mußte die deutschen Heere vernichten! Schon am 6. erließ Favre jenes lächerliche Rundschreiben an die diplomatischen Agenten Frankreichs: „Wir haben laut den Krieg verworfen, und, unseren Respekt für die Rechte der Völker aussprechend, haben wir verlangt, daß man Deutschland Herr seines Schicksals sein lasse. Die kaiserliche Regierung hat unsere Politik zurückgewiesen — — wir nehmen sie wieder auf in der Hoffnung, Frankreich, durch die Erfahrung belehrt, wird die Weisheit haben, sie

auszuüben. Seinerſeits hat der König von Preußen erklärt, er mache nicht Frankreich, ſondern der kaiſerlichen Dynaſtie den Krieg. Die Dynaſtie liegt am Boden. Das freie Frankreich ſteht auf. Will der König von Preußen einen ſcheußlichen Krieg fortſetzen, der ihm wenigſtens ebenſo verhängnisvoll ſein wird, wie uns? Wenn es eine Herausforderung iſt, nehmen wir ſie an. Wir treten keinen fußbreit Erde, keinen Stein unſerer Feſtungen ab. Ein ehrloſer Friede wäre ein Vernichtungskrieg nach kurzer Friſt" ꝛc. ꝛc. Es

General Trochu.

war für Bismarck keine ſchwierige Aufgabe, dieſem Appell an Europa, welchem durch eine Rundreiſe des hilfeflehenden Thiers an die großen europäiſchen Höfe Nachdruck gegeben werden ſollte, in einem Rundſchreiben, datiert Rheims den 13. September, entgegenzuwirken, in welchem er darauf hinwies, mit welcher Einmütigkeit Volksvertretung und Preſſe in Frankreich den Eroberungskrieg gegen Deutſchland begehrt hatten, wie Deutſchland angeſichts ſolcher Thatſachen ſeine Sicherheit nicht in franzöſiſchen Stimmungen ſuchen dürfe, wie man ſich auf eine Wiederholung des Krieges in nicht ferner Zukunft gefaßt machen müſſe; daß es die Niederlage an ſich, die ſiegreiche Ab-

wehr frevelhaften Angriffes sei, welche Frankreich Deutschland nie verzeihen werde. „Wenn wir jetzt ohne Gebietsabtretung, ohne jede Kontribution, ohne irgend welche Vorteile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen verletzter Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen." Nicht jeden Augenblick aber dürfe man der deutschen Nation eine Anstrengung zumuten, wie diejenige, welche sie jetzt mache: es sei notwendig, materielle Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands und eben damit für den europäischen Frieden zu erstreben, der von Deutschland nichts zu besorgen habe. „Wir können deshalb unsere Forderungen für den Frieden lediglich darauf richten, für Frankreich den nächsten Angriff auf die deutsche und namentlich die bisher schutzlose süddeutsche Grenze dadurch zu erschweren, daß wir diese Grenze weiter zurücklegen und die Festungen, mit denen uns Frankreich bedroht, als defensive Bollwerke in die Gewalt Deutschlands zu bringen suchen."

Die Klugheit hätte Frankreich die Fortsetzung des Kampfes widerraten sollen, die nationale Ehre aber schien sie zu gebieten. Und zum Staunen der Welt, der Deutschen selbst nicht zuletzt, focht Frankreich den Kampf aus bis zur völligen Erschöpfung. Paris mußte nun das unmittelbare Ziel der deutschen Kriegsoperationen sein. Dort allein war der Friede zu finden. Denn Paris bedeutet für Frankreich mehr, als jede andere Hauptstadt ihrem Lande bedeutet. Thiers hatte schon 1840, als es sich um die Befestigung von Paris handelte, von Frankreich treffend gesagt: „Dieses große Ganze denkt und bewegt sich wie ein einziger Mensch, aber nur unter der Bedingung eines einzigen Centrums, von welchem der gemeinsame Impuls ausgeht. Führt einen Schlag auf dieses Centrum, so fühlt sich Frankreich wie ein Mann, der auf den Kopf getroffen ist." Der Plan des neuen Ministeriums, der neuen Regenten war der, während Paris und Metz die Masse der feindlichen Heeresmacht festhalte, neue Heereskräfte zu organisieren und außerdem den Volkskrieg in großartigem Maßstabe ins Leben zu rufen. Gambetta machte bereits am 8. September den Präfekten zur Pflicht, an nichts anderes zu denken als an den Krieg und diesem einen Gesichts-

punkte alles andere unterzuordnen; von der Regierung wurde eine Delegation abgezweigt, welche von Tours aus den Widerstand organisieren sollte. Die Befestigung von Paris bestand aus einer Reihe von Forts, deren Linie rings um die Stadt eine Länge von 56¼ Kilometer hatte; die Umwallung der Stadt selbst besaß einen Umfang von 30 Kilometer. Diese Festung nun war gegen einen dreifachen Feind zu schützen: gegen den Aufruhr im Innern, gegen den Hunger und gegen den Feind von außen. Dies alles gelang über Erwarten auf lange Zeit hinaus. Die Verproviantierungsarbeiten waren geradezu musterhaft. Eine Stadt von 2 Millionen Menschen, ohnehin eine Welt für sich, bot in jeder Hinsicht riesige Hilfsmittel, deren Ausnützung in der umfassendsten Weise geschah. Wenn man alle Reste der kaiserlichen Armeen hierher sammelte, so hatte man doch noch 65 000 Mann, dazu 18 000 vortreffliche Marinesoldaten, dann: Gendarmen, Forstwärter, Douaniers aus den Provinzen, Pompiers, lauter gediente Leute, zusammen mit jenen doch 100 000 Mann wirkliche Soldaten. Ebensoviel Mobilgarde, endlich 200 000 Mann Nationalgarde. Die größte Festung der Welt wurde also verteidigt von ca. 400 000 Uniformierten, von denen wenigstens die Hälfte bereits kampffähig war oder doch bald werden konnte. Der deutschen Heeresleitung erwuchsen also wieder Riesenaufgaben.

Am 4. hatten sich die Armeen des preußischen und sächsischen Kronprinzen von Sedan in Bewegung gesetzt, voran die Kavallerie, deren Thätigkeit binnen wenigen Tagen schon sich den Parisern fühlbar machte. Am 10. kapitulierte Stadt und Festung Laon, die Citadelle wurde aber von einem fanatischen Unteroffizier mit einem Teile der noch nicht abgezogenen französischen Besatzung und der eingezogenen preußischen in die Luft gesprengt; der Herzog Wilhelm von Mecklenburg wie der französische Kommandant wurden verwundet: ein Zeichen des exaltierten kopflosen Hasses, der sich mehr und mehr der Franzosen bemächtigte. Am 17. ging der letzte Eisenbahnzug von Paris ab. Am 19. nahm der König sein Hauptquartier zu Ferrières, sein Sohn am 20. zu Versailles im Südwesten, der Kronprinz von Sachsen zu Grand-tremplay im Nordosten der Stadt. Am 19. kam es auf der Südseite der Stadt zum ersten Zusammenstoß. Vinoy und Ducrot versuchten den Aufmarsch zu stören; sie wurden nach einigem Kampfe von den Bayern (Hartmann) zurück-

geworfen, überließen die vor der Südfront aufgeworfenen Verschanzungen den Deutschen und trugen den Schrecken in die Stadt, die sie in völliger Auflösung erreichten. Am Abend jenes Tages war die Einschließung vollendet, aber erst von 122 000 Mann Fußvolk, 24 000 Reitern, 662 Geschützen, welche sich auf eine Cernierungslinie von 82½ Kilometer verteilten. Aber kein Augenblick wurde verloren, was an Zahl fehlte, durch Befestigungsarbeiten zu ergänzen. Die Feinde hatten das Paradies von Schlössern und Landhäusern und Gärten, das rings um die Stadt sich zieht, leer gelassen; zum Teil trugen diese Wohnungen die Spuren roher Plünderung und Zerstörung durch Marodeure und Franctireurs. Auf der ganzen Linie wuchsen jetzt die Feldschanzen aus dem Boden; die Landhäuser, die Dörfer, die Schlösser wurden zu Festungen umgewandelt, Barrikaden, Wolfsgruben, Schützengräben, Blockhäuser, Waldverhaue angelegt; Beobachtungsposten aufgestellt und mit den besten Fernrohren versehen, der anstrengende Dienst verständig und genau geregelt, Wegweiser aufgerichtet, und bald verband der Feldtelegraph alle Stellungen, um sofort an den etwa bedrohten Platz die nächstbereite Hilfe zu rufen.

Leibig giebt in seinen „Erlebnissen ꝛc." sehr anschauliche Schilderungen über die Zustände in den Reihen der deutschen Belagerer. Über Bourg la Reine z. B. schreibt er: „Der zu beiden Seiten der Pariser Straße gelegene Ort, welcher für etwa 2000 Menschen Wohnung und Obdach bietet, fand sich natürlich bei unserem Eintreffen von den Bewohnern verlassen; nur etliche derselben hatten die Erlaubnis erwirkt, bleiben zu dürfen: der Besitzer der Apotheke und zwei englische Fräulein mit einem Dutzend taubstummer Kinder von allen Altern und einem bejahrten Gärtner . . . Eines Morgens wurde der Apotheker darüber erwischt, wie er auf seinem Hausboden sich in sehr sonderbarer Weise mit einem Fähnchen zu schaffen machte, indem er es vor dem nach Paris sehenden Fenster hin und her schwang . . . Und auch gegen das „Kloster" glaubte man bei der Oberleitung sehr bald mißtrauisch sein zu sollen. Es wurde nämlich ganz in der Nähe desselben die Mündung eines von Paris herkommenden unterirdischen Ganges entdeckt. Daß man dieser Entdeckung einige Wichtigkeit beilegte, mag daraus ersehen werden, daß stets ein Posten vor dem Gange zu stehen hatte, bis er meines

Wiſſens eingeſchüttet und verrammelt wurde — vielleicht auf die Erfahrungen in Bagneux hin, wo am 13. Oktober die Franzoſen wie aus dem Boden herausgewachſen zahlreich erſchienen. (Der Apotheker und die engliſchen Fräulein ꝛc. wurden ausgewieſen.) So waren wir denn ganz unter uns ... Im ganzen Städtchen wurden die Matratzen in die Bereitſchaftshäuſer zuſammengetragen, viel, ſehr viel Möbel, namentlich Stühle, wurden in die rückwärts gelegenen Orte

Umherſtreifende Ulanen vor Paris.

verbracht, ein großer Holzhof voll Bretter, Stangen und Latten wurde bis auf den letzten Spreißel in verkleinertem Zuſtande nach hinten geſchafft zur Nahrung unſerer Feuer; der meiſte Wein, der unſererſeits gefunden wurde, wurde hier ausgehoben, Häuſer und Gartenmauern mußten es ſich gefallen laſſen, zum Zweck der Verteidigung Schießſcharten und breite Durchgänge in ſich ſchlagen zu laſſen. Als wir die letzten ſechs Wochen definitiv in Bourg l. R. lagen, wurde das Städtchen aufs neue nach allen zur Einrichtung

und Dekorierung eines Zimmers nötigen Möbeln durchſtreift. Wir wollten auch ein ſchönes Zimmer haben und ich weiß heute noch (1886), mit welchem Hallo wir unſern Korporal empfingen, als er auf den Schultern einen mächtigen Spiegel herbeibrachte, welcher noch dazu ganz war. Ja, das wollte etwas ſagen; denn faſt alle Spiegel, die man zu ſehen bekam, waren zerbrochen, alle ganz in derſelben Weiſe und zwar ſo, daß offenbar mit dem Kolben mitten in die Fläche hineingeſchlagen worden war; aus dem hierdurch gebildeten Strahlenkranz waren dann ſtets einige Stückchen Glas genommen, wie wenn man dahinter etwas geſucht hätte. Unſere Soldaten behaupteten, hier ſei nach verſteckten Banknoten oder ſonſtigen Wertpapieren geſucht worden. Ich weiß nicht, wer dieſen Vandalismus begangen hat, ob die vor uns anweſenden franzöſiſchen Soldaten oder die Unſrigen, jedenfalls habe ich nie einen der letzteren auf der That betroffen. So kam's, daß die einfachſten Häuſer oft mit den feinſten Möbeln ausgeſtattet waren ... Wem's damals um ein Pianino zu thun geweſen wäre, der hätte das ſehr billig haben können; denn es gab hier viele und gute Inſtrumente, ſo viele, daß ihrer vier gut genug ſein mußten, den Unterbau zu einer Barrikade zu bilden, was ihr den ſchönklingenden Namen „Pianinobarrikade" verſchaffte ... Zu einer Feſtung haben unſere Genietruppen Bourg l. R. bereits im erſten Drittel der Belagerung umgeſtaltet. Nicht als ob einige Batterieen ſchwerer Geſchütze aufgeführt oder Mauern, Gräben, Wälle, kurz die Hauptattribute einer Feſtung vorhanden geweſen oder hergeſtellt worden wären. Und doch gab's dies alles, wenn auch in kleinerem Maßſtabe und in kleineren Verhältniſſen, ſo daß der Ort gegen einen Infanterieangriff in ſo vortrefflichen Verteidigungszuſtand verſetzt war, daß unſere Vertreibung daraus für die Franzoſen außerordentlich ſchwer und verluſtreich geworden wäre. Selbſt die etwa 260 Schritt von Bourg l. R.s letzten Häuſern entfernt laufende Vorpoſtenſtellung außer acht gelaſſen, waren Gewinn und Verluſt noch lange nicht auf Eine Karte geſetzt, ſo daß wir einmal zurückgeworfen den ganzen Ort hätten verloren geben müſſen. Derſelbe zerfiel vielmehr behufs der Verteidigung ſeiner Länge nach in drei Abſchnitte, Aufnahmeſtellungen genannt, weil hier immer aufs neue der Kampf angenommen, reſp. Widerſtand geleiſtet worden wäre, und aus jeder der Aufnahmsſtellungen nacheinander hätte uns der

Feind treiben müſſen, bis Bourg l. R. definitiv von ihm genommen war. Und ſelbſt dann, wenn die dritte Stellung verloren war, hätten wir uns noch im vorderſten Häuſerquadrat, in einem ummauerten Garten, in einem für ſich ſtehenden Gartenanweſen feſtſetzen können, ja bis zurück nach Croix de Bernis konnten wir unter dem Schutz einer Mauer die Straße unter Feuer halten. So weit hinter erſtreckten ſich unſere Verteidigungsmaßregeln. Jede der drei Aufnahmsſtellungen beſtand unabhängig für ſich, ſo daß die Franzoſen bei jeder von neuem hätten ſtürmen müſſen. Aber wie ſchwer wäre ihnen dies geworden! denn während wir hinter Häuſern, Gartenmauern, Schützengräben, Dämmen faſt unſichtbar für ſie ſteckten, hätten ſie ohne Deckung vor lauter Mauern ſtehen müſſen.

„Die Hauptſtraße kam für uns faſt gar nicht in Betracht: die Verbindung zwiſchen den einzelnen Aufnahmsſtellungen war hergeſtellt durch Gräben und ſogenannte Kolonnenwege d. i. breite Durchgänge, zu deren Herſtellung die Gartenmauern und ſonſtige Hinderniſſe durchbrochen waren. Zugleich waren zum ſofortigen Verſchluß dieſer Öffnungen nach unſerm Paſſieren alle möglichen ſchweren Gegenſtände parat geſtellt. Die Franzoſen aber hätten die Hauptſtraße nicht entbehren können, ja ſie hätten ſich kaum anderswo entwickeln können als hier. Aber da hemmten drei unter unſerem Feuer liegende Barrikaden ihr Vordringen und hinter der letzten ſtanden zwei Geſchütze, welche die entwickelten Franzoſen mit Granaten, Shrapnels und Kartätſchen überſchüttet hätten. Und ſie wären nicht beſſer daran geweſen, wenn ſie von der rechten oder linken Flanke aus den Hauptangriff gemacht hätten; denn rings um den ganzen Ort waren alle Zugänge mit Barrikaden abgeſchloſſen, alle Gartenmauern und Häuſer waren im Verteidigungszuſtand, und, wo dieſe fehlten, erſetzten Laufgräben oder aufgeworfene Dämme das Mangelnde. Auf der linken Flanke zumal hätte es für ſie verführeriſch werden können, auf der in einem Einſchnitt zwiſchen Hecken laufenden Eiſenbahnlinie nach Sceaux, die ein Stück weiter unterhalb in einem von uns verbarrikadierten Tunnel verſchwindet, vorzudringen; aber alsbald hätte eine von uns auf den Einſchnitt herabgeworfene ſteinerne Brücke ſowie ein aufgeſtelltes Geſchütz den Lauf gehemmt. Kurz, wo es nur möglich war, Vorkehrungen zu treffen, um den Angriff abzuweiſen oder zum Stehen zu bringen, da war es mit weiſer, Vertrauen erweckender

Umsicht geschehen ... Je länger die Belagerung währte, um so abgerundeter und vollkommener wurden unsere Verteidigungsmaßregeln, und da und dort erkannte man die bessernde Hand: bombensichere Räume entstanden, neue Laufgräben und Verbindungswege wurden hergestellt, Drähte wurden ein Stück vor der Vorpostenlinie angebracht, um die Angreifenden zu verwickeln und zum Fallen zu bringen. Schon das Herankommen über freies Feld wäre den Franzosen schwer genug geworden. Links auf der Vorpostenlinie waren zwei Flatter- oder Steinminen angebracht, welche den Herankommenden auf einige hundert Schritt eine Last schwerer Steine entgegengeschleudert hätten; und die Zwölfpfünder-Batterie in Sceaux hätte auch nicht ruhig zugesehen, sondern in die linke Flanke der Angreifer ihren Eisenhagel geworfen, wie sie im November bei dem Ausfall nach L'Hay mit großem Erfolge gethan hat ... Alle diese Arbeiten hat die Genietruppe ausgeführt, wir haben nicht das Geringste daran gethan. Und sie hat sie gethan mit einer Ruhe, Gewandtheit und Kraft, die alle Anerkennung verdienen. Wann und wo sie arbeitete, erfuhr man kaum, aber wenn man hinkam, gewahrte man mit Überraschung das gewaltige Fortschreiten der Arbeiten, die zum größten Teil nachts unter möglichster Stille ausgeführt werden mußten. Da galt es, zahlreiche, mehr als metertiefe Gräben auszuheben, kellermäßige Räume herzustellen, Hunderte von Schießscharten durch die Mauern zu brechen oder hinter zu hohe Mauern Banketts zu fertigen d. h. feste, fortlaufende Brücken, auf welchen über die Mauern hinweggeschossen wurde, und solcher Banketts waren sehr viele nötig. Zum Teil hatten diese Arbeiten innerhalb der Vorpostenlinie zu geschehen, zum Teil noch vor derselben, woraus zu ersehen, daß auch diese Braven oft genug in Gefahr waren, getroffen zu werden ..."

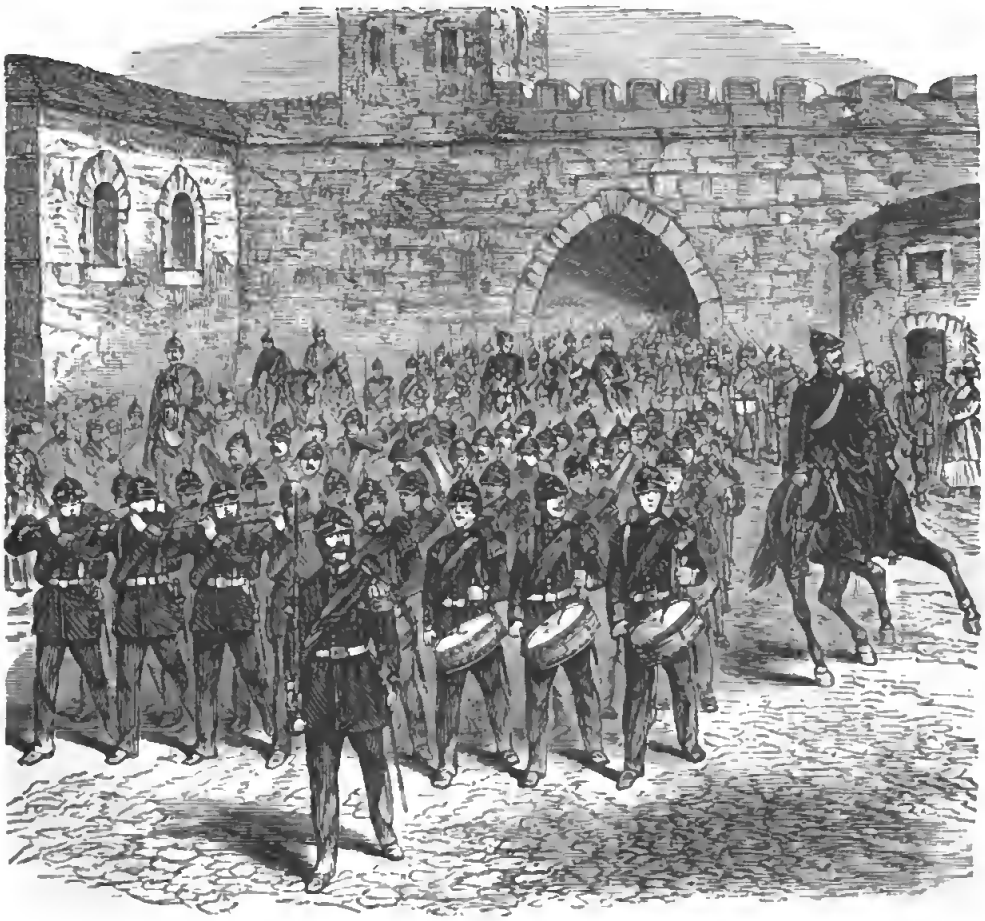
„Welch eine Fülle von Strapazen, Gefahren, Entbehrungen, lästigen Zuständen! Welche Geduld, welche Standhaftigkeit, welche Ausdauer und Unverdrossenheit gehörte dazu, diesen schweren Dienst zu thun, ihn immer gleich treu und sorgfältig zu thun! Oder ist es ein Geringes, monatelang nicht aus den Kleidern, monatelang nicht in ein Bett kommen, sondern auf geringem, widerlichem Stroh liegen, den Tornister zum Kissen, den Mantel zur Decke; wöchentlich dreimal die Nacht zum Tage machen, zweimal in der Woche volle 24 Stunden unter freiem Himmel leben bei jedem Wetter, bei schnei-

dendem Wind und strömendem Regen; durchnäßt im Grabenwasser oder in zähem Schmutz stehend, der einem den Stiefel auszuziehen drohte, ohne einen warmen Bissen, von der nassen Grabenwand bis an die Brust herauf beschmutzt. Dazu verantwortungsvolle Stellungen, die nicht im geringsten ein Ausspannen, ein Ausruhen gestatteten, sondern ganz besondere Sorgfalt und Treue erforderten. Endlich ununterbrochen, Tag und Nacht im Feuerbereich der französischen Geschütze, die keineswegs sparsam mit ihrer Munition umgingen. Oder war das vielleicht schön und angenehm, in Tag und Nacht besetzten, aber niemals gelüfteten Sälen oder in dumpfen Kellern enggeschichtet zu liegen; welche Luft gab's da zu atmen? Todmüde und hungrig heimgekehrt mußten wir erst nach Holz und Wasser laufen und beides wurde immer schwerer zu beschaffen, nicht zum wenigsten, weil anfangs nicht gut damit umgegangen worden war, besonders manche Brunnen abgedreht und zerbrochen waren. Und Hammelfleisch, immer wieder Hammelfleisch, monatelang Hammelfleisch, wer kann's denn essen, ohne daß es ihm widersteht und zum Ekel wird? Und nun ist noch kein Wort gesagt von den schweren Leiden, welche uns der ungewöhnlich strenge Winter und — nun einmal muß es doch heraus — das Ungeziefer bereiteten. Es gehörten eine eiserne Gesundheit, starke Knochen und kräftige Nerven dazu, dies alles auszuhalten, ohne zu erschlaffen und zu brechen. Ach, manches Mannes Gesundheit ist darunter zusammengebrochen, so daß er noch in französische Erde gebettet werden mußte; und gar mancher hat in den Laufgräben vor Paris den Keim zu Krankheit und Siechtum empfangen. Von den Soldaten, die bei Beginn des Kriegs mit ausmarschiert waren, war zuletzt nur noch ein kleiner Bruchteil bei den Kompagnieen; wer nicht geradezu krank wurde, kam doch so herunter, daß ihn der Arzt nach Hause schicken mußte . . . Je länger die Belagerung dauerte, um desto eintöniger, ja langweiliger wurde die Bereitschaft. Man denke sich nur hinein, 24 Stunden ohne Beschäftigung in einem Zimmer oder Keller leben müssen, oft genug enge zusammengedrängt. Die Häuser waren alle durchstöbert, Bücher und Journale durchgesehen bis zum Auswendigwissen. Wo der Raum es gestattete, da schrieb man wohl einen Brief. Mit einer Partie Billard die Zeit zu verkürzen, ging doch wohl nicht recht an, schon weil die Ausrüstungsgegenstände zum großen Teil

fehlten: die Bälle waren verſchleudert und unter die Queues kam's wie eine Seuche, als es zum guten Ton gehörte, daß jeder Unteroffizier, vor allem die Höheren, ſich eines Queues als Spazierſtock bediente, bis er in irgend einer Ecke wieder ſtehen blieb."

Neben dieſem Hauptkampfe um Paris laufen die alle mehr oder weniger hierfür mitentſcheidenden Kämpfe um Metz, die auf dem öſtlichen Kriegsſchauplatze und die auf dem ſüdlichen gegen die Loire. Am 23. September kapitulierte die Feſtung Toul, welche auf ſehr läſtige Weiſe die einzige Eiſenbahnlinie, welche das Belagerungsheer vor Paris mit der deutſchen Heimat verband, unterbrochen hatte. Am 27. September abends 5 Uhr war auch an dem Münſter von Straßburg die weiße Fahne ſichtbar: faſt auf den Tag 189 Jahre, nachdem die Stadt in trauriger und ſchmählicher Zeit von den Franzoſen mitten im Frieden beſetzt worden war. Unmittelbar nach der Schlacht bei Wörth hatte die badiſche Diviſion den Befehl erhalten, Straßburg einzuſchließen: die Reiterei erſchien mit einer reitenden Batterie ſchon am 8. Auguſt vor der Stadt; nach und nach wurde die Belagerungsarmee unter General von Werder bis auf 50 000 Mann gebracht. Die franzöſiſche Beſatzung beſtand aus 17 000 Mann unter dem tapferen General Uhrich. Werder verſuchte zuerſt, ehe der regelmäßige Belagerungsangriff beginnen konnte, durch ein Bombardement auf die Bevölkerung und durch dieſe auf den Kommandanten zu wirken. Aber die Bevölkerung zeigte ſich tapfer und ſtandhaft. Man kam nicht zum Ziele und mußte zum regelrechten Belagerungsangriff ſchreiten, der, in muſterhafter Weiſe durchgeführt, die Kapitulation herbeiführte, als alles zum Sturmangriff vorbereitet war: 17 000 Mann wurden kriegsgefangen, die Offiziere auf Ehrenwort entlaſſen, eine große Menge Material, u. a. 1000 Kanonen erbeutet; 750 Mann und 45 Offiziere hatte den Deutſchen die Wiedergewinnung des großen Waffenplatzes gekoſtet, welche in ganz Deutſchland die höchſte Genugthuung erregte. Am 30. September hielten die deutſchen Truppen ihren Einzug, und in der Thomaskirche wurde ein Dankgottesdienſt gehalten. Der vom König von Preußen beſtellte Generalgouverneur von Elſaß-Lothringen verlegte ſeinen Sitz ſofort nach Straßburg. Ein Teil der Belagerungs-

truppen rückte alsbald nach Paris ab, um dort die dünne Cernierungslinie zu verstärken; eine Diviſion blieb als Beſatzung in der Stadt zurück; der Reſt bildete ein 14. Armeekorps, das unter Werder die Aufgabe erhielt, in den Departements der oberen Seine und Marne die Bevölkerung zu entwaffnen und neue Truppenbildungen



Einmarſch badiſcher Truppen in Straßburg.

zu verhindern. Zugleich bekam eine neue aus Norddeutſchland herangezogene Reſervediviſion unter General v. Schmeling den Befehl, gegen die Feſtungen und Freiſcharen im oberen Elſaß zu operieren. Die Entwaffnung des inſurgierten Landes gelang unter vielen kleinen und einem größeren Gefechte, aber der läſtige Volkskrieg, der hier von der Natur des Landes begünſtigt wurde, machte die äußerſte Thätigkeit und Rührigkeit notwendig, und eine überaus rühmliche

Rolle war dieſen Truppen noch für den letzten Teil des großen Krieges vorbehalten.

Im Oktober erreichte die Armee vor Paris erſt eine Geſamtkraft von 200 000 Mann Infanterie, 34 000 Reitern und 900 Geſchützen. Die Pariſer ſelbſt hatten ſich in die neue Lage gefunden und gefielen ſich mit dem ihnen eigenen glücklichen Temperamente ſogar einigermaßen wohl in der ungewohnten Rolle. Die Blätter logen und renommierten in altgewohnter Weiſe. Victor Hugo erließ am 3. Oktober ein neues Manifeſt: „Die Welt wird erſtaunt ſein, wie großartig Paris ſterben kann. Schon fragt ſich das Pantheon, wo es die Helden unterbringen ſoll, welche eine Ruheſtätte unter ſeiner Kuppel beanſpruchen. O Paris, du haſt die Statue von Straßburg mit Blumen bekränzt, die Geſchichte wird dich mit Sternen kränzen." Die Verbindung mit der Außenwelt wurde durch Luftballons und Brieftauben unterhalten. Den erſten Verſuch, den Belagerungsring zu ſprengen und zu erweitern, hatten die Belagerten am 30. September gegen Süden gemacht. Am 5. Oktober war das königliche Hauptquartier nach Verſailles verlegt worden, wo der Oberbefehlshaber ſelbſt in der Präfektur ſeine Wohnung nahm, während in den weiten Räumen des Schloſſes ein Lazarett eingerichtet wurde. Auch der ebenfalls gegen Süden gerichtete Ausfall vom 13. Oktober endigte vergeblich; vom Mont Valérien wurde das ſchöne Schloß von St. Cloud in Brand geſchoſſen, aus welchem deutſche

Verfolgung eines in Paris aufgeſtiegenen Luftballons durch preußiſche Reiterei.

Soldaten der feindlichen Nation die wertvollſten Kunſtgegenſtände retteten. Am 21. Oktober neuer Ausfall, gegen Südweſten. Ermutigender begann der Ausfall vom 28. gegen le Bourget im Norden, welcher mit Verdrängung einer Kompagnie preußiſcher Garde aus dieſem wichtigen Orte eingeleitet wurde; die Franzoſen richteten

Mont-Valerien mit dem Rieſengeſchütz Valerie.

denſelben zur Verteidigung ein und behaupteten ihn am 29.; am 30. aber griff die zweite Gardediviſion an; heftig wogte in dem Dorfe der Kampf von 9—1 Uhr; um dieſe Zeit war der Platz für die Franzoſen wieder verloren. Indes, 6 Wochen waren vorüber, und Paris widerſtand, — Paris und Metz. Jetzt war Feuer und Energie auch in die Bewegung der Departements durch Gambetta

gekommen, der am 7. Oktober auf dem Luftwege Paris verlassen und, in Tours angelangt, am 9. Oktober seine Thätigkeit mit einer Proklamation begonnen hatte. Mit der ganzen Sicherheit des revolutionären Parteiführers, der glaubte, daß „die Revolution" ihren Bekennern ohne Kenntnis und Studium alles zur rechten Zeit eingeben werde, übernahm dieser 32jährige Advokat die Ministerien des Innern und des Krieges und gesellte sich als Delegierten für das letztere Departement einen zweiten, allerdings sehr tüchtigen Dilettanten, den Bergwerksingenieur Freycinet zu. An demselben Tage genoß Tours die Ehre, vom Balkon des Rathauses aus außer Gambetta den spanischen Republikaner Castelar ein Hoch auf die „lateinischen Republiken" — „wenn wir die Preußen vertrieben haben werden" — ausbringen zu hören, und von dem am gleichen Tage eingetroffenen Garibaldi die Versicherung entgegenzunehmen, daß nach den Worten irgend eines Klassikers die Unterthanen einer Monarchie Kinder, die Republikaner dagegen Männer seien.

Alle dienstfähigen Männer vom 21. bis 40. Jahre wurden aufgeboten; die Präfekten sollten dieselben organisieren und alsdann dem Kriegsminister zur Verfügung stellen; die Republik werde für den Unterhalt der als bedürftig anerkannten Familien sorgen und die Kinder der gefallenen Bürger adoptieren. So sammelte sich rasch ein Entsatzheer zunächst im Süden, die Loirearmee um Orleans unter dem General Motterouge. v. d. Tann erhielt die Aufgabe, mit 27 000 Mann Infanterie, 9000 Reitern und 160 Geschützen gegen diese Armee vorzugehen. Er siegte am 9. Oktober bei Artenay, am 11. bei Ormes und besetzte am selben Abend Orleans.

Tanera erzählt in seinen „Erinnerungen ꝛc." hierüber folgende Einzelheiten: „Paris war seit etwa 14 Tagen cerniert. Die Verpflegung der Belagerungstruppen wurde größtenteils durch Requisitionen in der Umgegend der Hauptstadt ausgeführt. Natürlich mußte die zu diesem Behufe entsendete Kavallerie sich immer weiter ausdehnen, da in den Paris zunächst gelegenen Orten bald kein einziges Stück Rindvieh, kein Hammel, ja nicht einmal mehr Wein aufzutreiben war. Teils hatte man den Einwohnern schon alles genommen, teils aber verbargen dieselben ihre noch nicht abgelieferten Bestände in den zahlreichen größeren und kleineren Waldungen, in welchen sie vor der deutschen Kavallerie ziemlich sicher waren. Außer-

dem hatte ſich das Landvolk vom erſten Schrecken, der dem Erſcheinen des deutſchen Heeres gefolgt war, erholt, und es zeigte ſich immer mehr die feindſelige Stimmung, welche uns ſpäter ſo viele Mühe verurſachen ſollte. Dazu kam, daß die Gerüchte über das Auftreten eines im Süden der Loire ſich bildenden Entſatzheeres immer lauter wurden und ſich dadurch viele ſonſt ganz friedliche Bauern zu direktem Widerſtand gegen die deutſchen Reiter hinreißen ließen. Letztere, damals größtenteils noch ohne Karabiner ausgerüſtet, waren oft in dem waldigen Gelände geradezu machtlos, und es ergab ſich die unbedingte Notwendigkeit, auch Infanterie gegen Süden vorzuſchicken. Es kam darauf an, den widerſpenſtigen Bauern bis in die hinterſten Schlupfwinkel ihrer Waldungen zu folgen, ihnen das verſteckte Vieh abzunehmen, thätlichen Widerſtand zu brechen und vor allem den Bewohnern der dortigen Gegend zu zeigen, daß ſie in keinem Schlupfwinkel ſicher ſeien und jeder feindſelige Akt, der von Civiliſten ausgeübt wurde, ſichere Beſtrafung finden würde. Wer war beſſer geeignet, die verborgenſten Winkel in den dichten Waldungen zu durchforſchen, als die Jäger? Vom Generalkommando des Armeekorps wurde zu dieſem Behufe ein Streifdetachement von 2 Offizieren, 1 Horniſten, 2 Unteroffizieren und 45 Jägern formiert. Die beiden ausgewählten Offiziere waren der Oberleutnant Freiherr von Sch., ein kleiner Mann, der keinen Feind und keinen Teufel fürchtete, aber leider das Unglück hatte, gleich anfangs unſerer Streife zu ſtürzen und ſich ſtark zu verletzen, und dann meine Wenigkeit. Von den 5 Jägerbataillonen des Armeekorps gab jedes 9 freiwillig ſich meldende Jäger zu dem Detachement ab. Ebenſo waren die Unteroffiziere und der Horniſt aus den freiwillig zur Streife ſich Meldenden ausgeſucht. Was da für eine Geſellſchaft zuſammenkam, kann man ſich denken. Natürlich hatten ſich bei jedem Bataillon eine Menge von wahren Teufelskerlen gemeldet und davon wurden die 9 geeignetſten uns zugeteilt. Ich hatte mir die des 1. Jägerbataillons ſelbſt ausgeſucht. Von 8 derſelben war ich feſt überzeugt, daß ſie im Hochgebirge mehr gewildert, als ſonſt etwas gearbeitet hatten, daß ſie ſicher, wenn die Büchſe nicht mehr ausreichte, mit Meſſer und Fäuſten und Zähnen dem Gegner noch den Garaus gemacht hätten und daß ſie ſich eher in Stücke zerreißen, als gefangen nehmen laſſen würden. Ganz die gleichen Burſchen bekamen wir

von den andern Jägerbataillonen, und als wir dieſe flotten Geſellen am 28. September früh muſterten, durften wir mit unſerem Häuflein zufrieden ſein. Mit 48 ſo ausgeſuchten bayeriſchen Jägern konnte man durch halb Frankreich ziehen und kein einziger wäre lebend den Welſchen in die Hand gefallen. Meinen neunten Jäger des 1. Bataillons wählte ich aus einem anderen Grunde. Es war ein ſchmächtiges, faſt zartes Bürſchlein namens Voetter, das bei Ausbruch des Krieges freiwillig eingetreten und mit dem letzten Erſatz nach Longjumeau nachgekommen war. Dieſes kleine Jägerlein hatte ſich auch zur Streife gemeldet. Es ſah eigentlich poſſierlich aus. Die Stiefel waren ihm zu groß, die Uniform hing an ihm, wie an einer Latte, der Helm ſaß ihm faſt auf den Ohren, und der Torniſter verdeckte rückwärts beinahe den halben Mann. Aus dem Auge aber blitzte Schneid. Dies beſtach mich, und wie ich mich im Leſen aus den menſchlichen Blicken faſt nie getäuſcht, ſo war es auch hier, das kleine ‚Voetterle‘ hat ſich famos bewährt. Freilich beſtimmte mich zur Wahl ſeiner Perſon am meiſten der Umſtand, daß er recht gut franzöſiſch ſprach, wovon ich mir — und mit Recht — manchen Vorteil verſprach. Unſer Befehl lautete: ‚Die Waldungen durchſtreifen, Bewaffnete vertreiben, fangen und erſchießen, Vieh requirieren und an die nächſten Truppen abgeben, uns, d. h. die deutſche Uniform in den verborgenſten Schlupfwinkeln zeigen und alles thun, was die Sicherheit der Armee gegen hinterliſtige Überfälle erhöht.‘ Es wurden uns weder über die einzuſchlagenden Wege, noch über die Dauer der Streife Vorſchriften gegeben und von einer Verpflegung war gar nicht die Rede, denn man dachte ſich ſchon, daß ein ſolches Streifkommando nicht verhungert.

„Am 28. marſchierten wir ab und, was mir die Hauptſache war, ich wurde beritten gemacht. Am Abend ſtießen noch 2 Chevau-legers zu uns, die ſich ebenfalls freiwillig gemeldet hatten und Ordonnanzdienſte verrichten ſollten. Am erſten Tage kamen wir nach Perray bei Epinay. Am folgenden Morgen durchſtreiften wir die Wälder von Seguigny, fanden aber nichts; wir waren eben noch zu nahe bei der Armee ſelbſt. Nachmittags aber trafen wir bei Brugères auf eine deutſche Trainabteilung, die uns einen Bauern übergab, der von Ulanen beim Zerſtören einer deutſchen Telegraphenlinie abgefaßt worden war. Er wurde eingehend verhört, geſtand alles zu

und erklärte, daß er es für seine Pflicht halte, den Deutschen zu schaden, soviel er könne. ‚Sind Sie Soldat?‘ ‚Nein, ich bin es auch nie gewesen.‘ ‚Wissen Sie, was Ihnen geschieht?‘ ‚Nein.‘ ‚Sie werden erschossen.‘ ‚Dies ist mir einerlei. Ich sterbe für mein Vaterland. Wenn Sie mich freilassen, werde ich wieder Telegraphen zerstören.‘ — Dachte der Franzose, er werde uns durch die zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen den Tod rühren, so irrte er sehr. Ich erklärte ihm, da ich in der französischen Sprache gewandter war, als der Führer der Streife, daß er jetzt erschossen würde, und frug ihn, ob er noch einen Auftrag geben wolle. ‚Nein.‘ ‚Wünschen Sie, daß man Ihre Angehörigen benachrichtigt, so nennen Sie mir Ihren Namen und Ihre Heimat.‘ ‚Ich habe weder Angehörige noch Heimat.‘ ‚Wollen Sie noch beten?‘ ‚Nein. Ich glaube an keinen Gott.‘ ‚Gut, dann stellen Sie sich an jenen Graben neben der Straße.‘ Ich verband ihm die Augen, 6 Jäger traten vor; ‚legt an‘ — ‚Feuer‘; er sank um und zuckte mit keinem Finger mehr. 5 Geschosse waren durch das Herz gegangen, 1 hatte die Brust durchschlagen. Nachdem wir uns von dem Tode des Füsilierten überzeugt, warfen wir Erde über ihn und marschierten dann weiter. Die Nacht brachten wir teils im Hofe, teils im Schlosse Baillot zu. Posten unterließen wir auszustellen, drohten aber dem anwesenden Verwalter oder was er sonst war, daß kein Bewohner am Leben und kein Gebäude vom Feuer verschont bliebe, wenn einem der Unsern etwas passieren würde. Am nächsten Tage hatte Oberleutnant Baron Sch., wie schon erwähnt, das Mißgeschick, mit seinem Pferde zu stürzen und sich so zu verletzen, daß von weiterem Reiten oder gar Gehen keine Rede war. Wir requirierten nun eine sehr elegante, einspännige Equipage für ihn, dazu einen dicken Grauschimmel und darin fuhr er in das nächste von uns gemeinsam ausgemachte Quartier. So schwer es dem hervorragend schneidigen und unternehmungslustigen Offizier auch war, er mußte von jetzt an das eigentliche Streifen mir allein überlassen und konnte nur an jedem Abend die einzuschlagenden Wege ꝛc. befehlen. Ich aber war im wahrsten Sinne Freiherr. ‚Durch die Wälder, durch die Auen zog ich frohen Sinns dahin.‘ So konnte ich singen und meine Jäger mit mir. Die zwei Chevau-legers und einige Jäger blieben bei Oberleutnant v. Sch. Ich aber durchstreifte mit meinem Kommando

das Bois de Biscorne. Nach einiger Zeit fanden wir das erste jener Verstecke von Hornvieh, Schafen, Ziegen ꝛc., das aber merkwürdigerweise von Menschen verlassen war. Da mir dies sonderbar vorkam, schloß ich, daß wir doch bemerkt worden und die Wächter ausgerissen seien. Während ein Teil der Jäger alles Vieh zum Forttreiben zusammenkoppelte ꝛc., drang ich mit den anderen noch weiter vor und kam an eine Lichtung, auf der sich Kornfelder befanden, welche jedoch schon abgeerntet waren. Etwa 300 Schritte vor uns liefen 2 Bauern, was sie nur konnten, davon. Dies waren also die Hüter gewesen. Von einem Einholen derselben konnte keine Rede sein, denn ich hatte mein Pferd an dem Rande des Waldes zurückgelassen und über Marcoussis nach Beauvais auf der Straße vorgeschickt, da es doch durch das niedere Gestrüpp nicht durchgekommen wäre. Ängstigen wollte ich die beiden Bauern aber doch. Ich ließ mir eine Büchse geben, sagte den Leuten, daß ich zwischen beiden hindurchschießen würde und drückte ab. Wie da die Pisangs (Bauern) auseinanderfuhren, das war wirklich kostbar. Einer verschwand sofort wieder im Walde, der andere lief in der Lichtung weiter. Da machte ich mir noch einmal den Spaß, an dem Ohr des letzteren vorbei zu schießen. Das Geschoß kam höchstens auf 5—6 m in seine Nähe und warf seitwärts Staub in die Höhe. Trotzdem stürzte er — wahrscheinlich aus Schrecken — zusammen, raffte sich aber schleunigst wieder auf und rannte nun wie besessen davon. Der wird eine schöne Schauergeschichte seinen Bauern vorgelogen haben! Jedenfalls sprach er von Bomben so groß wie Zuckerhüte, die ihn gestreift u. s. w. Wir aber trieben alles Vieh fort und übergaben es in Marcoussis einem sich dort befindenden Requisitionskommando, das bisher vergeblich gesucht und daher ob des unerwarteten Geschenkes sehr erfreut war. Ähnlich erging es in den nächsten Tagen. Wo wir in den versteckteſten Waldwinkeln erschienen, erregten wir ein wahres Entsetzen. Dies mag wohl die Ursache gewesen sein, daß wir nirgends auf bewaffneten Widerstand stießen und nur hier und da einigen Bauern eine kleine Dosis Haselnußstecken zum Einnehmen geben mußten. Am 2. Oktober machte mir mein ‚Voetter‘, der allgemein das ‚Voetterle‘ genannt wurde, einen Streich. Wir hatten in Maillecourt bei Oray etwa 1500 Flaschen Rotwein requiriert und abgeliefert. Natürlich behielt ich

einen entſprechenden Reſt für mein Detachement zurück. Als Handmagazin hatte ich mir ſchon längſt einen kleinen zweiräderigen Wagen nebſt Pferd requiriert und Voetter die beſondere Aufſicht hierüber anvertraut. Derſelbe erhielt nun von mir den Befehl, in den Wagenſitz einige Flaſchen für meinen perſönlichen Bedarf zu legen, ſchob aber ſo viele hinein, daß der Sitz nicht mehr ſchloß. Oft unternahm ich abends, wenn die Leute und mein Reitpferd zu weiterem Streifen zu müde waren, in dieſem Wagen noch beſondere Rekognoscierungsfahrten und nahm dabei meiſt den kleinen gewandten Voetter mit. So auch heute. Als ich mich aber auf den Bock ſetzte und anfuhr, begann bald ein Knirſchen und Krachen und in wenigen Sekunden ſtand der Rotwein faſt ½ Fuß hoch im Wagen. Keine Flaſche blieb ganz. Ich hatte das Nachſehen und Voetter bekam ſein Donnerwetter. Nach dieſer Erfahrung requirierte ich mir eine nette vierräderige Equipage, deren Führer, ein alter Herrſchaftskutſcher, auch bis beinahe nach Orleans mitgehen mußte. Sie konnte mehr Lebensmittel aufnehmen, als der zweiräderige Karren. Alle Wälder zwiſchen Longjumeau, Arpajon, Limours und Verſailles hatten wir durchſtreift und viel Vieh ꝛc. gefunden; überall waren wir zwar auf Schrecken und Angſt, nirgends aber auf ernſte Schwierigkeiten geſtoßen. Am 5. Oktober begab ich mich mit Oberleutnant v. Sch., der nur mühſam vorwärts hinken konnte, nach Verſailles ſelbſt und ſah den von einem Rekognoscierungsritt zurückkehrenden König von Preußen. Ebenſo beſuchten wir am 6. abends dieſe Stadt und konnten das Springen der berühmten Waſſerwerke bewundern.

„Da erfuhren wir zwei hochintereſſante Neuigkeiten. Erſtens, daß die Franzoſen die Bewaffnung der Nationalgarde angeordnet und zu dieſem Zwecke an alle bis jetzt von den Deutſchen noch nicht beſetzten Orte Waffen verteilt hatten und zweitens, daß das 1. bayeriſche Armeekorps beauftragt ſei, gegen die im Süden zuſammengebrachten franzöſiſchen Streitkräfte in der Richtung auf Etampes vorzugehen. Erſtere Nachricht bot uns ein neues Feld der Thätigkeit dar, nämlich das Aufſuchen, Abnehmen und Zerſtören dieſer Waffen, und letztere beſtimmte uns, raſch in ſüdöſtlicher Richtung vorzugehen, denn wenn unſer Korps zum Schlagen kam, durften doch wir nicht fehlen. In einigen ſtarken Märſchen gelangten wir über Monthlery, Arpajon und Auvers nach la Grange des Bois. Von hier an merkte man

ſchon, daß wir in eine Gegend kamen, in der ſich noch keine Deutſchen gezeigt hatten. Am 9. Oktober rückte ich früh 3½ Uhr ab, durchſuchte die Waldungen, Puiſſelet-de-Marais, la Forêt-Sainte-Croix und kam nach Marolles. Da wir während des Tages wiederholt gehalten und an verſchiedenen Orten länger verweilt hatten, ſo brach die Dunkelheit herein, ehe wir das beabſichtigte Ziel la Grange de l'Orme erreichten. Weil es in der Nacht ſehr ſchwer werden konnte, dieſen kleinen Hof in einem finſteren Walde zu entdecken, ſo ſah ich mich nach einem Führer um. Während ich verſchiedene Bauern zu dieſem Behufe über ihre Ortskenntnis ausfrug, ſuchte ſich ein jüdiſcher Schullehrer möglichſt bemerklich zu machen. Er meinte, der und der Bauer müſſe den Weg kennen, derſelbe ſei ja für Einheimiſche leicht zu finden und er, der Lehrer ſelbſt, habe ihn ſchon oft bei Nacht zurückgelegt. Da war ich alſo auf einmal aller Mühe enthoben. ‚So, Sie kennen den Weg? Ei dann führen Sie uns ſelbſt.‘ Das hatte das gute Lehrerlein nicht erwartet, denn wahrſcheinlich war ſein ganzes Beſtreben nur dahin gegangen, einem chriſtlichen Bauern die Führerrolle aufzuhalſen, damit ſeine jüdiſchen Mitbürger verſchont blieben. Es mußte daher das Sträuben desſelben durch einige revolveriſche Andeutungen überwunden werden und dann ſetzten wir unter ſeiner Führung den Marſch weiter fort. Daß ſich meine Jäger den Spaß machten, den Israeliten noch einigemale recht zu ängſtigen, wehrte ich ihnen nicht, denn er benahm ſich ſo lächerlich furchtſam, daß die Sache zu komiſch war. Als wir ihn am Ziele entließen, rannte er, ſo ſchnell er konnte, wieder zurück und hielt ſich wahrſcheinlich erſt für geſichert, nachdem er innerhalb ſeiner 4 Mauern angekommen. Am folgenden Tage, am 10. Oktober, erlebte ich in Abbeville ein intereſſantes Abenteuer. Aus dem ganzen Gebaren der Bewohner merkte ich, daß in dieſem Dorfe noch keine Deutſchen geweſen waren. Ich beſchloß, hier zu raſten und nach Waffen ꝛc. zu ſuchen. Auf dem Kirchenplatz angekommen, ließ ich die Gewehre zuſammenſetzen, ſtellte einige Poſten aus und ſchickte das kleine ‚Voetterle‘ auf die Suche nach dem Maire. Bald darauf kam derſelbe mit dem Geſuchten an und zugleich mit dem Ortsvorſteher erſchienen auch der Pfarrer, der Schullehrer, verſchiedene Bauern und zahlreiche Weiber nebſt noch zahlreicheren Kindern. Der Maire machte ein recht boshaft verſchmitztes Geſicht, deſſen Anblick allein

ſchon in Zorn verſetzen konnte. Er hatte ein ſogenanntes Ohrfeigengeſicht. ‚Herr Maire, wo ſind die für die Nationalgarde beſtimmten Waffen?‘ ‚Wir haben keine Waffen erhalten.‘ ‚Nicht? Dann wiſſen Sie wohl auch nichts von dem Zirkular, welches Ihr Kriegsminiſter Gambetta über die Organiſation der Nationalgarde erlaſſen hat, und das von allen Präfekten an ſämtliche Gemeinden verteilt wurde?‘ ‚Nein, davon weiß ich nichts.‘ ‚Nun dann kann ich Ihnen daraus erklären, daß anfangs Oktober oder Ende September jedes Dorf entſprechend ſeiner Größe eine Anzahl Gewehre erhalten hat, um damit die Nationalgarde zu bewaffnen. Abbeville hat 309 Einwohner alſo muß es ungefähr 30 Gewehre erhalten haben. Wo ſind dieſelben?‘ ‚Wir haben keine bekommen.‘ ‚Gut, wenn Sie nichts davon wiſſen wollen, ſo laſſen Sie ſofort bekannt machen, daß in einer halben Stunde meine Jäger alle Häuſer durchſuchen werden. Finden ſie in einem derſelben ein Gewehr, ſo wird das betreffende Haus angezündet und der Beſitzer desſelben füſiliert. Haben Sie mich deutlich verſtanden?‘ ‚Jawohl, Herr Offizier. Ich werde es gleich austrommeln laſſen.‘ Schon wollte ich bei dieſem entſchiedenen Auftreten des Maire an einem Erfolge verzweifeln, als plötzlich Voetter hinter mich trat und mir leiſe ins Ohr flüſterte: ‚Herr Leutnant, ich habe zwiſchen Frauen geſtanden, welche davon ſprachen, es ſei jetzt doch gut geweſen, daß man die Gewehre in der Kirche verſteckt habe, denn dort würden wir ſie ſicher nicht finden.‘ — Ich winkte nun 4 Jäger heran, befahl ihnen auf ein verabredetes Zeichen in der Kirche nach den Gewehren zu ſuchen und frug den Maire noch einmal, ob er wirklich nichts von Waffen wiſſe. Er blieb bei ſeiner Behauptung und meinte unter höhniſchem Grinſen, vielleicht würde ſich nach Bekanntgabe meines Befehles ein Bauer melden, der vielleicht die geſuchten Gewehre in ſeinem Hauſe habe. ‚Laſſen Sie das Ausrufen vorläufig noch gehen. Ich will zuerſt meine Jäger in der Kirche ſuchen laſſen.‘ Der Mann ſchrak ſichtlich zuſammen und verlor viel von ſeiner bisherigen Feſtigkeit. ‚Unteroffizier W., Sie ſorgen, daß der Kerl nicht ausreißt. Ich will mich einmal mit in die Kirche begeben.‘ ‚Sehr wohl, Herr Leutnant.‘ Die bezeichneten Jäger liefen auf einen Wink von mir voraus und durchſuchten die ganze Kirche. — Umſonſt. ‚Voetter, haben Sie ſich nicht getäuſcht?‘ ‚Nein, Herr Leutnant. Ich habe die Weiber deutlich verſtanden.‘

‚Dann will ich ſelbſt ſuchen.‘ Ich durchſchritt die ganze Kirche, ließ die Rückwand des Altars herausreißen, erſtieg den Kirchenboden, viſitierte den Turm; alles vergebens. Als der Maire ſah, daß wir nichts erreicht, wurde er wieder frech und meinte, ob er jetzt meinen Auftrag ausrufen laſſen ſolle. ‚Noch nicht. Ich will mir die Kirche von außen anſehen.‘ Der Maire lachte. Dies genierte mich aber nicht; ich ging um die ganze mittelgroße Kirche herum, beſah mir genau ihre Bauart, ob nicht irgendwo ein von innen nicht bemerkbarer Anbau vorhanden ſei, ſuchte, jedoch vergeblich, nach etwaigen Fenſtern einer verborgenen Krypta und betrachtete mir ſorgſam die äußere Form des Dachſtuhles. Dann erſtieg ich noch einmal den Turm und das innere Dachgebälke und blickte wieder umher. ‚Halt, was iſt denn da für eine Mauer? Außen fällt hier das Dach ſchräg ab; hier innen iſt eine ſenkrechte Mauer; wozu?‘ — Ich befühlte die bewußte Mauer; ſie war noch feucht. ‚Aha, da haben wir ja, was wir wollen.‘ ‚Horniſt Huber, ſchlagen Sie einmal mit dem Pickel einen Stein heraus.‘ Es geſchah und ging ganz leicht. Ich blickte durch das Loch. Stockdunkel. ‚Ein Zündhölzchen her!‘ — Ich leuchtete hinein und ſieh, da lagen ſorgſam geordnet eine ſtattliche Zahl ganz neuer Gewehre. Nun ließ ich durch Jäger dieſelben, nachdem das Loch erweitert war, herausnehmen, ſtieg einſtweilen vom Kirchendachſtuhl hinab und trat wieder zum Maire. ‚Sie haben alſo wirklich keine Waffen erhalten?‘ ‚Nein. Sie können ja alle Häuſer durchſuchen laſſen.‘ Da konnte ich mich nicht mehr halten, ſondern langte aus und gab dem Mann eine Ohrfeige, ſo ſtark wie ſie eben ein in ſeiner Vollkraft ſtehender junger Menſch, der durch fortwährendes Turnen ꝛc. ſeine Muskeln ganz beſonders ausgebildet hat, zu geben vermag. Der Maire flog auch einige Schritte auf die Seite und wurde dort von Jägern aufgefangen. Da unterdeſſen die erſten Gewehre auf die Straße gebracht worden waren, ſo ſagte der Gezüchtigte kein Wort, ſondern ſtand zitternd und bebend da und machte jetzt eine ebenſo erbärmliche Figur, als er kurz vorher frech geweſen. Ich würdigte ihn keines Wortes, ſondern wartete, bis alle Gewehre, 36 an der Zahl, ſowie die dazu gehörige Munition herbeigeſchafft worden waren. Letztere wurde einfach ins Waſſer geworfen und dadurch unbrauchbar gemacht. Die Flinten, die wegen des veralteten Minié-Syſtems für uns ganz wertlos waren, wurden

zerſchlagen. Hier fand ich Zinkgeſchoſſe mit Kautſchukſtiel, welche eine Wunde jedenfalls ſehr ſchwer heilbar gemacht, vielleicht die Blutvergiftung des Getroffenen herbeigeführt hätten. Ich beſitze noch ein Exemplar dieſer Geſchoſſe. Nun kam die Reihe wieder an den Maire. ‚Jetzt werden Sie füſiliert.‘ — Der Burſche zitterte wie Eſpenlaub und benahm ſich nun in jeder Art feig und unmännlich. Trotzdem legten der Pfarrer, der Lehrer und zahlreiche Bauern und Frauen Fürbitte für ihn ein. Da ich überdies über mein Recht, den Menſchen erſchießen zu laſſen, doch ſehr im Zweifel war, ſo ließ ich mich ſcheinbar nur widerwillig, in Wirklichkeit aber ſehr gerne erweichen und ſchenkte ihm das Leben. Weil ich mich auch nicht mit dem Transport eines Gefangenen behindern wollte, ſo ließ ich ihn frei. Die ausgeſtandene Todesangſt wird er doch nicht vergeſſen. Dies war ſeine Strafe.

„Kaum hatten wir Abbeville verlaſſen, ſo vernahmen wir von Süden her Kanonendonner. Wie das den Jägern Füße machte! Ich ritt mit 2 Chevau-legers voraus und ſuchte zu erſpähen, was es gäbe, konnte aber vorläufig nichts entdecken. In Autruy mußte ich einen längeren Halt machen. In dem dortigen ſchönen Schloſſe kochten wir ab und fanden auch manche Beigabe, die zu dem Fleiſch des requirierten Kalbes recht gut ſchmeckte. Lange duldete es uns aber nicht beim Mittageſſen. Sobald wir fertig waren, brachen wir von neuem auf und marſchierten weiter in der Richtung nach Süden, wo wir immer noch Kanonendonner hörten. Ich wollte nun Wagen requirieren, um meine Leute aufſitzen zu laſſen und ſchneller vorwärts zu kommen. Es war aber ganz unmöglich. Alles ſchien geflohen und trotz des eifrigſten Suchens fanden wir ein einziges Pferd, das ich in einen zweirädrigen Karren ſpannen ließ und auf dieſem nun wenigſtens die Torniſter fahren laſſen konnte. Wir marſchierten weiter über Allainville, Faronville bis Bazoches-les-Gallerandes. Von einer Huſaren-Offizier-Patrouille erfuhr ich, daß die 1. bayeriſche Diviſion bei Artenay auf den Feind geſtoßen ſei und denſelben geworfen habe. Morgen gehe es auf Orleans los. Daß ich mit meinen Jägern da nicht fehlen durfte, war klar. Heute aber ging es nicht mehr. Wir hatten etwas über 45 Kilometer zurückgelegt, davon ungefähr 15 Kilometer ohne Wege durch Wald und Geſtrüpp geſtreift; es war heiß und die Leute würden ſicher durch noch wei-

teren Marſch ſo übermüdet worden ſein, daß ſie vielleicht am andern Morgen nicht mehr friſch geweſen wären. Daher ließ ich — es war unterdeſſen auch dunkel geworden — in Bazoches-les-Gallerandes halten. Das Dorf iſt groß und die Bevölkerung ſchien mir ſehr erregt. Um nun Nachtpoſten zu erſparen und allen Leuten die nötige Ruhe zu verſchaffen, verfuhr ich folgendermaßen. Ich ſuchte einen ſehr großen, ziemlich allein ſtehenden Bauernhof, ließ in demſelben alle Leute ſich's bequem machen, fing mir aber mit Hilfe einer Patrouille von 6 Jägern 5 der angeſehenſten Bürger des Ortes heraus und ordnete an, daß dieſelben mitten unter den Jägern ſchliefen. Dann erklärte ich dem Maire: ‚Wenn wir heute Nacht beläſtigt werden, ſind die 5 Bauern ſofort Kinder des Todes. Außerdem gehen die umliegenden Scheunen (dieſelben waren ganz mit Stroh und Feldfrüchten gefüllt) in einem Augenblick in Flammen auf. Treffen Sie Vorkehrungen, daß wir nicht geſtört werden.' Der Maire war vernünftig und ließ ſeine Nachtwächter zu unſerem Schutze die ganze Nacht um den Hof herum patrouillieren. Wir aber ſchliefen mit Ausnahme eines alle Stunde abgelöſten Jägers, der die Geiſeln bewachte, recht gut. Auch Oberleutnant v. Sch. hatte ſich in der Nacht noch eingefunden und war mit meinen Anordnungen vollkommen zufrieden. So endete dieſe intereſſante Streife, bei der ich mich wie ein kleiner Feldherr fühlte, der allein im feindlichen Lande herumzieht. Ich habe noch manches andere dabei erlebt; ſo z. B. bekam ich in einem Hofe bei St. Aubin freiwillig von einem ſehr hübſchen Mädchen einen Kuß, weil ich, gerührt durch ſeine ſchönen Augen, die 3 ſchon requirierten Kühe demſelben zurückgab. Alles eingehend zu erzählen, würde aber zu weit führen. Ich kann nur ſagen, daß dieſe Zeit, in der ich ganz ſelbſtändig, ausgeſtattet mit ſehr weitgehenden Vollmachten, im Herzen Frankreichs in den Wäldern herumſtreifte, mit zu der für mich intereſſanteſten der 3 im Feindesland verlebten Jahre zählt und ich mich auch ſehr gerne an meine damaligen Untergebenen, wahre Teufelskerle, zurück erinnere. Ich habe die letzteren noch in der Schlacht von Orleans geführt und konnte mit Recht ſtolz auf dieſe ‚Freiwilligen' ſein . . .

„In aller Frühe brachen wir auf. Der arme Oberleutnant v. Sch. hatte ſich geſtern ſo überangeſtrengt, daß er keinen Schritt gehen, noch weniger ein Pferd beſteigen konnte. Mir war dies, wie ich nicht

leugnen will, gar nicht so unlieb, denn nun durfte ich in dem voraussichtlich entstehenden Gefecht ganz selbständig über meine ‚Bande', wie ich scherzweise, und zwar in gutem Sinne gemeint, die Leute nannte, verfügen. Daß sie mir wie ein Mann alle nachfolgen würden, das wußte ich. Wir kannten uns ja jetzt gegenseitig zur Genüge. Einen Chevau-leger nebst 2 Jägern behielt Sch. bei sich und den Wagen. Mit dem andern Chevau-leger trabte ich vor, um zu rekognoscieren und die Jäger marschierten auf der Straße über Crottes gegen Orleans vor. Alles war still. Weit und breit weder Freund noch Feind war zu sehen. Ich trabte über Archères gegen Ruan und blickte nach der von da 3½ bis 4 Kilometer entfernten Hauptstraße von Paris nach Orleans hinüber. Dortselbst wälzten sich lange Kolonnen gegen Süden vor. Es war also richtig, was der Husarenoffizier mir gestern mitgeteilt, daß man nämlich heute gegen die Loire vorgehe. Nun kehrte ich wieder ostwärts auf die Straße zurück, auf der meine Jäger kommen mußten. In der weiten, eine endlose Übersicht bietenden Ebene sah ich sie etwa in der Höhe von Neuville aux Bois marschieren. Über sie beruhigt, trabte ich wieder an und ritt bis fast Neuville selbst. Nirgends entdeckte ich eine soldatische Seele. Ich konnte mir also sagen, daß ich allein mit meinen 45 Männleins etwa 9 Kilometer östlich der deutschen Armee in dem mir wildfremden Feindeslande herumturnte. Nun ging ich ernstlich mit mir zu Rate. Das konnte ich mir ja deutlich ausklügeln, daß das Ziel unserer Armeeabteilung Orleans sein werde. Ebenso klar erkannte ich aber auch, daß die Franzosen uns nicht ohne weiteres den großen, nördlich der Loire sich ausdehnenden Wald und die reiche Stadt Orleans überlassen würden. Nun führte die Straße, auf der meine Jäger vormarschierten, wohl auch nach Orleans, aber sie näherte sich nur allmählich der Pariser Straße und war beim Eintritt in den kolossalen Wald von Orleans immer noch 7 Kilometer von letzterer entfernt. Ob ich beim Durchschreiten des etwa 14 Kilometer breiten Waldes nicht abgeschnitten und in eine schlimme Lage gebracht würde? Wenn mich feindliche Übermacht umzingelte? Was dann? — Ich hätte ja jetzt noch leicht nach der Pariser Straße abbiegen und mich über Trinay und Bucy-le-Roi an die Hauptkolonne anschließen können. Da wäre ich aber sicher an die Queue gekommen und vielleicht bei der Reserve zurückgehalten worden. Das

lag nun durchaus nicht in meinem Sinne. Hatte ich ja doch Jäger und zwar ausgesuchte freiwillige bayerische Jäger unter mir! Solche Kerls machen schon die Augen auf und von Gefangenwerden war ja keine Rede. Kavallerie konnten im Walde Brigaden gegen uns ankommen. Das wäre uns einerlei gewesen. Nun und französische Infanterie? Die hatte ja auch keine besseren Augen als wir und vor allem konnte sie jedenfalls solche Anstrengungen wie meine Jäger nicht aushalten. Im Notfall hätte es eben geheißen: ‚Ausreißen, was Zeug hält!‘ Ich beschloß also direkt durch den Wald gegen Orleans vorzudringen und verließ mich im übrigen auf meine und meiner Leute Aufmerksamkeit und mein Glück. Nun kehrte ich zu dem unverdrossen weiter marschierenden Zuge zurück und teilte den Leuten mit, was ich beschlossen und was uns eventuell bevorstand. Die hatten keine Spur von Sorge. Im Gegenteil. Das Abenteuerliche der ganzen Geschichte reizte sie sehr und lustig marschierten sie drauf los. Ich selbst trabte mit meinem Chevau-leger wieder voraus, um zu rekognoscieren. Da ich mit dem Feldstecher weit und breit nichts Feindliches entdecken konnte, so wartete ich meine noch etwa $1^1/_2$ Kilometer zurückgebliebenen Jäger gar nicht ab, sondern trabte, vorsichtig nach allen Seiten spähend, auch in den Wald hinein. Nach etwa 5 Minuten sah ich das große, ausgedehnte, in einer Waldlichtung liegende Dorf St. Lyé vor mir. Wieder war nichts vom Gegner zu sehen und zu hören. Nur Bauern, die mich aber nicht bemerkten, trieben sich auf der Straße herum und besprachen sich in sichtbarer Erregung miteinander. Solange mich die Bäume deckten, ritt ich nun langsam neben der Straße vor. Als ich aber jeden Augenblick erwarten mußte, doch gesehen zu werden, ließ ich meinen Braunen den Straßendamm erklimmen, gab die Sporen und jagte in vollem Galopp in das Dorf hinein. Der Chevau-leger sauste hinter mir drein. Da flogen die Bauern auseinander, als ob der Blitz unter sie eingeschlagen habe; von allen Seiten ertönten die Schreckensrufe ‚les Prussiens, les Prussiens‘, und sämtliche Einwohner retteten sich so schnell sie konnten in die Häuser. Ich sowohl, als mein Chevau-leger mußten herzlich lachen, denn diese Flucht sah zu komisch aus. Trotzdem ritten wir durch das ganze Dorf durch, um uns wenigstens oberflächlich überall umzusehen. Nirgends ein Zeichen einer feindlichen Besetzung. Da parierten wir

die Pferde und kehrten im Schritt in die Mitte des Dorfes, welches damals 825 Einwohner zählte, zurück. Dort rief ich einen hinter einem Fenster hervorschauenden Bauern an und befahl ihm, zu mir zu kommen. Er gehorchte aber nicht. Auch mein Drohen war umsonst. Endlich erschien eine Frau und erkundigte sich nach meinem Begehr. Ich erfuhr auf meine Fragen, daß noch nie ein deutscher und seit gestern Abend auch kein französischer Soldat das Dorf betreten habe. Nun konnte ich mir die durch mein Erscheinen entstandene Aufregung leicht erklären. Ich war also der erste der ‚wilden Barbaren', den die liebenswürdigen Bewohner von St. Lyé zu Gesicht bekamen. Während ich mich bemühte, aus der Frau alle möglichen Nachrichten heraus zu bekommen, schien auch der männliche Teil des Ortes Mut gefaßt zu haben und allmählich erschienen zuerst einzelne, dann mehrere, zuletzt an hundert Bauern und umgaben neugierig mich und meinen Chevau-leger. Nun wuchs auf einmal allen der Kamm; die Hinteren riefen den Vorderen, mit denen ich gerade sprach, zu, mir doch keine Antwort zu geben und alle gaben deutlich zu erkennen, daß sie den besten Willen hatten, mir und meinem Chevau-leger den Garaus zu machen. Sie hielten uns nämlich nur für eine Seitenpatrouille und ein schwarzhaariger Schlingel erklärte seinen Genossen so laut und deutlich, daß ich ihn ganz gut verstand, wenn man uns erschlage, so könnten wir keine Nachricht zurückbringen und damit geschehe ein gutes Werk im Interesse der Armee. Da ich aber wußte, daß in jedem Momente meine Jäger erscheinen mußten, so grämte mich die freundliche Absicht der Bauern gar nicht. Nur als zwei besonders fanatisch aussehende Burschе sich mit eisernen Heugabeln näherten, hob ich meinen Revolver in die Höhe und ließ ihn drohend nach den Kerls hin schauen. Nun entstand ein allgemeines Gemurmel. Einer schien den andern aneifern zu wollen, aber keiner hatte recht die Schneid, der erste zu sein, der sich meinem Revolver entgegenstellte. Mein Chevauleger hatte seinen Säbel gezogen und blickte den Bauern so grimmig ins Gesicht, daß sie sich vorläufig auch nicht an ihn wagten. Immerhin war unsere Lage nicht ganz gemütlich. Da sah ich vor dem Dorfe neben der Straße ein kurzes Blitzen. Ich wußte, daß dies der blinkende Gewehrlauf eines meiner Jäger gewesen sein müsse, also die Spitze sich schon im Walde dicht am Dorfe befinde

und der Trupp ſelbſt nicht mehr weit ſein konnte. Da ſich die Bewegung unter den Bauern immer mehr ſteigerte, ſo erhob ich nun den Revolver und ſchoß gerade in die Höhe. Dabei rief ich in franzöſiſcher Sprache: ‚Hütet euch vor meinen Jägern, die dort kommen. In kurzer Zeit werden 3000 Bayern hier ſein. Dies iſt nur die Avantgarde.‘ Alle Blicke wandten ſich nach dem Ausgang. Mein Sekondjäger, der den Trupp an meiner Stelle führte, hatte den Schuß gehört und geglaubt, ich würde ſchon thätlich angegriffen. Ohne länger in der Deckung des Waldes zu bleiben, ſtürzte er mit dem ganzen Zug auf die Straße und alle meine braven Kerls kamen mit Hurrageſchrei auf mich und die Bauern zugerannt, ſo ſchnell ſie nur konnten. Als Zeichen, daß nichts Beſonderes los ſei, erhob ich die Hand und winkte den Leuten zu, langſam zu gehen. Den Bauern aber klang das deutſche Hurra jedenfalls ſo unheimlich, daß ſie ſofort wieder auseinander ſtoben und in unglaublich kurzer Zeit wie Kaninchen in ihren Baus verſchwunden waren. Ich ſchickte vor allem Patrouillen zum Dorfe hinaus und ſtellte Poſten an die Ortseingänge. Dann ließ ich mir den Maire holen, der jetzt mit ſehr ehrerbietiger Miene vor mir erſchien und nach den Wünſchen des ‚monsieur le capitaine‘ frug. Dort hat man mich zum erſtenmale ‚Hauptmann‘ genannt. In der Heimat mußte ich noch 16 Jahre auf dieſe Bezeichnung warten. Traum und Wirklichkeit! — Da ich mich weder lange aufhalten, noch mit requiriertem Vieh ꝛc. beſchweren wollte, ſo befahl ich nur, Wein, Brot, Käſe, Butter und Würſte für meine Leute ſo ſchnell als möglich zu liefern und gab dem Maire den Rat, ſich darauf vorzubereiten, daß er heute 3000 bayeriſche Infanteriſten und 500 Pferde unterbringen könne, denn wenn es Anſtände gäbe, ſo würde es ihm ſchlecht gehen. Wie er ſich nach meinem Abmarſch verhalten hat, weiß ich nicht. Jedenfalls ſah man ihm an, daß ihm infolge meiner Lüge, die er natürlich feſt glaubte, faſt die Haare zu Berge ſtanden. Wir aber bekamen alles Verlangte im Überfluß. Während die Leute aßen, verbreiteten ich ſelbſt und auf meinen Befehl hin auch die Jäger den Schwindel von den bald nachfolgenden 3000 Mann und dann zogen wir weiter. Etwa gegen $^3/_4$10 Uhr befand ich mich ungefähr 4 Kilometer vorwärts St. Lyé, mitten in dem weiten Walde von Orleans, von dem ich noch etwa 8 Kilometer durchſchreiten mußte, um den

ſüdlichen Rand zu erreichen. Wir marſchierten auf der in faſt gerader Richtung nach Orleans führenden ‚ancienne route d'Orléans à Paris'. Da hörten wir plötzlich rechts vorwärts Kanonendonner, der nach unſerer Schätzung etwa 5 Kilometer entfernt ſein konnte. Wieder ſtand ich vor einem ſchweren Entſchluß. Sollte ich rechts abbiegen und ohne Weg gegen Weſten durch den Wald dringen, um dem Geſchützfeuer zuzumarſchieren. Dies wäre mit Hilfe meines Kompaſſes möglich, aber ſchwierig und vor allem langwierig geweſen. ‚Ach, was! Es wird ſchon gut gehen. Wir bleiben auf unſerer Straße und marſchieren gegen Orleans vor.' — Geſagt, gethan. Wir ſetzten den Marſch unter möglichſter Beſchleunigung fort. Ich mußte die Seitenpatrouillen oft ablöſen laſſen, weil für ſie das ſchnelle Vordringen im Walde ſelbſt, während der Haupttrupp auf der Straße marſchierte, ſehr ermüdend war. Allein es ging und etwa um 11½ Uhr hörte links der Wald auf, während er rechts der Straße ſich noch ein kleines Stück fortzog. Rechts vorwärts lag der Weiler Montaran.

„Plötzlich rief ein Jäger: ‚Herr Leutnant! Dort links zwiſchen den Häuſern blitzt es, wie wenn Truppen dort ſtänden.' ‚Halt! Nieder! Decken!' Ich ſtieg raſch vom Pferde, ließ das Tier von dem Chevau-leger in den Wald hinter die Jäger führen und beobachtete mit dem Feldſtecher. Wahrhaftig, da marſchierte Kavallerie und zwar etwa 3 Eskadrons, die die Richtung gegen den Wald nahmen. Was konnte das ſein? Preußen? Unmöglich! Ununterbrochen hörten wir in unſerer rechten Flanke Kanonendonner. Alſo befand ſich alles dort koncentriert. Ich ſchaute mir faſt die Augen aus. Es war aber zu weit. Allein es mußten Franzoſen ſein, denn Deutſche wären gewiß auf Orleans zu und nicht davon weg marſchiert. Auch hatten wir ja geſtern und heute keine deutſche Seele öſtlich, ſondern alles weſtlich von uns geſehen. Ich ließ noch die Unteroffiziere und einzelne Jäger durch mein Glas ſchauen. Keiner konnte ſich beſtimmt äußern. Endlich meinte ein Gefreiter, er erkenne rote Hoſen. Dies beſtimmte mich zwar nicht. Aber der Umſtand, daß die Geſellſchaft immer Schritt ritt, rief in mir die Überzeugung hervor, daß es Franzoſen ſein müßten, denn Deutſche wären, wenn es ſo kracht, wie dort an der Pariſer Straße, gewiß nur im Trab herumgeritten. Ich hatte meinen Entſchluß gefaßt. ‚Schätzt

einmal, wie weit hinüber iſt.' Wir kamen auf 1500 Schritt überein. Es konnte aber auch weiter ſein, denn wir mußten gegen die Sonne ſchauen und dadurch erſchien alles vor uns in einem glänzenden Dunſt. ‚Viſier 1500, rechte Hälfte 1600 Schritt! — Legt an! — Feuer!' Das praſſelte luſtig hinüber und der Wald warf den Schall verſtärkt zurück. ‚Legt an! — Feuer!' Jetzt kam es darauf an, wohin die Reiter ausriſſen. Nach Orleans zu — dann waren es Franzoſen. Nach dem Walde — dann waren es doch Deutſche. Sie wandten ſich aber gegen die Loire. Alſo waren es Franzoſen. ‚Legt an! Feuer! — Schnellfeuer!' Es dauerte keine 2 Minuten, da war die ganze Geſellſchaft hinter den Häuſern von Semoy und den umliegenden Höfen verſchwunden. Ich ließ ‚Gewehr in Ruh' blaſen. Um dieſe Zeit wurde das Geſchützfeuer rechts neben uns viel lebhafter und jetzt vernahmen wir auch aus der Gegend von le Petit Sougis Gewehrſchüſſe. Ich wagte nun nicht mehr auf Orleans weiter vorzugehen, ſondern wendete mich, dem ſüdlichen Rande des großen Waldes entlang ziehend, gegen die Pariſer Straße. . . . Ich weiß nicht, ob ein Laie ſich in unſere Lage denken kann, wenn es irgendwo donnert und blitzt, aber kanonenmäßig irdiſch, nicht himmliſch. Ich glaube, in einem ſolchen Falle geht es jedem Kameraden wie mir. Magnetiſch zieht es uns nach jener Stelle, als ob man dort ein feueriges Liebchen fände und doch iſt es nur zu oft eine finſtere kalte Braut, deren Kuß tötet oder, was noch ſchrecklicher iſt, verſtümmelt und uns zum Krüppel macht. Allein man folgt dem geheimnisvollen Rufe wie der Rehbock dem Blatteln des Jägers, von dem er ja auch meint, es locke ihn zu ſüßer Wonne und doch findet er nur das mörderiſche Blei. Wie leicht könnte man ſich, wenn man ſeitwärts detachiert iſt, fern vom Getöſe der Schlacht halten. Allein es geht nicht. Das Blut kocht, der Blick, das Ohr verſchärfen ſich, man leiſtet Übermenſchliches, um nur hinzukommen, um mitzukämpfen, um ja nichts zu verſäumen. Iſt es das Tieriſche im Menſchen, was uns in ſolchen Momenten drängt und treibt? Iſt es die reine Raufluſt, die Freude an Mord und Totſchlag? Nein, gewiß nicht! Behauptet, was Ihr wollt, Ihr Herrn vom grünen Tiſch; erzählt Unerfahrenen und Kindern, der Krieg verrohe den Menſchen und erſticke ſeine beſſeren Eigenſchaften. Es iſt nicht wahr; tauſendmal ſage ich nein und ich habe Kriegserfahrung genug, um Euch zu

widerlegen. Ja die Schale wird rauher; überfeinertes Salonweſen, gezierte, weibiſche Formen hören auf und Titel und äußerer Schein beſtechen nicht mehr. Aber Männer erzieht der Krieg, tüchtige und brave, edle und große Männer. Da übt ſich wahre Kameradſchaft, da pflegt man, ſo ſonderbar es auch klingen mag, echte Nächſtenliebe, da entſtehen, wachſen und gedeihen die Tugenden, welche ſchon unſere Urahnen groß gemacht, Tapferkeit, Gehorſam, Todesmut, Opferwilligkeit und Selbſtbeherrſchung; da wurzeln die Eigenſchaften, welche die Macht ganzer Völker beſtimmen, Vaterlandsliebe und Treue bis zum Tode für König, Kaiſer und Reich; kurz da wird Großes und Herrliches geſchaffen und darum muß es hier und da einen Krieg geben, ſonſt verfallen wir in Wohlleben, Trägheit, Überfeinerung, in ſchalem Formenweſen, ausgeartetem Nepotismus, zerſetzender Unmoral und nacktem Materialismus. Seht Belgien und England an, ihr Friedensapoſtel, und zieht Vergleiche mit uns. Leſet die Geſchichte vom Verfall des römiſchen Reiches, ſtudiert unſere langen Friedensperioden und ihre Folgen und dann wagt es noch, von ewigem Frieden, internationaler Verbrüderung, allgemeinen Schiedsgerichten und anderem theoretiſchen Unſinn zu reden. Sanfte Engel wollt Ihr erzielen und faule, feiſte, charakterloſe Schlemmer würdet Ihr erreichen, Sybariten ſtatt Männer, unmoraliſche Phariſäer ſtatt biedere, ehrenhafte Charaktere. Nein! Der Krieg muß ſein. ‚Im Kriege, da iſt der Mann noch was wert‘, ſo war es, ſo iſt es und ſo wird es hoffentlich auch bleiben. ‚Dort feuern Plänkler gegen Süden! Da drüben ſtehen Geſchütze! Es ſind Deutſche, denn ſie ſchießen in der Richtung auf Orleans!‘ ‚Ja, das ſind die Unſern. Und dort ſteht der Feind. Er hat den Bahndamm beſetzt. Die können wir ja im Rücken faſſen. Jetzt nur vorſichtig. Seht Ihr da vornen den Hof. Soviel ich bemerke, iſt er leer. Da ſchleichen wir hinein. Keiner feuert, ehe ich es befehle. Alſo alles ſo gedeckt als möglich in den Hof mit dem hellroten Ziegeldach. Vorwärts!‘ Nach etwa 10 Minuten fanden ſich alle meine Jäger in dem Weiler Maillard ein. Die Franzoſen ſtanden links vorwärts etwa 400 Schritt von uns entfernt auf der Oſtſeite des Bahndammes und feuerten in der Richtung auf die Pariſer Straße. Sie hatten uns nicht bemerkt. ‚Viſier 400 Schritt. Ruhiges Schützenfeuer!‘ Unſer Gruß ſchien den Franzoſen recht überraſchend und dazu gar nicht angenehm zu kommen.

‚Donnerwetter! Die reißen ja schon aus! Was sind denn das für Kerls? Die haben ja gar keine roten Hosen!‘ ‚Schadet nichts. Deutsche sind es nicht. Das sehe ich deutlich. Also flott darauf! Feuern! Etwas höher halten! — Stopfen!‘ Der Rauch mußte abziehen. Man sah nicht mehr deutlich. ‚Auf die Gruppe dort am Bahndurchlaß. Visier 450 Schritt — Schützenfeuer!‘ Das prasselte flott. Gut, daß ich noch am Morgen alle Reservepatronen verteilt hatte. Heute konnten wir sie prächtig brauchen. ‚Gewehr in Ruh! Da gehen ja unsere Leute vor! Richtung auf die beiden Pappeln am Bahndamm! Laufschritt vorwärts marsch!‘ In einem Laufe von etwa 2½ Minuten legten wir die Strecke bis an den Bahndamm zurück und stießen dort auf unsere Truppen und zwar — ich traute kaum meinen Augen — auf die 3. Kompagnie des 1. bayerischen Jägerbataillons. ‚Ja das ist ja mein alter Oberjäger (Feldwebel) Renner. Was ist denn los?‘ ‚Das ist aber schön, daß Sie wieder da sind, Herr Leutnant. — Wir sollen mit dem 3. Bataillon des 12. Regiments an der Bahn vorgehen.‘ ‚Wo ist denn der Oberleutnant Zurhein? Führt er noch die Kompagnie?‘ ‚Ja, der Herr Baron ist auf der andern Seite des Dammes.‘ ‚Lassen Sie ihm melden, daß ich da bin, ich werde auf jene Häuser links des Bahndammes vorgehen und mich immer links der Kompagnie halten. Schicken Sie mir die Leute meines Zuges, die am Damme entbehrlich sind.‘ Es begann ein neues Vorgehen der ganzen von Oberst von Narciß des 12. Regiments geführten Kolonne. ‚Schock-Schwerenot! Der ganze Weinberg wimmelt ja von Franzosen. Herr Leutnant, wir müssen weiter links, sonst fassen sie uns in der Flanke.‘ ‚Wahrhaftig; die haben sich weit ausgedehnt. Wo ist denn unsere linke Seitenpatrouille?‘ ‚Dort hinter dem Zaun.‘ ‚Gut. — Nach dem kleinen Hause mit den grünen Läden! Auf! Laufschritt vorwärts marsch!‘ Bald waren wir dort. Nun ging ein regelrechtes, flottes Scheibenschießen an. Die Franzosen waren aber nicht faul und schossen auch herüber und zwar ganz energisch. Was ihnen an Treffsicherheit und Ruhe beim Schießen abging, ersetzten sie durch die Masse. Trotzdem schadeten sie uns herzlich wenig. Wir besetzten die hier überall verstreuten Häuser und knatterten aus den Fenstern und Dachlucken hinaus, ließen aber wohlweislich nicht mehr sehen, als gerade notwendig war, um richtig zu zielen. Die Franzosen

aber trafen meiſtens die zwiſchen den Fenſtern ſtehenden Mauern und ſchoſſen häufig auch in die Zimmer herein, aber nur dahin, wo ſich ein großer Fleck Luft oder eine harmloſe innere Wand befand. Plötzlich polterte und rief es: ‚Wo iſt er denn?‘ Dabei ſtürzte mein alter Jäger Pfeferle ins Zimmer, rannte auf mich zu und gab mir die Hand: ‚Herr Leutnant! Ich hab' g'hört, daß Sie da ſind und da muß ich halt wieder bei Ihne ſein.‘ Der brave Burſche mußte ſeine Anhänglichkeit an mich mit dem Leben zahlen, denn in den Weinbergen vor les-Aubrays traf ihn das tötliche Blei. Vielleicht wäre er am Bahndamm verſchont geblieben! Noch mehrere Jäger meines 3. Zuges fanden ſich ein. Ich hatte aber keine Zeit, mich um jeden einzelnen zu kümmern; die Franzoſen nahmen alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. ‚Wenn ich nur wüßte, was das für Kerls ſind? Sie haben alle graue Hoſen an und ſchlagen ſich eigentlich recht gut.‘ ‚Mögele! Schießen Sie mir doch den Offizier weg, der dort an jenem Feldkreuz lehnt.‘ ‚Glei' Herr Leutnant. — Du, halt mei' Pfeif, aber laß mir's nit ausgeh'n.‘ ‚Gut, Mögele. Die ſitzt. — Halt! halt! nicht auf die Leute ſchießen. Die wollen ja nur den Gefallenen wegtragen.‘ ‚Herr Leutnant. Am Damm geht alles vor.‘ Ich lief an ein anderes Fenſter und ſah nach der Bahn. Dort ging richtig alles gegen den Bahnhof von les-Aubrays vor. Wie zuckte es da in den Beinen und wie gerne hätte ich auch den Befehl erteilt, gegen den Bahnhof anzuſtürmen! Allein es durfte nicht ſein. Der Weinberg links des Gebäudes war zu ſtark beſetzt. Hier mußte ein Umfaſſen unſeres linken Flügels verhindert werden. Jeder Vorſtoß des Gegners gegen den Bahndamm konnte die Wegnahme des Bahnhofes in Frage ſtellen. Alſo hieß es bleiben und fortfeuern, damit den Herrn Franzoſen die Luſt verging, den Angreifern der Station in die Flanke zu fallen. ‚300 Schritt! Haltet auf die Kniee der Leute, die Ihr ganz ſeht! Bei den andern darunterhalten!‘ Noch eine halbe Stunde mußten wir hier ein ſtehendes Feuergefecht durchführen. Der im Weinberg verſtreute Gegner war mindeſtens 200—250 Mann ſtark. Es wäre Wahnſinn geweſen, einen Anlauf zu verſuchen. Unterdeſſen ſtürmten das 3. Bataillon des 12. Regiments und unſere 3. Kompagnie den Bahnhof. Es iſt eine ſchwere Aufgabe, Kameraden neben ſich ſiegreich vordringen zu ſehen, ſelbſt aber an den Platz gebunden zu ſein und an ihren Er-

folgen nicht teilnehmen zu dürfen. Hier aber giebt es keine andere Rückſicht, als die auf die Pflicht, auf den Nutzen des Ganzen. Die einzelne Perſon iſt nur eine Zahl; nach dem Wünſchen und Streben des Herzens darf man nicht fragen; ein Gedanke nur beherrſcht den Soldaten und der iſt: ‚Thue, was zum Sieg führt, wenn es dir ſelbſt auch ſchadet.‘ Mir und meinen Jägern hat nun das ſtehende Feuergefecht in dem Hofe öſtlich les-Aides eigentlich nicht viel geſchadet, denn wir erlitten nur einen Verluſt von 1 ſchwer und 3 leicht Verwundeten. Aber es hat uns auch nichts genützt, denn einen greifbaren Erfolg erreichten wir nicht. Nur das Bewußtſein mußte uns tröſten, daß wir indirekt die Erſtürmung des Bahnhofes unterſtützt, denn wir hatten eine Bedrohung der linken Flanke der Stürmenden verhütet. Als der Bahnhof genommen war und die Franzoſen in den Weinbergen von dort aus in der Flanke gefaßt werden konnten, räumten ſie die Stellung und zogen ſich in der Richtung auf Orleans zurück. Ich ließ ihnen noch tüchtig nachfeuern und ging dann mit meinen Leuten vor bis in die Höhe des Bahnhofes. Derſelbe war von den Franzoſen ſehr gut in Verteidigungszuſtand geſetzt und mit Paliſſaden ꝛc. verſtärkt worden. Als ich das Vorterrain, das mir bisher durch einen Hügel und Weinberge verborgen war, überblicken konnte, entdeckte ich vor mir eine Gasfabrik, welche ſoeben von etwa einem Bataillon des 12. Regiments angegriffen wurde. Links aber, ebenfalls in Weinbergen, ſtand ſchon wieder eine weit ausgreifende franzöſiſche Schützenlinie. Von neuem mußte ich die Kampfesluſt meiner Jäger dämpfen. Am liebſten wären ſie blind den gegen die erwähnte Fabrik Vorſtürmenden nachgeeilt, um ſich an deren Angriff zu beteiligen. Ich beſorgte aber wieder eine unangenehme Überraſchung von links, ließ halten und eröffnete das Feuer auf 450 Schritt. Gewiß war meine Stellung hier ſehr angezeigt und, wie ich jetzt urteilen würde, ſogar notwendig. Allein damals ging es mir doch, um mich derb auszudrücken, ſo recht gegen den Magen, daß ich dazu verurteilt war, ein ſtehendes Feuergefecht zu führen, ſtatt mit luſtigem Hurra drauflos zu ſtürmen und mit dem Säbel drein zu fahren, wie damals bei Beaumont und Sedan. Wir waren eben zu jener Zeit noch recht verwöhnt und meinten, ohne einige flotte Sturmanläufe ſei eine Schlacht gar nicht denkbar. Später wurden wir beſcheidener und waren oft froh, wenn wir wie Kletten

an der Scholle kleben konnten, auf der wir ſtanden und von der uns eine 5- und mehrfache Übermacht verjagen wollte. Nun, hier mußte ich eben auch halten, denn ſo viel war ich trotz meiner 21 Jahre doch ſchon Soldat, daß ich erkannte, ein Verlaſſen meiner Stellung hätte uns leicht eine Umfaſſung durch den rechten franzöſiſchen Flügel zuziehen können und ich fühlte inſtinktmäßig, daß dies um jeden Preis zu verhüten ſei. Dabei wurde unſere Lage allmählich recht ungemütlich. Deckung gab es faſt keine und die Franzoſen ſchoſſen zwar ſchlecht, aber viel. Hier mußte ich auch mehrere herbe Verluſte beklagen. Bald zeigte es ſich, daß der Vorſtoß gegen die Gasfabrik verfrüht und zu ſchwach unternommen worden war. Die Franzoſen drangen mit großer Übermacht von allen Seiten wieder gegen dieſelbe vor und trotz heldenmütiger Abwehr mußten die tapferen Zwölfer zurück. Die hier gegen uns kämpfenden Feinde waren vorzügliche Truppen. Von einem Verwundeten hatte ich gehört, daß ſie päpſtliche Zuaven ſeien und unter Befehl eines Oberſten le Gonidec ſtänden. Dies alſo waren die ganz in grau gekleideten Schützen, die uns den ganzen Tag ſo viel zu ſchaffen machten. Leider ſetzte ſich der Rückzug der Zwölfer bis zum Bahnhof fort. Auch gegen meine Stellung drang der Feind mit gewaltiger Übermacht vor. Ich erkannte, daß einerſeits ein Aufhalten desſelben vom freien Feld aus unmöglich ſei und ich anderſeits bald das Feuer aus dem Bahnhof maskieren oder in dasſelbe geraten müſſe. Da blieb kein anderer Ausweg, als nach dem Bahndamm zurück und an dieſem entlang in den Bahnhof vorzudringen, um mich an der Verteidigung desſelben zu beteiligen. Ich gab die nötigen Befehle und Pfeifenſignale und nach kurzer Zeit hatte ich meinen Trupp am Bahndamm verſammelt. Hier traf ich auch meinen Kompagnieführer, den Oberleutnant Freiherrn von Zurhein, der mit der ihm immer eigenen Kaltblütigkeit das Feuer der Kompagnie vom Bahndamm aus gegen die in les-Aides und in den weſtlich der Bahn gelegenen Weinbergen ſich befindenden Franzoſen leitete. Da ich hier nicht nötig war und ja noch nicht zur Kompagnie gehörte, ſo drang ich, wie ich mir vorgenommen, nach dem Bahnhof vor. In demſelben fand ich den Oberleutnant Freiherrn von Waldenfels unſeres Bataillons, der die Verteidigung des jetzt ſo wichtigen Punktes ſehr energiſch in die Hand genommen hatte. Wir beſetzten die noch freien Schießſcharten und beteiligten uns redlich an dem

nach allen Seiten auf die vordringenden Franzoſen eröffneten Feuer. ‚Oho, das war gut gezielt!‘ War's mir doch, als hätte ich eine Ohrfeige bekommen. Das Geſchoß hatte aber nur ein Stück Holz von der Paliſſade, neben der ich hinausgelugt, abgeſchlagen und dieſes mich an den Backen getroffen und etwas geritzt. Die Geſchichte blutete kaum und war mir keinen Augenblick hinderlich. Nach 2 Tagen ſah man nichts mehr davon. 5 Centimeter weiter rechts und das in meinen Schädel dringende Geſchoß hätte manchen tollen Streich verhindert, den ich ſpäter noch ausgeführt. Hat mich ein Gebet meiner Mutter behütet? Vielleicht! Daß ſie während des ganzen Feldzuges tagtäglich den Schutz des Himmels für ihren Sohn erflehte, das wußte ich. Hat ſie etwa gerade in dieſem ernſten Augenblick an mich gedacht? Unſer heftiges Feuer vom Bahnhof aus brachte den vordringenden Feind zum Stehen und ermöglichte es den Zwölfern, ſich feſtzuſetzen. Ein verſtärktes Schützenfeuer raſſelte zu den Welſchen hinüber und fügte ihnen ſichtlicherweiſe ſchwere Verluſte zu. Unterdeſſen drang die 4. Brigade unter ſchweren Häuſerkämpfen allmählich in dem langgeſtreckten les-Aides vor. Nachdem auch der Gegner vor dem Bahnhof les-Aubrays erſchüttert ſchien, ſo unternahmen etwa um $5^1/_2$ Uhr abends die Zwölfer einen neuen Angriff auf die ſchon einmal eroberte Gasfabrik. Da ich ja ſelbſtändig war, weil ich immer noch mein gemiſchtes Streifkommando befehligte, und mir ſagen konnte, daß ich den ganzen Tag über enthaltſam genug geweſen war, ſo nahm ich die mir zunächſt ſtehenden Jäger und ſchloß mich der Sturmkolonne an. Es war ein luſtiges Drauflosgehen, befriedigte uns aber doch nur halb, denn die Gegner riſſen aus, ehe wir ſie mit dem Bajonett erreichen konnten. Die Gasfabrik fiel leicht in unſere Hände; man ſchoß dem zurückweichenden Feind noch nach, bis er verſchwunden war und damit endete für uns die Schlacht. Auch rechts von uns verſtummte allmählich das Schießen; ein herrlicher Sonnenuntergang vergoldete die ganze Gegend und nur die brennenden Häuſer der Vorſtädte von Orleans verkündeten, daß hier ein ſtundenlanger, mörderiſcher Kampf gewütet. Die in das Vorterrain entſendeten Patrouillen brachten ſämtlich die Nachricht, daß der Feind vollſtändig verſchwunden ſei. Wir hatten alſo wieder einen großen Sieg errungen und eine mächtige reiche Stadt war in unſere Hände gefallen und, wie wir bald erfuhren, von der erſten Diviſion

und Abteilungen der 22. preußischen Division besetzt worden. Schnell eine Postkarte schreiben: ‚Bei Orleans mitgekämpft, gut durchgekommen. Gruß. Euer treuer Sohn Carl.‘ Dann verlangte wieder die Pflicht ihr Recht. Ich sammelte meine Leute und führte sie, wie verabredet, zu der Sanitätskompagnie zurück, bei der ich den Oberleutnant Freiherrn von Sch. finden mußte. Unterwegs erfuhr man alle möglichen Einzelheiten aus dem Gefechte. Unser Jägerbataillon hatte ziemlich gelitten. 2 Offiziere desselben waren tot, mehrere verwundet, der Verlust an Leuten war recht empfindlich. Überhaupt hatte unsere Brigade am meisten vom ganzen Armeekorps, welches an diesem Tage 40 Offiziere und 637 Mann einbüßte, verloren. Am meisten berührte mich die schwere Verwundung meines Kriegsschulkameraden, des Leutnants Freiherrn von der Tann, dem ein Geschoß die Hüfte durchschlug. Es war schon ganz dunkel geworden, als ich den Führer unseres Streifkommandos fand. Wir biwakierten zusammen und ich erhielt von ihm die Erlaubnis, am nächsten Morgen zum Korpsstab zu reiten und um die Auflösung unseres Detachements zu bitten, da nun unsere Aufgabe ja doch zu Ende. Natürlich ritt ich schon in aller Frühe zu diesem Behufe nach Orleans. Es war ein buntes Bild, das sich vor meinen Augen entrollte. Zuerst mußte ich mich durch zahllose Munitions-, Train-, Verpflegs-Kolonnen, durch Bagagewagen, Handpferde, dann durch vormarschierende Abteilungen hindurchdrängen, was zwischen den engen, teilweise noch in Flammen stehenden Straßen von les-Aides und von der Vorstadt Bannier mitunter seine Schwierigkeiten hatte. Dann gelangte ich auf die breiten Boulevards, welche die Stadt halbkreisartig umgeben. Hier herrschte das kriegerischste Leben, das man sich denken konnte. Unter hohen Bäumen biwakierten Bataillon an Bataillon, daneben Eskadronen und Batterieen und alles war in vollster Thätigkeit, um Ausrüstung und Waffen wieder instandzusetzen und von neuem kriegsbereit zu machen. In Orleans selbst wogte es unaufhörlich hin und her. Offiziere aller Waffen kamen in die Stadt, brachten Meldungen, holten Befehle und sahen sich dabei die schönen Straßen und vor allem die prächtige ‚place du Matroi‘ mit der ehernen Jungfrau an und Civilisten zeigten sich immer mehr außerhalb der Häuser und betrachteten teils mit Neugierde, teils mit verbissenem Grimme ihre deutschen Besieger. Die benahmen sich aber

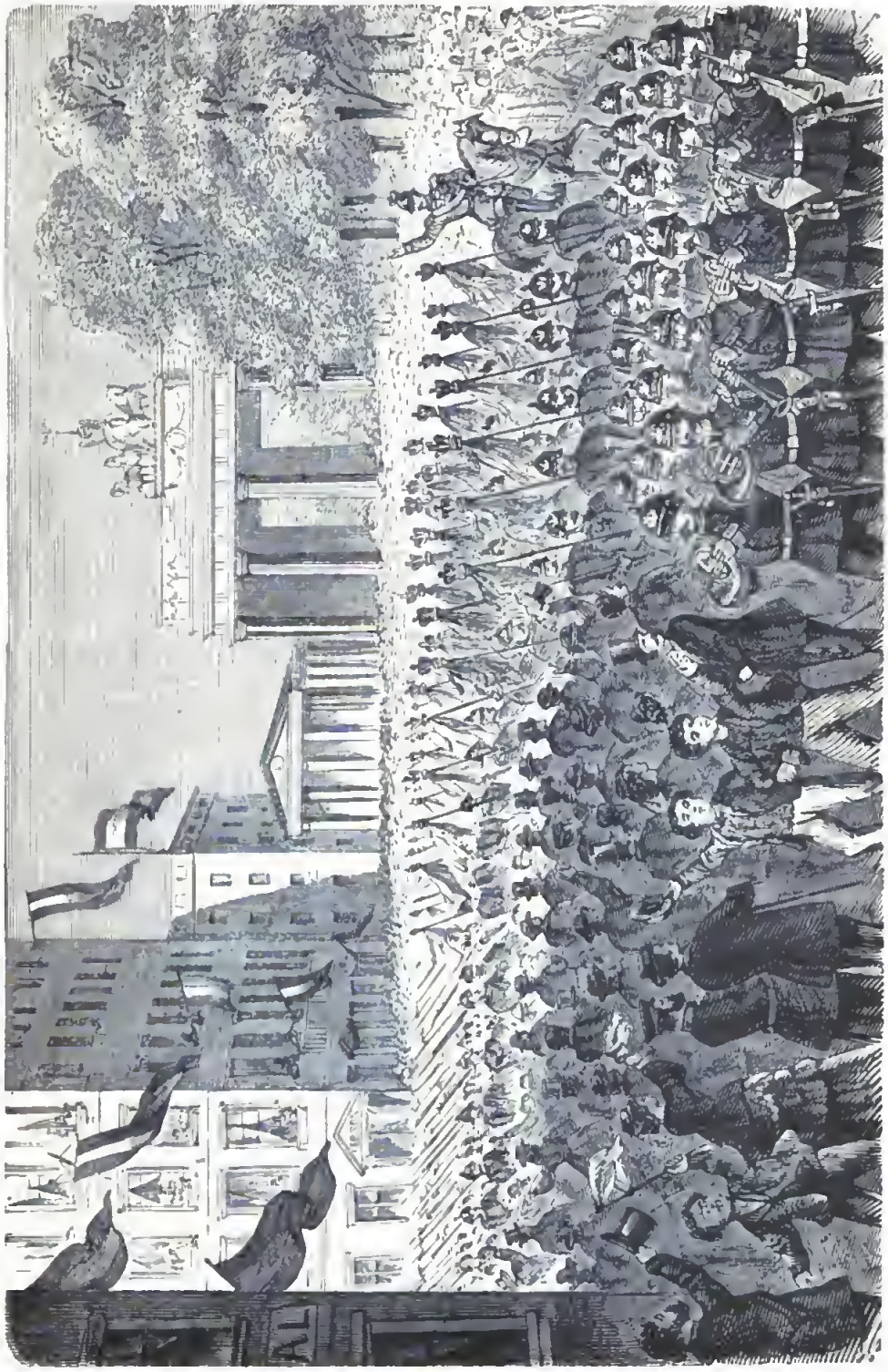
ſo ruhig und anſtändig, als ob ſie im Manöver in einer heimatlichen und nicht im Kriege in einer feindlichen eroberten Stadt eingerückt wären. Ich erhielt bald den gewünſchten Beſcheid und kehrte vergnügt zu meinen Leuten zurück, nicht ohne vorher im ‚Hotel boule d'or' zwei Flaſchen Sekt gekauft und in den Packtaſchen untergebracht zu haben. Einige Stunden ſpäter ging das kleine Kommando auseinander. Es war mir leid, mich von den meiſten der braven Jäger, die ich auf der wechſelreichen und intereſſanten Streife befehligt hatte, zu trennen, allein ich kehrte auch gerne zu meinem Bataillon zurück. Unſer geliebter Oberſtleutnant empfing uns mit freundlichen Worten, denn es war ihm ſchon erzählt worden, daß wir auch geſtern beim Bahnhof von les Aubrays ordentlich mitgethan. Gegen Mittag zogen wir mit klingendem Spiel in Orleans ein."

Motterouge wurde abgeſetzt, den Oberbefehl erhielt General Aurelles de Paladine. Die Bayern rückten nicht weiter gegen Süden vor, da auch im Weſten ſtarke feindliche Truppen auftauchten. Mit dieſen hatte die Infanteriediviſion des Generals v. Wittich am 18. und 19. Oktober in und bei Châteaudun einen hartnäckigen Kampf, an dem ſich leider auch Bewohner der Stadt beteiligten; auch Chartres wurde beſetzt. Schon ſah ſich die Pariſer Belagerungsarmee genötigt, auch gegen die im Norden ſich ſammelnden Feinde Truppen abzuzweigen, und die württembergiſche Diviſion mußte auch gegen Südoſten eine mobile Kolonne entſenden, um ihre Seite zu ſichern. Eine ſonderbare Lage: in ungeheuerem Umkreis umlagerten 200 000 Deutſche die größte Feſtung der Welt, eine Zweimillionenſtadt, verteidigt durch 400 000 Bewaffnete, während das ganze vom Kriege noch unberührte Frankreich ſich anſchickte, die Belagerer ſelbſt zu umzingeln und zu belagern.

Mittlerweile fiel jedoch Metz, ſo daß Prinz Friedrich Karl andere Aufgaben übernehmen konnte. Seit dem großen Ausfalle (31. Auguſt, 1. September) bei Noiſſeville war die Lage Bazaines eine hoffnungsloſe. Jeder Tag verſtärkte die Stellung des Angreifers, jeder Tag verminderte die Streitbarkeit des eigenen Heeres. Die Deutſchen hatten unter dem anhaltend ſchlechten Wetter furchtbar zu leiden, da ſie von Ruhr und Typhus heimgeſucht wurden. Seit Mitte Sep-

tember mehrten ſich die Ausfälle der Franzoſen, aber ſie hatten keinen großen Umfang und verfolgten nur den Zweck, noch etwaige Vorräte aus den nächſten Dörfern heimzuholen und der Waffenehre ſo gut als möglich zu genügen. Trotz aller Leiden der Belagerer war deren Stellung und Wachſamkeit eine ſolche, daß den Belagerten mehr als dies zu verſuchen unmöglich war. Der letzte größere Ausfall nordwärts auf dem linken Moſelufer erfolgte am 7. Oktober und ſcheiterte nach einem bis in die Nacht hinein dauernden Kampfe an der bewährten Tapferkeit der Diviſion Kummer und der raſch herangezogenen Truppen vom 3. und 10. Korps, mit neuen Verluſten. Die Erhebungen Bazaines ergaben, daß die Lebensmittel nicht mehr weit über den 20. vorhielten. Der größere Teil der Pferde war bereits geſchlachtet, die Kavallerie mithin nicht mehr beritten, die Artillerie ohne Beſpannung; die Spitäler füllten ſich infolge der mangelhaften Verpflegung. Der Marſchall vereinigte am 10. ſeine Korpskommandanten zu einem Kriegsrat und legte ihnen die Frage vor, ob man in Unterhandlungen mit dem Feinde eintreten ſolle, um eine annehmbare „Konvention" zu erlangen. Der Kriegsrat bejahte: ſofort müſſe es geſchehen, ehe die äußerſte Not den äußerſten Preis zu zahlen zwinge; erlange man keine annehmbaren Bedingungen, ſo müſſe noch ein letzter Verſuch gemacht werden, ſich durchzuſchlagen. General Boyer kam am 13. in Verſailles an und forderte freien Abzug der Armee mit Waffen und Gepäck, gegen Verpflichtung, während des Krieges nicht mehr gegen Deutſchland zu dienen. Bazaine würde, falls Sieger, dem Abgeſandten der unter gleichen Umſtänden etwa in Mainz eingeſchloſſenen deutſchen Armee ins Geſicht gelacht und ihn gefragt haben, ob er denn bei Troſte ſei. Bismarck antwortete bloß, daß bislang nur eine franzöſiſche Regierung zu Recht beſtehe: die der Kaiſerin-Regentin in dem engliſchen Dorfe Chiſelhurſt, und daß man ſich den Weg offen halte, mit dieſer zu unterhandeln. Am 18. war Boyer bereits wieder in Metz; ein Kriegsrat wurde berufen: nur eine einzige Möglichkeit der Rettung war noch vorhanden: wenn die militäriſche Frage zugleich mit der politiſchen gelöſt wurde, wenn die Regentin, an welcher man feſthielt, ſofort Frieden ſchloß und dieſe Armee als eine kaiſerliche, als die Armee der Ordnung das kaiſerliche Regime zugleich mit einem Frieden, wie man ihn ſich denken konnte, dem Lande zurückbrachte oder

auferlegte. Boyer reiſte nach Chiſelhurſt, kehrte aber unverrichteter Dinge zurück. Bazaine berief am 24. einen neuen Kriegsrat; dieſer ‚orderte von dem Prinzen Friedrich Karl freien Abzug der Armee nach Algier, der Prinz ſeinerſeits forderte einfach Übergabe der Armee und der Feſtung. Der Kriegsrat vom 26. mußte endlich die Notwendigkeit des Kapitulierens anerkennen. Obgleich König Wilhelm in ſeinem ſtrengen militäriſchen Ehrgefühl tief verletzt darüber war, daß von den kraft der ſeitherigen Kapitulationen auf Ehrenwort freigelaſſenen Offizieren bereits bisher nicht wenige (z. B. ein Oberſt Thibaudin) dieſes Ehrenwort gebrochen hatten und nichtsdeſtoweniger von der franzöſiſchen Heeresleitung ohne weiteres verwendet, ſogar, wie General Cremer, mit hohen Kommandos betraut wurden, ſo genehmigte er nach einigem Sträuben, als tapferer Offizier geneigt das Gefühl tapferer Offiziere zu ſchonen, daß auch die Metzer Offiziere ihren Degen behalten dürften; und ſo kam man am 27. nachts 10 Uhr im weſentlichen auf die Bedingungen von Sedan überein. Am 29. Oktober von mittags 1 Uhr bis zur Dunkelheit, unter Regen und Sturm, bewegten ſich die Maſſen der kriegsgefangenen Armee aus den verſchiedenen Thoren von Metz und defilierten waffenlos, meiſt in lautloſer Stille und würdiger Haltung, an den Siegern vorüber: bis dahin die ungeheuerſte Waffenſtreckung, von welcher die Geſchichte zu melden weiß. Man war an gewaltige Scenen, nie dageweſene, in dieſem Kriege gewöhnt: dennoch hatte dieſer Anblick vor allem etwas Überwältigendes: die Kapitulationen von 1806 verſchwanden vor dieſem koloſſalen und ſelbſt für den Sieger peinlichen Schauſpiele. Drei Marſchälle, 70 Generale, über 4000 Offiziere, 173 000 Mann, 56 Adler, 622 Feldgeſchütze, 72 Mitrailleuſen, 876 Feſtungsgeſchütze, 300 000 Infanteriegewehre ſamt der bis dahin nie bezwungenen, drei Jahrhunderte früher dem deutſchen Reiche verlorenen (ſ. S. 6) Moſelfeſtung waren in deutſchen Händen. Die Armee, mit welcher vor drei Monaten Napoleon ausgezogen war, um das neue Deutſchland zu zerbrechen und den Rhein zu erobern — ſie war jetzt faſt bis zum letzten Mann kriegsgefangen, über alle deutſchen Feſtungen verteilt, — Niederlagen von Jahrhunderten mit wenigen zermalmenden Schlägen gefühnt und gerächt, — glorreich wiedergewonnen, was dem zerriſſenen Deutſchland geraubt worden und dieſer Erfolg mit dem mäßigen Verluſte von nur ca. 5000 Mann erkauft!



Einbringung von französischen Adlern in Berlin.

Gambetta erließ aber sofort eine Proklamation: „Bazaine hat Verrat geübt. Er hat sich zum Mitschuldigen des Mannes von Sedan gemacht, zum Mitschuldigen der Eroberer. Mit Verachtung der Ehre der Armee hat er, selbst ohne eine letzte Anstrengung zu versuchen, 120 000 Kämpfer, 20 000 Verwundete, Gewehre, Kanonen, Fahnen und den stärksten Platz Frankreichs den Fremden überliefert. Ein solches Verbrechen steht selbst über der Strafe der Gerechtigkeit, und jetzt, Franzosen, meßt die Tiefe des Abgrundes, in welchen Euch das Kaisertum gestürzt hat." Und seinen Armeen rief er zu: „Soldaten, Ihr wurdet verraten, aber nicht entehrt; jetzt, wo Ihr Eurer unwürdigen Führer entledigt seid, kämpft für die Rettung des Vaterlandes!"

Für die deutsche Heerführung waren durch den Fall von Metz ca. 200 000 Mann der besten Truppen frei geworden, von denen das 7. Armeekorps (Zastrow) in Metz mit der Aufgabe blieben, Thionville und Montmedy anzugreifen und die Kriegsgefangenen der „Rheinarmee" endlich doch an und über den Rhein zu bringen. 38 000 Mann Infanterie, 4500 Reiter und 180 Geschütze erhielt General von Manteuffel, um im Westen und Norden die Cernierung von Paris gegen etwaige Entsatzversuche von Nordwesten her zu sichern. Mit dem Rest der Metzer Armee rückte der zugleich mit dem Kronprinzen zum Feldmarschall ernannte Prinz Friedrich Karl nach der mittleren Loire ab. Hier hatte v. d. Tann am 3. November die Meldung erhalten, daß der Feind seinem rechten Flügel gegenüber ansehnliche Streitkräfte zusammenziehe: die Franzosen wollten mit großer Übermacht durch Tanns schwache Truppenkräfte gegen Paris vorstoßen, bevor die Metzer Truppen hier einzugreifen in der Lage wären. v. d. Tann räumte also Orleans und konzentrierte seine Streitkräfte nordwestlich, bei Coulmiers. Die tapfern Bayern hielten gegen die Angriffe der mehr als dreimal so starken Loirearmee am 9. November bis zum Abend stand und setzten erst mit Einbruch der Dunkelheit, ohne vom Feind verfolgt zu werden, den Rückzug auf St. Péravy fort. v. d. Tann bewirkte ohne Störung seine Vereinigung mit dem Großherzog von Mecklenburg, der am 11. November den Oberbefehl über diese vereinigte Streitmacht übernahm und sich in einer sehr ausgedehnten Stellung Toury-Rambouilett in der Defensive hielt, bis die Armee des Prinzen Friedrich Karl ihren

Vormarſch gegen Weſten vollendet hatte. Am 28. November griffen die Franzoſen, wieder mit großer Übermacht, den linken Flügel des Prinzen bei Beaune la Rolande an, zogen ſich aber nach einem Verluſt von 7000 Toten und Verwundeten und 1600 Gefangenen wieder

Einbringung franzöſiſcher Gefangener in Mainz.

zurück, ſo daß am 29. die Verbindung des Prinzen mit dem Großherzog gelang. Prinz Friedrich Karl gebot nun über ein Heer von 110—120 000 Mann, dabei 19 000 Reiter und 480 Geſchütze; die Loirearmee ſchätzte man jetzt auf 150—200 000 Mann. Nun ſtürzte ſich Aurelles am 2. Dezember auf den rechten feindlichen Flügel bei

Loigny, aber mit noch geringerem Erfolge und gleich schwerem Verluste, wie am 28. November gegen den linken. Sofort gingen die Deutschen zur Offensive vor. Am 4. Dezember war Orleans wieder in ihren Händen: vom 28. November bis 5. Dezember waren ca. 24 000 Franzosen, fast ein Fünftel der Loirearmee, in deutsche Gefangenschaft gefallen.

Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

In denselben Tagen holte sich auch Trochu mit der Pariser Armee seine Niederlage. Wie gewöhnlich leitete eine heftige aber nutzlose Kanonade den Ausfall ein, der am 30. November nach Südosten gegen das 12. Korps (Sachsen) und gegen die Württemberger geschah. Den braven Schwaben wurde also diesmal die ersehnte Gelegenheit zu teil, zu zeigen, daß auch sie ihre besondere Stelle im deutschen Heere mit hohen Ehren, wie nur immer eine deutsche Truppe, behaupteten. Die Franzosen drangen an diesem Tage zwar bis Brie und Champigny am linken Marneufer vor, behaupteten diese Stellung, gelangten aber nicht weiter. Am 2. Dezember erneuerte sich der Kampf um diese Dörfer mit großer Hartnäckigkeit,

noch am Abend war Brie und ein Teil von Champigny in den Händen der Franzoſen; trotzdem hatten ſie genug, und Trochu befahl für den folgenden Tag den Rückzug. Die Verluſte waren ſchwer auf beiden Seiten: 12 000 Franzoſen, 6000 Deutſche (beſ. Württemberger, dann Sachſen und Pommern). Und ebenfalls in denſelben Tagen wurde auch Manteuffel ſeiner Aufgabe gerecht. Am 27. November wurde die franzöſiſche Nordarmee unter Faidherbe bei Amiens beſiegt; auch la Fère kapitulierte, am 30. die Citadelle von Amiens ſelbſt. Manteuffel ließ den General v. d. Gröben mit einigen Bataillonen, Schwadronen und Batterieen hier zurück und marſchierte gegen die Hauptſtadt der Normandie, Rouen, an der unteren Seine; bald ſollten deutſche Truppen an Frankreichs atlantiſchen Küſten ſtehen!

Am 6. Dezember konnte König Wilhelm in einem Armeebefehle ſagen: „Wir ſtehen abermals an einem Abſchnitt des Krieges. Alle Verſuche des Feindes, die Cernierungslinie von Paris zu durchbrechen, ſind mit Entſchiedenheit zurückgewieſen worden. Die Armeen, welche zum Entſatze von Paris von allen Seiten heranrückten, ſind ſämtlich geſchlagen.“ Der jetzt beginnende letzte Teil des Krieges iſt für die deutſchen Waffen vielleicht der rühmlichſte, weil er von Männern, die des Krieges überſatt waren und ſich nach der Heimat ſehnten, Anſtrengungen und Entbehrungen verlangte, welche das erſte Kriegsfeuer erleichtert, die aber doppelt ſchwer ſind, wo der Sieg der Hauptſache nach ſchon errungen iſt und es ſich nur noch darum handelt, die Anerkennung der erlittenen Niederlage vom Feinde zu erzwingen.

Über die Lage vor Paris im Winter ſchreibt Leibig: „Der Winter war da, und was für ein Winter! Er zog mit hinaus auf Vorpoſten und ließ uns Hände und Füße erſtarren, daß wir im Rückzugsgraben im Galopp hin und her liefen, um nur wieder ein Gefühl in die Füße hineinzubringen. Er kehrte mit uns zurück ins Kantonnement und ſchüttelte uns von hinten, während die Füße am Feuer ſtanden. Er weckte uns mitten in der Nacht, wie auf Kommando, vom Schlafe auf, daß wir erſt Feuer machen mußten, um nur wieder ſchlafen zu können. Er herrſchte faſt unbeſchränkt in den ungeheizten Bereitſchaftshäuſern und ſpottete der kleinen Öfen, die wir da und dort gegen ihn errichteten. Er kroch hinab in den

‚Bombenſichern‘ und litt's nicht, daß wir nach ſtundenlangem Stehen ruhig ſaßen. Er — kurz wo es nur möglich war, uns wehe zu thun, da hat er's redlich gethan, — eine bittere Enttäuſchung für uns, die wir uns verſprochen hatten, ein franzöſiſcher Winter könne uns deutſchen Bären nicht viel anhaben. Wenn ſie nicht mindeſtens ebenſo ſchwer darunter zu leiden gehabt hätten, wie wir aus verſchiedenen Zeichen ſchließen konnten, ſo hätte man denken können, den Franzoſen ſei in dem ſtrengen Winter ein furchtbarer Bundesgenoſſe erwachſen. Zähneklappernd, Hände und Füße zuſammenſchlagend, ſtanden die wenigen Franzoſen, die ſich überhaupt noch in unſern Orten blicken ließen und ‚ça fait froid, ah ça fait froid!‘ war das erſte Wort, wenn man ſie anredete, um etwas zu kaufen; ſeit Jahren hätten ſie keinen ſo ſtrengen Winter gehabt, wie dieſen, erzählten ſie händereibend. Item, es gab etwas auszuſtehen in den beiden Monaten Dezember und Januar, und wahrlich, wenn nicht einzelne Tage, einzelne Wochen durch beſondere Eindrücke von Eis und Schnee ſich abheben würden, ſo könnte es einem gehen, wie dem alten Hofgartenhüter in meinem lieben Vaterſtädtchen; ſeine Erinnerungen aus dem ruſſiſchen Feldzug waren zuſammengeſchrumpft in die eine: ‚Es war halt recht kalt.‘ Sonſt wußte er uns Jungen aber auch gar nichts zu ſagen, wenn wir ihn baten, uns vom ruſſiſchen Feldzug zu erzählen. Von Amts wegen und privatim wurde dem grimmen Feinde nach beſten Kräften entgegen gearbeitet. Wo das elterliche oder ein verwandtes Haus nicht einem Manne ein wollenes Hemd bot, da bot es ihm die durch Liebesgaben aus ganz Deutſchland in den Stand geſetzte Verpflegsabteilung, ſo daß man wohl wird ſagen dürfen, es war kein Mann vor Paris, der nicht mit einem Flanellhemd verſehen war. Ich ſelbſt war zuletzt der glückliche Beſitzer von drei Stück, worunter ein mit Beginn des Winters gefaßtes; zur Zeit der heftigſten Kälte habe ich zwei Flanellhemden übereinander getragen, das machte ſchon wetterfeſt. Anfangs Januar faßten wir Kapuzen aus Tuch, ich beſitze die meinige heute noch; ſie waren aber auf Vorpoſten nicht zu brauchen, weil ſie das Gehör bedeutend ſchwächten, ſo warm auch das Organ desſelben vor dem pfeifenden Wind geſchützt war. Auch die bekannten blauen Militärhandſchuhe bekamen wir; ſie ſind ganz vorzüglich, und ich habe oftmals die ſchönſten warmen Hände ge-

habt, während etliche Kameraden, welche es verachtet hatten, derlei Handſchuhe zu ‚faſſen', bitter froren. Ferner waren für die an den kälteſten zugigſten Plätzen, alſo beſonders im Bièvregrund ſtehenden Vedetten prächtige Pelzmäntel vorhanden, welche unſer Maultierfuhrwerk jedesmal bis zum Eingang von Bourg la Reine brachte und am andern Tage wieder abholte. Dieſe Mäntel wurden aber nicht angezogen und Wehr und Waffen darüber umgehängt, wie es in manchen ungeſchickten Illuſtrationen dargeſtellt iſt, ſondern ſie wurden lediglich um die Schultern geworfen, auch ſo noch genug Schutz bietend. Ja, es gab ſogar auf äußerſten Vorpoſten eine Magenſtärkung, welche die 24ſtündige Enthaltung von warmer Nahrung überaus wohlthätig unterbrach. Nach Ablauf der ſtrengſten Morgenbereitſchaft gab nämlich jeder Mann des Zugs ein Händchen voll Kaffeebohnen her; zwei Mann gingen damit in den Ort zurück und kochten im nächſten Hauſe den Kaffee, ſo daß nach einer Stunde jeder einen Becher voll heißen Getränks empfing. Während der ‚Wurm' rumorte und Montrouges Granaten über uns wegraſchelten, ſchlürften wir behaglich den herzſtärkenden Trank. Nur Eines war und blieb ungeſchützt, das waren die Füße. Trotz wollener Socken und Filzſohlen haben wir oft gefroren, daß man glaubte, keine Füße mehr zu haben. Selbſt im Kantonnement hatten wir nicht Ruhe vor der Kälte; die franzöſiſchen Wohnhäuſer ſind nicht auf ſo ſtrengen Winter eingerichtet, wie dieſer war; die Zimmer vielfach gepflaſtert, die Wände ſehr dünn, dazu der unpraktiſche Kamin, der nicht im ſtande iſt, den Raum zu durchwärmen; während man vorne faſt brät, geht's von hinten her immer noch recht huſcherig. Was half's, wenn wir vor dem Schlafen noch tüchtig nachlegten? Nach einigen Stunden herrſchte eine Eiſeskälte in dem Gemach, die uns wieder auftrieb; aufs neue wurde angeſchürt und, erſt nachdem wir durchwärmt waren, weiter geſchlafen. Haras de Bernis hat den traurigen Ruhm, die kälteſten Quartiere geboten zu haben; unſer Zimmer daſelbſt war wirklich ein halbes Sibirien. Und das Stroh und der Mantel waren zuſammen doch ſchlechte Wärmeleiter, aber ſie waren immer noch zu verſchwenderiſch. Wir hatten eine prächtige Art, zum Schlafen den Mantel möglichſt ausgiebig zu verwerten: man hielt ihn der Breite nach vor ſich hin, trat mit den Füßen auf das untere Ende, legte ſich nieder und wickelte ſich bis

zum Kopf in ſeine reichen Falten. Das Entkleiden beſchränkte ſich auf das Ablegen des Rockes und der Stiefel. Das Herſchaffen des nötigen Brennholzes machte je länger je mehr Schwierigkeiten; es war keine Kleinigkeit, in der Nacht auf eine Viertelſtunde Entfernung eine Laſt Weinpfähle zuſammen zu ſuchen und herbei zu ſchleppen, nachdem in unſern Orten alles Brennbare in Wohn- und Nebengebäuden außer den uns nötigen Möbeln den Weg alles Fleiſches gegangen war; ja, was von Möbeln nicht mehr ganz gut und ſolid war, das ward auch dem Feuertod geweiht. Als der Mangel immer größer wurde, mußten neue Bezugsquellen eröffnet werden, und wer ſonſt hätte da herhalten ſollen, als das ſchöne heitre Bourg la Reine? Denn ſo bequem hatten wir es nicht, wie die beſtändig an einem Ort liegende Artillerie; die hat einfach etliche Nebengebäude abgedeckt, ſo daß die nackten Wände in die Luft ſtarrten, und ſämtliches Bauholz in Brennholz verwandelt. Alſo Bourg la Reine wurde nun in Angriff genommen und befohlen, daß jeder Mann nach dem Abkommen vom Dienſt eine Tracht Holz mit ins Kantonnement zurücktrage. Unter Tags wurden die Laſten zurechtgeſtellt, was die auf Bereitſchaft Liegenden ſelbſt thaten, während die auf Vorpoſten Befindlichen zwei Mann zu dieſem Zweck in den Ort zurückſandten. Am Abend wurden dann beim Paſſieren der Stelle die Bündel aufgenommen und nun denke man ſich den Anblick dieſer Züge und Kompagnieen, wenn jeder Mann außer Wehr und Waffen noch eine Laſt Holz unter dem Arm, auf der Schulter, auf dem Kopf, auf dem Rücken trug; man denke ſich jene aufs verſchiedenartigſte geſtaltet, als Langhölzer und Rundhölzer, als Latten, Bretter, Bohlen, Fenſterladen, Stühle, kurz alle möglichen und unmöglichen Formen; manchmal trugen zwei Mann einen beſonders gewichtigen Gegenſtand miteinander oder abwechſelnd. Wie vom Walde gekommen produzierte ſich die Kompagnie, beſchwert mit einſtigen Beſitzgegenſtänden von Bourg la Reine und dröhnend fielen die Holzbündel auf, wenn ſie ſtillſtand. Glücklicherweiſe gab's da Holz genug, ſo viel, daß zwei Bataillone zwei Monate lang tagtäglich zu tragen und nachher noch zwei Bataillone ſechs Wochen lang zu brennen hatten. In dieſer letzten Zeit wurde namentlich die bisher wenig ausgebeutete linke Seite heimgeſucht und mancher blendend weiße Fenſterladen konnte ſeinem Schickſal nicht entgehen. Daß

es bei dieſem ſonderbaren Holztransport an komiſchen Scenen nicht fehlte, brauche ich kaum erſt zu bemerken. So hatte ein junger Soldat eines Tages ein leichtes Salzfaß ausfindig gemacht; daß es mitgenommen werden mußte, verſtand ſich von ſelbſt, nur die Art der Fortbringung machte dem Finder Kopfzerbrechen. Ganz wollte er es ja haben, weil da mehr Profit heraussah, als wenn er das Faß zerſchlug, deſſen einzelne Bretter er nicht alle hätte tragen können. Es vor ſich her zu rollen, ging doch nicht an und ſo verfuhr der gute Mann nach dem Rate eines Spaßvogels folgendermaßen: er ſteckte das Bajonett auf, unterfing das Faß und trug es auf dem Gewehr, an welchem es nun wie eine Glocke hoch über dem Zug hin und her baumelte. Allmählich blieb der Träger etwas zurück, es ward ihm herzlich ſauer, die ſchwankende Laſt zu ſchleppen, und das herrſchende Glatteis erleichterte ihm die Arbeit durchaus nicht. Daß ich's kurz mache, wir hörten plötzlich einen tüchtigen Schlag und ſahen eben noch den Mann aus einem Trümmerhaufen ſich langſam erheben. Nun mußte er ſich doch mit einer Partie eilends zuſammengeraffter Faßteile begnügen und hatte obendrein Spott genug; nicht nur heute, denn noch oftmals konnte man die Geſchichte vom Salzfaß als eine funkelnagelneue erzählen hören.

‚Am h. Weihnachtsfeſt mußten wir auf Vorpoſten liegen. Es war am 24. Dezember abends 5½ Uhr, daß mein Bataillon abmarſchierte, während ich auf der Brigade den ‚Befehl' zu holen hatte. So unangenehm mir dieſer Auftrag zuerſt war, ſo ſehr freute es mich nachher, daß ich gerade an dieſem Tage dazu kommandiert wurde. Denn als ich nachts 9½ Uhr dem Major das Befehlbüchlein überbrachte, was durfte ich da ſehen? den ſchönſten brennenden Weihnachtsbaum. Und ich hatte Zeit, ihn mir recht anzuſehen, bis der Adjutant, der das Bäumchen geputzt hatte, dem Major den langen Befehl vorgeleſen hatte. Ich wurde über dieſen heimatlichen Anblick ganz fröhlich und vergaß, daß ich in dem ungaſtlichen Frankreich weile und daß die Kanonen von Paris jeden Augenblick Tod und Verderben über mich bringen können. Dann ſuchte ich ganz glücklich meinen Zug auf, der heute in einem Hauſe lag, weil wir Vorpoſten in zweiter Linie hatten. An Schlaf war nicht zu denken, wie immer auf Vorpoſten. Am 1. Feiertag kein Gottesdienſt, kein feſttäglich Gewand; Schnaps aus ſteinernen Krügen war unſer Met,

gutes weißes Brot unſer Lebkuchen. So brachten wir den Tag hin und abens trug jeder wie ſonſt ſein Bündel Holz nach Hauſe. Wem es nicht im Innern Weihnachten war, der merkte weiter nichts von dem Feſte, denn auch die Franzoſen unterließen nicht, uns zu den gewöhnlichen Stunden ihre Feſtgrüße in Geſtalt von Bomben und Granaten herüber zu ſenden. Der zweite Feiertag gehörte, nachdem die Faſſungen und der Befehl vorüber waren, uns, aber nur bis $5^1/_2$ Uhr abends, denn zu dieſer Stunde zogen wir auf Bereitſchaft nach Bourg la Reine. — Am Nachmittag des letzten Tages des gewaltigen Jahres 1870 ließen wir die Gläſer zuſammenklingen auf die baldige Kapitulation von Paris und auf den Sieg der deutſchen Waffen in Frankreich. Wir mußten dies liebe Geſchäft deshalb ſchon ſo frühzeitig erledigen, weil uns der letzte Abend des ſcheidenden Jahres wieder hinaus rief auf die Bereitſchaft. Kurz vor dem Abmarſch war Schnaps gefaßt worden, aber ein Schnaps, wie ich in meinem ganzen Leben Schärferes nicht über die Lippen gebracht habe, das reinſte Scheidewaſſer, höchſt wahrſcheinlich franzöſiſcher Abſynth. Alles Waſſer vermochte ſeine furchtbare Schärfe nicht zu mildern, noch ſeine berauſchende Kraft zu dämpfen. Selbſt den gewiegteſten Schnapstrinkern war er zu ſtark; ſie hatten ihn bald oben im Kopf. Nur Einer vermochte dem Teufelstrank, wie wir ihn nannten, einen langen Widerſtand entgegenzuſetzen, um dann eine um ſo ſchwerere Niederlage zu erleiden, die ihn leicht das Leben hätte koſten können. Das war unſer guter Papſt. Wir lagen nämlich an dieſem Abend im Granatenſaal, deſſen oberes Ende eine zu allerhand Aufführungen beſtimmte Bühne bildete; ſie erhob ſich faſt mannshoch über dem Saal und mußte mangels einer Treppe frei vom Boden weg oder mit Hilfe von Stühlen erklettert werden. Gleichwohl erſchien uns die ganze Anlage ſo hübſch, daß wir daraus ein Separaträumchen für uns Unteroffiziere machten und es mit einem Tiſch und etlichen Matratzen ausſtatteten. Für unſern bezechten Alten war nun das Erſteigen der Bühne an jenem Abend ein Ding der Unmöglichkeit, weshalb wir auf alle Weiſe ihn zu bewegen verſuchten, heute unten zu bleiben und jede beliebige Matratze zu benutzen. Aber davon wollte er nichts hören; gerade heute wolle er hinauf, erklärte er mit zunehmender Heftigkeit. Da half nichts weiter, als ihm ſeinen Willen zu laſſen, und ſo wurde er denn von unten und oben her glücklich

auf die Bühne hinaufgelotst. Droben warf er sich alsbald auf eine Matratze und schlief ein, worin wir ihm, befriedigt, daß wir ihn so weit hatten, nachfolgten. Nach etlichen Stunden — ich hörte durch den Schlaf hindurch Geräusch, konnte mich aber nicht auf mich besinnen — erwachten wir an einem dumpfen Schlag, welcher von nichts anderem als von einem schweren Fall herrühren konnte. Wirklich, des Alten Platz war leer, er war's! Unbewußt wo er sich befand, war er bis an den Rand der Bühne vorgeschritten und kopfüber hinabgestürzt. Im Nu waren wir unten bei dem leblos Daliegenden; er atmete noch, weshalb wir Rock und Krawatte lüfteten und fest drauflos Wasser über ihn gossen. Bald hatten wir denn auch die Freude, unsre Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen: er öffnete den Mund zu einem Wort, wie es eben auch nur er wieder sagen konnte: ‚Diesmal — hab ich — die Engerl im Himmel — singen hören'. Kurz darauf erhob er sich völlig gesund und unbeschädigt, nur sein Kopf schmerzte ihn etwas. Ja, ein nüchterner Mann hätte sich sicher bei so schwerem Fall Schaden zugezogen, mindestens sehr wehe gethan; an unserm 6 Fuß langen, schweren, aber trunkenen Fünfzigjährigen ist er fast spurlos vorübergegangen. Auf die Bühne mochte er von da an nicht mehr, er hatte, wie er sich selbst ausdrückte, an diesem einen Kunststück genug. . . ."

„Nun kommen aber die Wochen, welche alles in den Hintergrund drängend sich abheben von den Leiden des Winters und allen Strapazen, welche in der vorhergehenden Schilderung einen, wie ich fürchte, für den Geschmack des Lesers fast zu ausgedehnten, — wie mir aber meine Kriegskameraden bezeugen werden, die Wirklichkeit doch noch lange nicht erreichenden Raum eingenommen haben. Auf immer dem Gedächtnis aller Teilnehmer eingeprägt bleiben sie, die nun beginnenden drei Wochen der Beschießung von Paris, und wenn ich mir je den Beistand einer Muse gewünscht hätte, so wäre es hier, um diesen dritten und letzten Akt, diesen großartigsten Abschnitt der Belagerung würdig beschreiben zu können. Ist's doch gewiß allen ein unvergeßlicher Moment, als drüben beim Meudoner Wald der erste Schuß aus unsern Batterieen hinüber donnerte auf die Pariser Südforts. Aber auch die feindlichen Geschütze blieben die eiserne Antwort nicht schuldig, so daß über drei Wochen das Bombardement währte, ein furchtbarer Artilleriekampf tobte. Mehr als 1200 Ge-

ſchütze vom Zwölfpfünder bis zum Zweiundſiebzigpfünder waren beſtrebt, mit möglichſter Sicherheit und Schnelligkeit des Feuerns ſich gegenſeitig zu meſſen und zu überbieten. Wie das brüllte, wie die Erde erbebte von unaufhörlichem Donner der Geſchütze, wie die Luft erzitterte von dem Pfeifen, Ziſchen und Explodieren der ſie durchſchneidenden Eiſenblöcke, welche gegenſeitig Verderben bringend geſchleudert wurden; wie grelle Blitze da und dort die Nacht durchbrachen und wie in den tiefſten Frieden alles getaucht ſchien, wenn das Feuer einmal ſchwieg, wie um zu verſchnaufen und zu erhöhter Kraftentfaltung ſich zu ſammeln. Reichlich drei Wochen wogte der Kampf, dann hatte ſich unſre Artillerie dem Feinde ſo herrlich überlegen gezeigt, daß dieſer von Feſtung zu Feſtung zurückgehen und zuletzt die Waffen ſtrecken mußte. Wer es mit angeſehen und gehört hat, wer ſo im wahren Sinne des Wortes mitten drinnen geſtanden iſt, wie wir Infanterietruppen, der kann dieſes gewaltigen Schauſpiels nimmer vergeſſen, rechnet es vielmehr zu ſeinen ſchönſten und teuerſten Erinnerungen. Es war eine lange, lange Geduldprobe geweſen, bis der erſte Schuß aus deutſchem Geſchützrohr erdröhnte. Mit viel größerer Geduld als das deutſche Publikum, wie uns die Zeitungen berichteten, harrten wir, die Nächſtbeteiligten, ihm entgegen; ja, wir waren ſo geduldig, daß wir überhaupt gar nicht mehr an das Bombardement glaubten. Und die drüben glaubten offenbar auch nicht mehr daran, denn ſie trieben's alle Tage frecher und toller. An den Abhängen der ‚gelben Tante', oder wie ſie auch genannt wurde, ‚Judenſchanze', wimmelte es tagtäglich von allem möglichen Volk, Karrenſchiebern, Reitern, Müßiggängern männlichen und weiblichen Geſchlechts; man ſah all dieſen Leuten an, daß ſie der Spezies der Schlachtenbummler angehörten, die eben von hoher Warte herab einmal einen Blick auf die verhaßten Deutſchen thun wollten. Beſonders lebhaft ging's an den Sonntagen zu, das Stelldichein zahlreicher Mädchen mit ihren in der Schanze dienſtthuenden Schätzen ſchien von der Küche in die Geſchützſtände von Villejuif verlegt und die Kanoniere waren, wie wir deutlich mit anſehen konnten, galant genug, die zartbeſaiteten Seelen die Geſchütze löſen zu laſſen, woran dieſe nicht genug bekommen konnten, ſo zahlreich ſauſte Granate auf Granate über unſere Köpfe weg. Es war höchſte Zeit, daß da einmal der Kehraus geblaſen wurde. ‚Ein einz'ger Schlag kann alles

enden'. Der erste deutsche Kanonenschuß vertrieb all das Volk, daß es Reißaus nahm auf Nimmerwiedersehen. Nur die Bedienungsmannschaft hielt tapfer stand und antwortete anfangs auf jeden Schuß mit ehernem Gegengruß; es muß ihr eine gewisse Wohlthat gewesen sein, endlich einmal genau zu wissen, wohin sie mit Aussicht auf Erfolg ihre Geschosse zu schleudern hatte. Bei uns brachte der erste Schuß eine großartige Änderung hervor. Er hob unsere Stimmung um hundert Prozent. Jetzt erst war ganzes volles Kriegsleben; nimmer wurde nur hergeschossen, sondern auch hinüber ging's, und die deutschen Kanonen hatten einen so noblen Klang, daß man ihm die gewaltige Wirkung anhörte. Das war köstlich erhebend und das that unsern gepreßten Vorpostenherzen besonders wohl, daß die französischen Aufmerksamkeiten nicht länger mehr nur uns galten, sondern der Artillerie, welche doch wenigstens in der Lage war, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Denn mit unsern Vorpostendörfern sich zu beschäftigen, dazu hatten die Herren jetzt keine Zeit mehr, so daß wir fast mit Muße zusehen konnten, wie der gewaltige Kampf ausgefochten wurde. Über die Ostfront ging's zuerst. Am 27. Dezember eröffneten 76 meist sächsische Geschütze das Feuer auf die französischen Befestigungen des Mont Avron, und noch hatte das alte Jahr der Welt nicht Valet gesagt, da war der Berg schon sauber gekehrt von Franzosen und Befestigungen. Mag das eine Bestürzung gewesen sein, als die Deutschen wirklich schossen und mit verzweifelter Kraft und Sicherheit schossen! Da half nichts, als sich rückwärts konzentrieren auf die Forts; aber auch da ist des Bleibens nicht, die deutschen Bomben und Granaten hausen so unbarmherzig darinnen, daß am ersten Tage des neuen Jahres das Feuer von Rosny, Noisy und Nogent verstummt. Immer weiter dehnt sich die Beschießung aus; die an der Nordostfront gelegenen Werke werden in den Bereich des deutschen Feuers gezogen — nur bei uns bleibt alles unverändert still. ‚Wir werden auch hier wieder zu kurz kommen und uns begnügen müssen, hin und wieder in ruhigen Stunden das Brummen der schweren Geschütze herüberzuhören', sagten wir kleinlaut, als uns im Befehl die prachtvollen Ergebnisse der teilweisen Beschießung mitgeteilt wurden. Endlich schien es auch bei uns Ernst werden zu wollen, denn als wir am 2. Januar abends zur Grabenstellung hinauszogen, wurde uns mitgeteilt, daß morgen früh das

Bombardement auf der Südſeite beginnen werde. Mit Freuden teils, teils mit ungläubigem Kopfſchütteln wurde die Nachricht entgegengenommen. ‚Wir glaubens nicht eher, als bis wir's krachen hören; es iſt uns oft genug geſagt worden, es ginge los und iſt niemals etwas daraus geworden.' So ſagten die einen, wenn andere jubelten und ſich's und andern ausmalten, wie ſchön wir's morgen von unſerm ſichern Platze aus mit anſehen könnten. Mitten in der Nacht wurde Wein gefaßt, das war etwas ſo Beſonderes, daß die Aktien der Ungläubigen bedeutend fielen. Ich weiß nicht, geſchah dies der Kälte wegen, oder weil morgen wegen des franzöſiſchen Feuers vielleicht eine Ablöſung nicht möglich würde. Die Kälte in jener Nacht war entſetzlich. Nur durch ununterbrochene Bewegung war's möglich, die Glieder vor dem Steifwerden zu bewahren. Der bei der Verteilung im offenen Feldbecher gehaltene Wein bekam an den Wänden ein ganz dünnes Eishäutchen, und Soldat Weißmantel mußte als dem Erfrieren nahe vom Poſten abgelöſt und von zwei Mann zum Arzt geführt werden. Mit um ſo größerer Sehnſucht wurde der Morgen erwartet, das beginnende Bombardement ſollte für die Leiden der Nacht entſchädigen und beim Klang unſerer Kanonen wollten wir zur Fröhlichkeit auftauen.

‚Aufgepaßt! ſechs Uhr iſt's, jetzt geht's an, es muß alle Augenblicke krachen!' Nichts rührte ſich; es wurde ſieben, acht Uhr, kein Schuß fiel, wenigſtens kein deutſcher. Immer kühner erhoben die Ungläubigen das Haupt, und als unſere Offiziere die Anſicht ausſprachen, der Nebel werde daran ſchuld ſein, da triumphierten ſie ſelbſt wunden Herzens: ‚Seht ihr's, es iſt nichts, und wird nichts; das bißchen Nebel war gar nicht der Rede wert!' und niemand wagte mehr zu widerſprechen. Langſam ging der Tag dahin und am Abend kehrten wir, um eine bittere Enttäuſchung reicher, ins Kantonnement zurück. Und als auch am nächſten Tage nichts ſich hören ließ, da waren wir alle wieder auf dem alten Standpunkt angekommen, das Bombardement war in Vergeſſenheit zurückgeſunken. ‚Was lange währt, wird endlich gut'. Die Nacht vom vierten auf den fünften Januar verbrachten wir in Antony. Der anbrechende Morgen traf uns in die Mäntel gewickelt in ſanftem Schlummer. Plötzlich fuhren wir alle, wie auf Kommando, in die Höhe: ein Kanonenſchuß aus nächſter Nähe war durch die leichten Träume gedrungen und hatte

uns erweckt. Das Hurra lag uns ſchon auf der Zunge und wartete nur auf den zweiten Schuß, um dann ſo ſtürmiſch hervorzubrechen, daß die Fenſter zitterten. Dann wieder Stille, als ob wir in unſerm ganzen Leben noch keinen Kanonenſchuß gehört hätten. ‚Von links kommt's her, ja das iſt wahrhaftig unſere Artillerie, hurra, hurra, hurra!‘ Sechs bis acht Schüſſe paßten wir ſo ab, jeden aus vollem Herzen begrüßend, bis wir's ganz gewiß wußten: die Beſchießung hat begonnen. Dann hinein in die Stiefel und hinab auf die Straße, um's noch beſſer zu hören und jeden Kameraden zu fragen, ob er's auch höre. Bald ging rechts drüben der Rumor an, ‚die Preußen bei L'hay ſchießen auch, hört nur, wie das donnert!‘ Höher und höher ſtieg bei dem anhaltenden Feuer unſere Freude und geſtaltete ſich zu einer wahren Feſtſtimmung aus, in welche nur die um die Mittagsſtunde ſich verbreitende Nachricht, daß ſchon einige Kanoniere von franzöſiſchen Geſchoſſen verwundet ſeien, einen bittern Tropfen fallen ließ. Das Kärtchen, auf welchem ich die frohe Kunde nach Hauſe meldete, iſt noch vorhanden, ein deutlicher Ausdruck unſeres Jubels: ‚Antony, den 5. Januar. Seit heute Morgen werden die uns gegenüberliegenden Forts beſchoſſen; bei uns herrſcht darüber allgemeine große Freude. Es donnert nicht ſchlecht!‘ Ja, es donnerte nicht ſchlecht! Tag und Nacht brüllten die Geſchütze, daß der Bièvregrund nimmer zur Ruhe kommen konnte. Immer mehr Batterieen thaten ſich wie hergezaubert auf und traten ein in den Kampf, enger und enger ward der Kreis, aus welchem tauſendfach Tod und Verderben hervorbrach, nicht nur auf die Werke, ſondern hinein bis mitten in die Stadt. Nach drei Tagen ging die eine Kaſerne von Montrouge in Rauch auf, der ſich in dicken Lagen über die Stadt hinwälzte; nach neun Tagen war das Fort ſelbſt lahm geſchoſſen und feuerte gleich Iſſy und Vanves nur noch aus etlichen Kanonen. Auch in der Stadt ſelbſt wurden bald Feuersbrünſte beobachtet. An einzelnen Tagen war die Beſchießung beſonders heftig. Immer noch leiſteten die Franzoſen tapfern Widerſtand; konnten ſie's nicht mehr von den Forts aus thun, ſo thaten ſie's jetzt von der Enceinte, der Pariſer Umfaſſungsmauer, aus; und hörte man durch das Schmettern der deutſchen Schüſſe hindurch einen franzöſiſchen, ſo tönte er aus immer weiterer Ferne her. Manchmal ſchien es indeſſen, als ob ſie die Forts wieder notdürftig in den Stand geſetzt hätten, denn an

einzelnen Tagen ergoß ſich das Feuer mit großer Heftigkeit aus denſelben; dann hatten ſie wieder genug bekommen und ließen's gehen. Mit beſonderem Nachdruck erwiderte die ‚gelbe Tante' das Feuer, und ſo reich ſie auch von den Batterieen in L'hay bedacht wurde, ſie hat meines Wiſſens niemals ganz geſchwiegen. Das Leuchten mit elektriſchem Lichte aber ließen die Herren jetzt unterwegs, ſie wußten warum. Es war ein prächtiges Schauſpiel, welches uns jetzt der Aufenthalt in Bourg la Reine darbot; ſtand man doch hier ſo recht mitten zwiſchen den beiden Feuern, ohne darunter zu leiden. Zwar ganz kamen wir bei den Franzoſen auch jetzt nicht in Vergeſſenheit. ‚In bekannter Freigebigkeit ſchoſſen ſie ſogar bis hinter nach Antony, wohin wir abends zurückzukehren hatten; der Heimweg war deshalb ziemlich ungemütlich für uns, wurde aber ohne Unfall zurückgelegt', ſo habe ich noch am 20. Januar geſchrieben. Aber wenn auch, das war Kinderſpiel gegen das, was wir früher auszuſtehen hatten. War's nicht hochintereſſant, zu ſehen, wie die Kugeln auf der Krone oder dem glatten Rücken der ‚gelben Tante' einſchlugen, daß das gefrorne Erdreich ſtäubte; oder wie in der Morgendämmerung aus ſeinen hochgelegenen Stückpforten der Feuerſtrahl herausfuhr, gefolgt von mächtigem Knall? Oder war's nicht noch viel ſchöner, unſre eignen Geſchütze bei Nacht in vollſter Arbeit zu ſehen? Wenn wir die linke Vorpoſtenſtellung einnahmen, ſtand die Zwölfpfünderbatterie ziemlich gerade hinter uns, ſo daß wir, wenn wir uns umwandten, ſozuſagen den Geſchützen ins Geſicht ſahen. Da brach's denn alle fünf oder fünfzehn Minuten, je nachdem gefeuert wurde, hervor wie ein greller Blitz und wie nur der Schlag verklungen war, ſauſte die Granate über unſere Köpfe hinweg, begleitet von unſern beſten Wünſchen. Oder wer kann jenen Mörſer größten Kalibers vergeſſen, welcher auf der Höhe von Fontenay an der Seite eines gleichgroßen Genoſſen arbeitete? Sein wahrhaft betäubender Schlag ließ alles weit hinter ſich und im Umkreis von mehreren Kilometern leuchtete der Himmel auf, wenn er Feuer gab. An ſeinem helleren Ton unterſchieden wir ihn bald von ſeinem Kameraden und tauften ihn ‚Brüllaffe', freuten uns auch jedesmal, wenn wir hinauskamen, auf ihn ganz beſonders. Wenn er eines ſeiner Rieſenkinder entſendet hatte, horchten wir geſpannt auf den Gegenſchuß, d. h. den Knall des explodierenden Geſchoſſes. Je länger dies anſtand, je ſchwächer und

aus je weiterer Ferne der breite, langgezogene Ton zu vernehmen war, um so höhere Befriedigung erfüllte uns; ‚die ist wieder tüchtig drinnen!‘ das war der stehende Ausdruck für sie. Alle Infanterietruppen waren im Befehl gewarnt, sich nicht mehr als nötig im Freien aufzuhalten, um von den herabfallenden Bleimänteln nicht getroffen zu werden. Jede Granate ist nämlich von einer dünnen Bleihülse umgeben; das weiche Metall schmiegt sich gefälliger in die Züge des Rohres, als das harte Eisen, und wird somit dem Geschoß ein knappes Laufen in den Zügen und ein um so kräftigerer Schwung verliehen; in der Luft löst sich der durchfurchte Bleimantel ab und fällt zu Boden. Es sollen auch wirklich leichte Verletzungen dadurch vorgekommen sein. ‚Blei hin, Blei her‘, dachten wir; ‚hat uns das französische nichts gethan, thut uns das deutsche erst recht nichts‘. Wir konnten's nicht lassen, in der Nacht, wo wir außen waren, einige Zeit vor dem Kellerchen zu stehen und zuzusehen, wie Paris beschossen ward, ob uns auch ein Bleiklumpen auf das Dach gefallen wäre. Dies wäre doch immer noch erträglicher gewesen, als wenn etwa durch einen Zufall ein auf die Belagerungsgeschütze gemeintes Projektil in unsrer Mitte eingeschlagen hätte. So gar unmöglich wäre das nicht gewesen, denn auf der rechten Seite standen wir kaum 600 Schritte von den preußischen Batterieen bei L'hay entfernt."

Die Niederlage, welche die Loirearmee in den ersten Dezembertagen erlitten hatte, war noch nicht vollständig genug gewesen, so groß auch die Verluste gewesen waren. Die Franzosen hatten keine Soldaten mehr, welche Siege erfechten konnten, wohl aber Menschen genug, um den Krieg zu nähren. Der rechte Flügel der geschlagenen Loirearmee unter Bourbaki hatte sich die Loire aufwärts nach Süden und Südosten zurückgezogen, während der linke unter Chanzy die Loire abwärts entkommen war. Gambetta freilich rühmte, daß man infolge der Kämpfe bei Orleans nunmehr zwei Loirearmeen anstatt einer besitze. Chanzy, verstärkt von den im Westen gesammelten Truppen, setzte in der That schon am 7. Dezember bei Meung und Beaugency im Walde von Marchenoir am rechten Ufer der Loire den nachdringenden Truppen des Großherzogs von Mecklenburg einen nachdrücklichen Widerstand entgegen und machte sogar Ver-

ſuche, wieder angriffsweiſe vorzugehen, zog aber nach 4tägigen Gefechten am 11. auf Blois und Tours ab, ohne den durch die Ungunſt des Wetters, die beſtändigen Märſche und Gefechte und die dadurch bedingten Verluſte hart mitgenommenen deutſchen Truppen, in deren Händen der Feind allerdings eine faſt läſtige Menge von Gefangenen und Überläufern zurückließ, die Gelegenheit zu einem entſcheidenden Stoße zu geben. Vom Hauptquartier in Verſailles kam die Weiſung, die weitere Verfolgung aufzugeben, ſich mit wachſamer Beobachtung zu begnügen, die Hauptmacht des Großherzogs bei Chartres, die des Prinzen bei Orleans zu konzentrieren, Blois und Gien zu behaupten und ſo den Truppen die notwendige Ruhe und Herſtellung zu ſchaffen. Eine Diviſion war bis vor Tours gelangt, hatte einige Granaten in die Stadt geworfen, welche nunmehr die weiße Fahne aufzog (19.): Die Regierungsdelegation war von dort bereits am 9. nach Bordeaux übergeſiedelt.

Wie furchtbar dieſe Dezembertage für die Deutſchen waren, erkennt man aus einer der Erinnerungen Taneras: „Herrgott, wie ſah unſere ſchöne, gute Brigade aus, als ich den Frührapport am 8. Dezember 1870 morgens 7 Uhr zuſammenſtellte! Mehrmals hatten wir während des Feldzuges ſtarken Erſatz an Offizieren und Mannſchaften erhalten und dennoch ergaben meine Liſten trotz wiederholten Zählens an jenem Morgen ſtatt der etatsmäßigen Zahl von 167 Offizieren und 7000 Mann nur 59 Offiziere und 2466 Mann. Ja, die Namen Beaumont, Sedan, Artenay, Orleans, Coulmiers, Loigny und wieder Orleans waren mit ſehr blutigen Lettern auf unſerer Kampfes- und Siegestafel eingetragen und nicht leicht konnte eine deutſche Truppe mit mehr Recht als wir ſagen: ‚Wir haben viel errungen, aber teuer bezahlt.‘ An Stelle des am 2. Dezember erſchoſſenen Brigadeadjutanten konnte erſt geſtern abend ein neuer ernannt werden, da ſich für deſſen bisherige Stelle früher kein Erſatz hatte auffinden laſſen. Es fiel daher mir die Aufſtellung der Rapporte zu. Ich kann nicht behaupten, daß mich die furchtbare Wahrheit dieſer dürftigen Zahlen in den für eine Schlacht ſo notwendigen friſchen Mut verſetzte. Im Gegenteil! Es war ein düſterer Gedanke, daß man mit einem ſolchen Häuflein, freilich über jedes Lob erhabener tapferer Leute, von neuem die großen Maſſen, welche Gambetta gegen uns aufgerufen hatte, bekämpfen und ſie heute nicht

allein abwehren, ſondern ſogar angreifen und ſchlagen ſollte. Doch die Herren in den Bataillonen ſollten nichts merken. Wie mein General und der Generalſtabshauptmann der Brigade dachten, wußte ich. Wir drei kannten ja allein, was uns bevorſtand. Nun in Gottes Namen, Kopf in die Höh! Ich entließ die Bataillonsſchreiber und addierte, auf einem Stein ſitzend, den Zügel meines Schimmels im Arm, noch einmal meine kleine Zahlen. Sie wurden nicht größer. Da ſtieg ich auf mein gutes Tier und trabte zum General. Er ſtand mit den Kommandeuren der beiden Regimenter und dem des Jägerbataillons auf einem kleinen Hügel. ‚Nun was Neues, Leutnant T.?‘ ‚Nein, Herr General. Nur den Frührapport?‘ ‚Wie ſtark können wir heute ins Gefecht rücken?‘ ‚Hab’ es noch nicht genau zuſammengeſtellt, Herr General!‘ ‚Schon gut. Sie können mir die Zahl ja ſpäter melden.‘ Wir verſtanden uns gut, der General und ich. Manche ſchwere Stunden hatten wir zuſammen erlebt und ſchon der Umſtand, daß ich ihm von allen Herrn des Stabes allein übrig geblieben war, während die anderen infolge des bittern Kriegsgeſchickes allmählich neu erſetzt werden mußten, war Urſache, daß zwiſchen uns eine Vertraulichkeit beſtand, mehr wie es zwiſchen Vater und Sohn als zwiſchen einem alten General und einem blutjungen Ordonnanzoffizier gewöhnlich der Fall iſt. Er wußte, daß ich nur Ernſtes zu melden hatte, und wollte auch nicht, daß es die Kommandeure hörten. Eine Viertelſtunde ſpäter rückte die Brigade vor und zwiſchen 8 und 8½ Uhr ſtand ſie in Rendezvous-Stellung zwiſchen Cravant und Beaumont, etwa 700 m hinter der großen Straße von Beaugency nach Châteaudun. In der Nacht war leichter Schnee gefallen; jetzt lag über dem ganzen Gelände ein dünner Nebel, der zwar einen Fernblick auf etwa 1 Kilometer geſtattete, aber nichts deutlich erkennen ließ. ‚Hier halten und nur angreifen, wenn der Feind ſich vorwärts Villechaumont zeigt. Links geht die 17. preußiſche Infanterie-Diviſion vor.‘ Dies war vorläufig unſer Befehl. Plötzlich bemerkt ein Adjutant eines bei den wieder zuſammengerufenen Kommandeuren ſtehenden Majors: ‚Dort gehen ja feindliche Infanteriekolonnen vor.‘ Alles drehte die Köpfe nach der bezeichneten Richtung. Wirklich, da ſchoben ſich dunkle Maſſen im Nebel von Le Mée her gegen die große Straße. ‚Das iſt die Avantgarde der 17. preußiſchen Diviſion,‘ meinte ein Stabsoffizier. ‚Nein,

es ſind Franzoſen, ſonſt würden ſie weſtlicher marſchieren.' ‚Keine Rede von Franzoſen. Man ſieht ja keine Spur von roten Hoſen.' ‚Und doch iſt es der Feind. Sie wollen die Straße beſetzen.' So ging es hin und her. Die Feldſtecher kamen nicht von den Augen. Es war aber abſolut keine Uniform zu erkennen, der Nebel ließ alles zu undeutlich erſcheinen. Da drängte ich mich vor: ‚Herr General, ich reite hin und ſehe nach. Ich bin gleich wieder zurück.' ‚Was fällt Ihnen ein. Daß Sie mir auch noch totgeſchoſſen werden. Sie bleiben da.' Wieder flogen die Feldſtecher an die Augen, aber vergebens. Man erkannte nur, daß die Straße immer ſtärker beſetzt wurde; allein es war weder eine Uniform zu unterſcheiden, noch zu ſehen, wohin eigentlich die Front dieſer Truppen ging. Von neuem wurden Zweifel laut, ob es die Preußen ſeien. Allmählich meinten doch mehr Stimmen, es könnten wirklich Franzoſen ſein. Da hielt es mich nicht länger. ‚Herr General, wenn ich nicht zurückkomme, ſind's Franzoſen.' Meinem Schimmel beide Sporen geben und in Karriere gegen die Straße vorjagen, war geſchehen, ehe der General etwas ſagen konnte. Was er mir nachrief, wollte ich nicht verſtehen. Er hatte es gut für mich gemeint. Nun ging's dahin. Da mußte ich in einen ſchmalen Weg zwiſchen Weinbergen einbiegen. Er führte ſcheinbar direkt auf die große Straße. Eine kleine Terraſſe hielt uns nicht auf. Mein guter Schimmel — ich ritt heute ein Dienſtpferd, weil mein Rappe ‚Orleans' am 4. Dezember durch eine Granate unter mir zerriſſen worden war — flog über das Hindernis hinauf, als ob wir im Zirkus wären und Hunderte von ſchönen Damen uns beobachteten. ‚Brav, Schimmel!' Auch der Sprung über den Zaun gelang. Jetzt ſtand ich aber mitten in einem Weinberge und zwar nicht mehr auf dem Wege, ſondern zwiſchen den einzelnen Pfählen, an denen die Stöcke in die Höhe gezogen werden. Dort hat man nicht, wie am Rhein, lange Rebzeilen, ſondern wie in Tirol wächſt jeder Stock an einem etwa 1 m aus der Erde ragenden Pfahl empor. Dieſelben ſind ſo enge als möglich aneinander geſtellt, um den Boden gut auszunützen. Zwiſchen dieſen trabte ich an. Jeden Moment konnte ſich mein braves Pferd die Bruſt aufſpießen und dann wäre es aus geweſen mit weiterem Vorreiten. Es glückte aber. Bald kam ich in einen Weinberg, in dem die Pfähle genau in Linien geordnet ſtanden. Zwiſchen zwei

Reihen derſelben war Platz genug, um bei langſamer Gangart, mit großer Vorſicht ziemlich gut reiten zu können. Der mir ſo vorgeſchriebene Weg führte direkt auf die Straße. Ich wagte nicht vom Boden aufzuſehen, damit mein Schimmel keinen Fehltritt thue. Plötzlich praſſelte es um mich herum und pfiff und krachte, als ob ein tüchtiges Hagelwetter über mir losbreche. Bald darauf folgte der Schall der vielen Schüſſe, welche mir ſo freundlichen Gruß entgegengeſchickt hatten. Ich ſah auf und erblickte jenſeits der Straße, die noch etwa 350 m vor mir lag, die wohlbekannten kleinen Rauchwolken, welche mir deutlich genug ſagten, wo der Feind ſtand. Es waren alſo wirklich Franzoſen, die ſich bis auf etwa 150 m an die große Chauſſee vorgeſchoben und nun einige Ravins beſetzt hatten. Bald folgten neue bleierne Boten. Die armen Weinbergpfähle! Sie hatten doch nichts Böſes gethan und wurden nun ſo rückſichtslos zerſplittert. Die Sache war aber auch für mich und meinen Schimmel nicht ſehr gemütlich. Umkehren gab es nicht. Wir hätten uns aufgeſpießt. Alſo vorwärts! Anfangs ein ruhiger, dann ein ſchärferer Galopp führte mich immer mehr den geehrten Herren Franzoſen entgegen, die nun ein regelrechtes Scheibenſchießen veranſtalteten. Sicherlich waren es ‚Moblots‘,*) ſonſt hätten ſie nicht ſo gar erbärmlich ſchlecht geſchoſſen. ‚Ja, hört denn der abſcheuliche Weinberg noch nicht auf!‘ Immer fort, ventre a terre! An ein Geſpießtwerden durch einen Seitenſprung meines Schimmels dachte ich jetzt gar nicht mehr. ‚Herrgott, der Weinberg geht ja bis an die Straße!‘ ‚Zu, Schimmel! Halt aus! Auf der Straße kehren wir; dann geht's zurück!‘ Das brave Tier lief wie der Satan. Keine 20 Schritte war die Straße mehr entfernt. Plötzlich — mir war's, als hört ich's krachen — zerſchmettert ein Geſchoß meinem armen Schimmel ein Vorderbein; er ſtürzt; ich fliege wie ein geprellter Froſch über den Kopf meines Pferdes hinweg; das aber wälzt ſich, noch von anderen Kugeln durchbohrt, zwiſchen Pfählen, die es niederdrückt und abbricht, herum und ich krieche auf allen Vieren, als ob ich nie anders gehen gelernt hätte, bis zum Straßengraben vor und niſte mich in demſelben hinter einer Pappel möglichſt gut ein. Das patſchte luſtig rechts und links neben mir in den Schnee und auf

*) Der Spottname für Mobilgarden.

den feuchten Boden. Oben in der Pappel praſſelte es und abgeſchoſſene Zweige fielen herab; ich aber lag in verhältnismäßiger Sicherheit, freilich etwas naß gebettet, aber dadurch nicht im geringſten alteriert im Straßengraben hinter dem Baume und machte es mir bequem. Sorgſam lugte ich mit dem Feldſtecher neben einem Wurzelknorren vor und beobachtete die im Maximum 140 m von mir entfernten Franzoſen. Bald aber mußte ich die Naſe wieder hinter die Pappel zurückziehen, denn die Burſchen nahmen gar keine Rückſicht und ſchoſſen allmählich ganz dicht neben mich hin. Jetzt blickte ich auch zurück.

‚Hurra, Hurra!‘ — Mein Herz war zu freudig bewegt. Ich mußte mit unſerem alten Schlachtruf mir Luft machen. Dort waren ja ſchon 2 Batterieen aufgefahren und — plötzlich ein Blitz, ein Ziſchen, ein Krachen bei den Geſchützen, dann wieder ein Krachen etwa 100 m vor mir und die erſte bayeriſche Granate ſauſte hinüber und brachte nun auch unſere Grüße den erſtaunten Franzoſen entgegen. Sie war zu kurz gegangen. Nun folgte die zweite. Die flog über die feindlichen Schützen hinweg. Die dritte aber ſaß und dann kam die vierte und ſo fort, daß den armen Männleins jenſeits der Straße wahrſcheinlich Hören und Sehen verging. Sind aber nicht ausgeriſſen, ſondern haben brav Stand gehalten und nun ein hölliſches Feuer eröffnet, für das ſie jedoch wertvollere Ziele ſuchten, als meine arme, ſchon recht verbrauchte Mütze und was unter derſelben ſich befand. Dadurch fühlte ich mich wie in Abrahams Schoß und lugte mit meinem Glas bald vor zum Gegner, bald zurück zu den Unſeren. ‚Aha, nun wird's Ernſt! Schützen gehen vor! Grüne Krägen! Alſo meine lieben Jäger, zu deren Bataillon ich ja auch gehörte, fangen an. Na wartet Franzoſen, die werden's Euch ſchon zeigen.‘ Jetzt ſind die erſten Schützenlinien noch etwa 200 m von mir entfernt. Sie ſtehen alſo ungefähr 350 m vor dem Feinde. Signal ‚Halt‘ — ‚Feuer.‘ ‚Bravo, bravo Jäger. Zeigt's ihnen. Schießt nur flott zu. Mir thut Ihr ja doch nichts. Weiß ja genau, daß meine Jäger anders zielen, als jene ungeſchickten Moblots.‘ — Über mich weg, rechts und links vorbei pfiff das wohlbekannte Podewilsgeſchoß und ſuchte dort drüben ſeinen Weg zum Herzen des Feindes. Oft genug fand es ihn: die in die Höhe geworfenen Arme, ein Aufſpringen, Wanken, Stürzen verriet den Treffer. Ja, wer eben

16mal im Feuer geſtanden und 16mal das Weiße im Auge des Franzmanns geſchaut hatte, bis dieſer erſchlagen oder gefangen war, oder ſich zur eiligſten Flucht wandte, der ſchoß nicht mehr aufgeregt wie ein Rekrut, ſondern der überlegte, wie es ſich für einen alten Kriegsveteranen ziemte, der zielte, ſetzte wieder ab, zielte noch einmal, drückte langſam ab, ein Knall und dort beim Feinde hatte ein junges Menſchenleben geendet. Es waren aber auch viele Erſatzleute bei unſern Bataillonen eingeſtellt. Von denen ſtammten ſicher die zu kurz gehenden Schüſſe, die mir öfters recht verdächtig nahe ihr Blei herſandten. ‚Das muß doch ein dummer Kerl ſein! Schießt mir da beinahe den Abſatz vom Stiefel und der Gegner iſt doch da vornen!‘ Hätte ihn gerne ein wenig an den Ohren gezauſt. Die Franzoſen ließen mich jetzt ganz in Ruh. Das Schwirren der bayeriſchen Geſchoſſe klang aber immer näher, denn unſere Jäger waren ſprungweiſe avanciert und lagen nur noch etwa 40 m von mir entfernt. Aufs neue mußte ich mich ſo tief als möglich in den Straßengraben drücken, denn bei dieſer Nähe konnte doch ſehr leicht ſo ein kleines bleiernes Dingchen an die falſche Adreſſe gelangen und man hat oft ſchon an einem genug auf ewig. Es lief aber alles gut ab. Beim letzten Sprung hatten die Jäger den Straßengraben ſelbſt erreicht und ich war alſo der fatalen Ausſicht, ein bayeriſches Geſchoß verſchlucken zu müſſen, enthoben. Nun konnte ich auch den Rückweg antreten und meinen General aufſuchen. Dies Zurückgehen war kein Vergnügen, denn die Chaſſepot-Geſchoſſe patſchten vor, hinter und neben mir, daß es nur ſo eine Freude war. Obgleich ich Grund genug zur Eile hatte, blieb ich doch einen Moment bei meinem armen Schimmel ſtehen. Da er zu ſchwer getroffen war, um je geheilt werden zu können, machte ich ſeinen Leiden durch einen Revolverſchuß zwiſchen die Ohren ein Ende. Dann aber ſchlug ich einen flotten Laufſchritt an und bald wurde ich vom General bemerkt. Derſelbe ſandte mir die Stabsordonnanz mit einem Handpferde, dem ſogenannten ‚Auditeur‘, entgegen. Der alte Braune war nämlich für den Auditeur der Brigade beſtimmt geweſen. Dieſer Herr — er verzeihe mir die Indiskretion — hatte aber vor dem Kriege nie ein Pferd beſtiegen und ſollte plötzlich reiten. Bei dem erſten Verſuche im Lager von Germersheim hatte es zwiſchen Roß und Reiter Differenzen gegeben, ſo daß beide ſich im Zorn voneinander trennten.

Seit jenem Tage marſchierte unſer Herr Auditeur durch ganz Frankreich zu Fuß und der Braune bildete das Reſervepferd des Brigadeſtabes. Schnell befand ich mich an der Seite des Generals. Er ſchüttelte mir die Hand und ſprach nur: ‚Das war brav gemacht. Ich werde es nicht vergeſſen.‘ Dann fiel er gleich darauf in den kurzen dienſtlichen Ton, der ihm eigen war und fuhr fort: ‚Ich bin ſchon wieder auf Sie allein angewieſen. Der arme Hauptmann Meier (dies war der neue Brigadeadjutant) iſt ſoeben von einem Geſchoß durch die Bruſt getroffen worden. Er wird den Abend kaum erleben.‘ Ich hatte keine Zeit, mich nach weiteren Details zu erkundigen; die Schlacht wurde immer heftiger. Allmählich hatten ſich auf beiden Seiten gewaltige Artilleriemaſſen entwickelt und es blitzte und krachte und dröhnte wie bei Sedan, Beaumont, Orleans, Loigny und auf den andern Schlachtfeldern, auf denen wir gekämpft. ‚Leutnant T., zwei Bataillone des 3. Regiments ſollen ſich links vom Jägerbataillon entwickeln. Direktion gegen Villechaumont.‘ ‚Zu Befehl, Herr General.‘ Wo ich vorbeikam, rief man mir freundliche Worte wegen meines vorherigen Rittes zu. Die Bataillone gingen vor. Aber auch die Franzoſen erhielten Verſtärkungen und zwar nicht Bataillone, ſondern Brigaden. Ihr Chaſſepotfeuer klang wie das Rollen unausgeſetzt aufeinander folgender Salven. Schon wieder hatte jene ſchaurige Wanderung begonnen, bei der ein oder zwei Leichtverwundete einen ſchwerer Getroffenen aus der Schützenlinie herauszubringen ſuchen; oft zum eigenen Leid, denn wer geht, wenn auch nach rückwärts, wird leichter getroffen, als wer in der vorderſten Plänklerkette ſich ſo gut als möglich decken kann. Die Toten blieben liegen. Für ſie konnte man ja ſpäter ſorgen, wenn der Feind geſchlagen, der Sieg errungen war. Dieſer ſollte uns heute aber recht ſchwer gemacht werden. Immer neue Maſſen verſtärkten die feindlichen Schützen; General Chancy wollte durchaus nicht weichen. ‚Das 3. Bataillon des 3. Regiments zur Verſtärkung in die Schützenlinie.‘ ‚Zu Befehl, Herr General.‘ Bald war auch dieſe Truppe in der grauen Dampflinie verſchwunden, welche die Schützenkette markierte. Da liefen verſchiedene Meldungen ein, die Munition beginne zu mangeln. Zugleich erkannte man das Gefährliche der Situation. Der Feind war mindeſtens fünffach überlegen. Nur unſer wohlgenährtes Schützenfeuer hielt ihn in ſeiner Poſition.

Ein Nachlaſſen desſelben, und gewiß wäre er zum Angriff vorgegangen und hätte uns durch ſeine Übermacht erdrückt. Schon wieder erkannte man dort hinten lange dunkle Linien. ‚Nahm denn der Feind heute gar kein Ende?‘ Nun hieß es Patronenerſatz vorbringen. Ich jagte zurück zur Munitionskolonne. ‚Ein Wagen mit Podewilsmunition vor!‘ ‚Hier, Herr Leutnant. Wohin ſoll ich?‘ ‚Mir nach, Trab.‘ Zum Glück wußte ich jetzt einen Feldweg, der zur Hauptſtraße führte. Auch hatte ich etwa in der Mitte der Schützenlinie eine Mulde entdeckt, die vielleicht etwas Schutz gewährte. Dort wollte ich den Wagen hinbringen. ‚Herr Leutnant! Wir ſind im Granatfeuer. Soll ich halten?‘ ‚Nein. Vorwärts, Galopp, marſch!‘ ‚Herr Leutnant! Es iſt meine Pflicht, auf die Gefahr einer Exploſion aufmerkſam zu machen. Sogar ein Gewehrgeſchoß kann ſie bewirken.‘ ‚Thut nichts. Ich übernehme die Verantwortung! Es muß ſein!‘ Der brave Unteroffizier vom Train, der Führer des Wagens, zögerte keinen Moment. ‚Habt's g'hört Leute. Der Herr Leutnant hat g'ſagt, es muß ſein. Rein mit den Spornen, haut drauf auf die Gäul! es muß ſein!‘ Das raſſelte und flog dahin hinter mir her, wie die wilde Jagd. Und die Granaten ſchlugen um uns ein, daß es nur ſo dröhnte. Ein Sprengſtück in unſern Kaſten — wir hatten damals Papierpatronen — und wir' alle, der Unteroffizier, die drei Trainfahrer, ich und acht Pferde hätten die Reiſe in das unbekannte Jenſeits in einem Nu angetreten und noch dazu verkohlt und verbrannt, daß uns die ſchon vorausgegangenen Kameraden vielleicht gar nicht erkannt hätten. ‚Herrgott! Das Vorderhandpferd ſtürzt. Das Granatſtück hat ihm die Schulter zerſchmettert.‘ ‚Schneid die Sträng ab, Waller.‘ ‚Gehen Sie auf die Seite, der Vorderreiter dort. Können wir vierſpännig weiter kommen?‘ ‚Wird geh'n, Herr Leutnant!‘ ‚Reißt das Sattelpferd weg. So! gut! Vorwärts Galopp marſch. — Hauen Sie mehr drauf. Macht nichts, wenn die Gäule kaput gehen. Wenn wir nur vorkommen.‘ ‚Etwas kürzer jetzt; laßt die Tiere ein wenig verſchnaufen; im Infanteriefeuer müſſen wir noch mehr jagen.‘ Das war eine Fahrt. Der Weg miſerabel, tiefe, feſt gefrorene Geleiſe, dazu die Eiſen der Pferde abgelaufen, glatt und ohne Stollen. ‚Herr Leutnant! Die Franzoſen gehen vor!‘ ‚Wahrhaftig! Leute, jetzt gilt's. Schaut nur auf den Boden, die Zügel feſt in die Fauſt, die Sporen in die Flanken, peitſcht zu,

Galopp was aus den Gäulen raus geht und mir nach.' ‚Fehlt ſich nix, Herr Leutnant. Wir kommen ſchon!' Und wirklich kamen ſie, die ſchneidigen Kerle — es waren Altbayern — und wir jagten dahin, daß der ſchwere Patronenwagen Sprünge machte, als ob er ein leichtes Korbwägelchen wäre und die beſten engliſchen Stahlfedern hätte. Kein Mann ſah um; keiner blickte in die Höhe; keiner dachte an die furchtbare Gefahr einer Exploſion; wir flogen dahin, als ob der Teufel uns jage und unſer einziges Streben war, die Schützenkette zu erreichen. Nun waren wir an der Straße. ‚Rechts ſchwenkt marſch! Noch 40 Schritt.' — ‚Kürzer!' — ‚Halt!' Es war unnötig, dies zu kommandieren. Zwei Pferde ſtürzten zugleich. Der Stoß des Wagens warf die andern darüber; zwei Fahrer und vier Roſſe wälzten ſich durcheinander auf der Erde; was lag daran? ‚Jäger her!' Herr Kamerad, ſchicken Sie mir Leute! Werft die Patronenverſchläge heraus, ſonſt fliegen wir alle in die Luft. Vorwärts! Packt zu! So iſt's recht! Dorthin mit dem Verſchlag. Den andern rechts. Nur zu; erſt raus mit allen. — Gott ſei Dank, es iſt geſchehen. Ihr tragt zwei Verſchläge zum rechten Flügel; ihr drei zum linken. Wo iſt der Trainunteroffizier?' Der arme Menſch lag unter ſeinem erſchoſſenen Pferde; ein Fahrer war tot, der andere hatte ſich hinter dem leeren und nunmehr ungefährlichen Wagen gedeckt. Als er die Lage ſeines Unteroffiziers ſah, eilte er zu ihm und zog ihn unter dem Pferde hervor. Ich rief letzteren zu, er ſolle ſich nur hier einſtweilen decken, ich würde alles melden, und als ich ſah, daß die Jäger und Infanteriſten raſch die Patronen unter ſich austeilten, jagte ich zurück, um wieder meinen General aufzuſuchen und ihm die Sache zu melden. Ich hatte Glück; unverſehrt kam ich zurück und konnte meinen Bericht erſtatten. Mit neuer Kraft knatterten unſere Podewilsbüchſen den Franzoſen entgegen. Es war ja wieder Futter da, wie die Leute ſagten und ſelbſt ein tüchtiger Heißhunger der Gewehre konnte befriedigt werden. Der Feind begriff, daß der Moment zu Vorſtößen verpaßt und es nicht angezeigt ſei, ſich jetzt unſern Jägern zu nähern. Die wenigen Schützenſchwärme, welche gegen die Straße bis auf etwa 120 m vorgelaufen waren, machten, daß ſie wieder in ihre deckenden Gräben zurückkamen. Nur Tote und Verwundete blieben liegen. Auch letztere rührten ſich bald nicht mehr, denn mitten zwiſchen den

beiden feuerſpeienden Linien mußten zu kurz gehende Geſchoſſe alles töten, was etwa noch lebte, wenn auch niemand auf einen geſtürzten Verwundeten zielte. Die Schlacht wurde immer heftiger. Unſere ganze Artillerie ſtand im Feuer. Der Feind war an Zahl der Geſchütze überlegen. Jede Sekunde platzten in der Luft die verhaßten Shrapnels und dann ſauſte ein Schauer von Sprengſtücken und kleinen Vollgeſchoſſen herunter, als ob der Sturm den Hagel auf ein Kornfeld peitſcht. Zum Glück ſchoſſen die Franzoſen ſchlecht. Aber die Maſſe von Eiſen und Blei, welche ſie auf uns warfen, bewirkte doch, daß wir auch heute ſchwere und wegen unſerer an und für ſich ſo kleinen Zahl recht empfindliche Verluſte erlitten. Auch unſer 12. Regiment mußte nun 2 Bataillone zur Verſtärkung der Schützenlinie abgeben. Nur 1 Reſervebataillon blieb in der Hand des Generals. Da drangen neue franzöſiſche Maſſen aus Cernay und Villechaumont vor. Gegen uns, das Centrum der deutſchen Aufſtellung, führte Chanzy, der feindliche Oberbefehlshaber, den Hauptſtoß. Er wollte unſere ſchwache Linie hier durchbrechen und die ganze Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg auseinander ſprengen. Wir aber mußten gerade hier halten um jeden Preis, bis auf dem rechten Flügel unſere 1. und die 22. preußiſche Infanterie-Diviſion gegen Montfouris und auf dem linken die 17. preußiſche Infanterie-Diviſion gegen Meſſas vorgehen und uns dadurch Luft machen konnten. Die an uns geſtellten Anforderungen wurden immer ſchwerer; unſere Mittel zur Erfüllung derſelben immer geringer. Bei der Artillerie ſchwieg ein Geſchütz nach dem andern. So waren von der Batterie Stadelmann nur noch zwei Geſchütze im Feuer. Drei hatten die feindlichen Granaten demontiert, eines war verbleit. Auch reichte die noch übrige Mannſchaft kaum zum Bedienen der beiden noch ſchußfähigen aus. Unſer letztes Bataillon wurde vorgezogen. Es hatte die neuen Werdergewehre. Der hellere Ton aus dieſen Gewehren klang uns wie liebliche Muſik. Wir wußten, daß dieſelben noch ſchneller und beſſer ſchoſſen, als unſere Podewilsbüchſen. Das Bataillon machte ſogar einen Vorſtoß. Es kam etwa 50 m über die Straße vor. Dann — ratſch, ratſch — rollten die Lagen den Franzmännern entgegen und aus ſolcher todbringender Nähe fanden nur wenige Geſchoſſe nicht ihr beſtimmtes Ziel. Dennoch war der Verſuch ein verfehlter. Zu einem

allgemeinen Vorſtoß waren wir zu ſchwach. Dort vornen gab es aber keine Deckung für die Schützen des einen vorgegangenen Bataillons. Der Feind erkannte dies und konzentrierte ſein Feuer auf die armen Zwölfer. Sie mußten zurück bis zur Straße. Ihren Major und ihre Hauptleute ließen ſie aber vorne liegen; die wichen nicht zurück; ſie waren tot. Ein Unterleutnant, als der älteſte lebende und unverwundete Offizier des Bataillons, ſammelte die langſam weichenden Scharen und poſtierte ſie zwiſchen den anderen Schützenlinien im Graben der Chauſſee. Von neuem krachten die Werdergewehre und ununterbrochen wütete das gewaltige Feuer. ‚Wenn nur um Gotteswillen die 17. Diviſion bald bei Meſſas Erfolg hat.‘ ‚Sie haben erſt mit ihrer Avantgarde angegriffen. Das Gros iſt noch zurück.‘ Wie ſchauten der General und ich nach links rückwärts! aber noch vergebens. Schon wieder führten die Franzoſen neue Unterſtützungen vor. Ihr Feuer klang, als ob ſie lauter Mitrailleuſen hätten und doch befand ſich bei ihrer Loire-Armee keine einzige der uns von Sedan her ſo gut bekannten Kriegsorgeln. Nur die Tauſende und Abertauſende von Chaſſepots ſprühten ununterbrochen Tod und Verderben in unſere Reihen und gewuchtige Granaten ſekundierten den unſcheinbaren und doch ſo ſchaurigen kleinen Bleigeſchoſſen, um überall die verheerende Wirkung der feindlichen Grüße zu verbreiten. Unſer rechter Flügel fing an zu wanken. Dort hatten die Franzoſen eine günſtigere Stellung erreicht und flankierten etwas unſere Linien. ‚In dem Feuer gehen meine Bataillone allmählich zu Grunde,‘ ſeufzte der General vor ſich hin. Es war nicht für meine Ohren beſtimmt. ‚Leutnant T. Reiten Sie zum linken Flügel. Das 1. Bataillon des 3. Regiments ſoll ſich, wenn es nicht mehr an der Straße halten kann, an jene Weinbergterraſſen zurückziehen und dort unter allen Verhältniſſen halten. Dadurch wird der rechte Flügel zum Stehen kommen. Sehen Sie denn noch nichts vom Gros der 17. Diviſion?‘ ‚Nein, Herr General!‘ ‚So reiten Sie in Gottes Namen fort und bringen Sie dem Major K. den Rückzugsbefehl.‘ Ich ſprengte an. Es ging nicht ſo ſchnell wie ſonſt. Vielleicht war mein Brauner ſchon zu ermüdet! Da kam ich über einen kleinen Hügel. Plötzlich erblickte ich von ſeinem Gipfel aus links ſeitswärts in einem breiten Grunde, der von der Stellung, wo mein General ſich befand, nicht geſehen werden konnte, lange

ſchwarze Linien von Infanterie, vor dieſen Schützenketten und noch weiter vorn einzelne Patrouillen. Wie ſchlug mein Herz, als ob es vor Freude berſten wollte. Das war ja die ſo ſehnlich erwartete 17. Diviſion; in einer Viertelſtunde konnte ſie von den Franzoſen bemerkt werden; in einer halben Stunde mußte ihr Vorgehen ſich bei Le Mée fühlbar machen. Jetzt lief mein Brauner wieder, was er nur leiſten konnte. Bald war ich beim Major K. Was ich ihm zu melden hatte, ſtand mir klar vor meinem Geiſte. ‚Sie bringen mir den Rückzugsbefehl?‘ ‚Nein, Herr Major, das Bataillon muß unter allen Umſtänden halten. Die 17. preußiſche Diviſion wird gleich Meſſas angreifen. In einer halben Stunde haben uns die Preußen links Luft gemacht.‘ ‚Ich kann aber keine 5 Minuten mehr halten. Der rechte Flügel weicht ja fortwährend zurück.‘ ‚Die Jäger ſtehen ſchon wieder. Ihr Bataillon muß der ganzen Stellung Halt verleihen.‘ ‚Sehen Sie nur hin, welche Verluſte ich habe. Faſt alle meine Offiziere ſind gefallen.‘ ‚Bei den andern Bataillonen iſt es noch ſchlimmer. Der Major Pauſch liegt dort vorne tot im Weinberg. Beim 12. Regiment giebt es keinen Stabsoffizier und keinen Hauptmann mehr. Die 3 Bataillone werden von Leutnants kommandiert. Das Jägerbataillon ebenfalls.‘ Eine Pauſe trat ein. Stumm ſah der Major, der ohne Deckung aufrecht daſtand, durch ſeinen Feldſtecher nach dem Feinde. Ich folgte ſeinem Beiſpiele. Wegen des Pulverdampfes konnten wir aber nur wenig erkennen. Dagegen praſſelte es fortwährend um uns herum, als Zeichen, daß das Feuer des Feindes mit ungeſchwächter Kraft fortdauerte. Jetzt kam ein Mann gelaufen und berichtete: ‚der Herr Leutnant L. läßt melden, daß bei der 4. Kompagnie die Munition zu mangeln anfange.‘ ‚Gut. Er ſoll —‘ Es war unnötig, den Befehl zu vollenden. Der Soldat warf plötzlich beide Arme in die Höhe, dann ließ er das Gewehr fallen, er brach zuſammen, aus der Stirn floß Blut und Gehirn; er war tot.

‚Sie ſehen; ich kann nicht mehr bleiben; ich muß zurück!‘ ‚Herr Major, Sie müſſen halten. Nur noch 10 Minuten. Dort ſieht man ſchon die preußiſchen Schützenlinien.‘ ‚Es iſt wahr, aber ſie ſind noch zu weit zurück. Wenn die Franzoſen einen Vorſtoß machen, bleibt kein Mann meines Bataillons am Leben.‘ Wieder kam ein Soldat mit der Meldung: ‚Herr Major, die 2. Kompagnie

hat bald keine Patrone mehr.' Vorwurfsvoll — nein, fragend sah mich der Major an. Ohne Zögern rief ich: ‚Herr Major, ich habe ihnen den bestimmten Befehl zu bringen, daß Ihr Bataillon bis auf den letzten Mann zu halten hat. Sie haben die Verantwortung, wenn Ihr Rückzug das ganze Centrum in Gefahr bringt.' ‚Ich bleibe. Melden Sie dem Herrn General, der Major K. und sein Bataillon verlassen die Straße lebend nicht.' ‚Ich werde es später melden. Lassen Sie mich jetzt hier. Ich will den Leuten die Nachricht von der Ankunft der Preußen bringen.' ‚Gut, thun Sie das.' Während ich zu den Schützen vorsprengte, schickte der Major den Hornisten, der bei ihm stand, ebenfalls vor, um die ermunternde Botschaft zu verbreiten. Er selbst stand wie eine Statue auf dem Felde und blickte durch das Glas nach den Franzosen. So ist er mir noch in Erinnerung; so sah ich ihn sogar im Traume, ein echter Soldat, ein wahrer Held. Was mir alles durch den Kopf jagte, bis ich in der vordersten Linie angekommen war, das kann ich nicht beschreiben. Ging alles gut aus, kamen die Preußen rechtzeitig, dann war ich der Anerkennung des Generals sicher. Wenn es aber schlimm endete; wenn die Franzosen vorstießen und das brave Bataillon durch ihre entsetzliche Übermacht einfach niedermachten? Kriegsrechtliche Untersuchung, Entlassung, Schmach und Schande stand mir vor den Augen. Doch nein! Wenn sie diese vernichteten, war ich ja auch dabei und einen Gefallenen verurteilte man nicht mehr. Nahe daran an dem Fallen war es auch. Mein Brauner konnte die beiden in seinen Leib gedrungenen Chassepotgeschosse nicht vertragen und stürzte zusammen. Ich kam auf die Füße zu stehen. Ohne mich nach dem verwundeten Tier umzusehen, rannte ich hinter der Schützenlinie entlang und schrie, was die Kehle vermochte: ‚Nur aushalten. In einigen Minuten greifen die Preußen an; dann sind wir frei. Brav Leute, aushalten! So ist's recht! Die Jäger halten auch! Dort seht Ihr schon die preußischen Schützen ꝛc.' Plötzlich trat ein Ereignis ein. Man vernahm einige französische Hornsignale, das Pfeifen der Geschosse ließ nach und dann hörte es ganz auf. Mir schien das Blut zu stocken. Jeden Moment erwartete ich das Angriffsgeschrei der Franzosen zu hören und sie in unzählbarer Menge auf uns einbrechen zu sehen. Ich hatte den Säbel aus der Scheide gerissen und in der linken Hand hielt ich den gespannten Revolver.

Da machte der Wind eine Lücke in die Wolke, welche der Pulverdampf vor unſerer Schützenlinie bildete, und man konnte ins Vorterrain blicken. Kein Franzoſe war mehr im Graben ſichtbar. Von verſchiedenen Stellen ſchrieen ſchon einzelne unſerer Leute: ‚Sie gehen zurück. Sie fliehen!‘ Wahrhaftig es war ſo. Einige Momente ſchwieg auch unſer Feuer. Man ließ den Rauch abziehen und wollte ſchauen, was es gäbe. Jetzt hörte man deutlich die lauten, ſcharfen Hurras der Preußen und ſofort war uns der Grund der franzöſiſchen Bewegung klar. Ihr rechter Flügel war geworfen, ihr Centrum fürchtete umfaßt und von der Flanke her aufgerollt zu werden. Deshalb riſſen ſie aus. Auch der Major hatte alles erkannt. Nun war es vorbei mit ſeiner klaſſiſchen Ruhe. Mit einer Schnelligkeit, die man dem ſchon ältern Herren gar nicht zugetraut hätte, ſprang er vor zu ſeinen Schützen und rief ſchon von weitem: ‚Viſier 500 Schritt, Nachfeuern, was Ihr könnt. Die letzte Patrone kann draufgehen.‘ Von neuem rollte das Schützenfeuer. Zu uns aber kam kein Geſchoß mehr; der Feind hatte keine Zeit mehr zum Halten und Schießen. Der Major ſchritt auf mich zu. Wegen des Lärms konnten wir nichts zu einander ſprechen. Aber wir gaben uns die Hand und verſtanden uns. Vorher hatte ich ihn nicht leiden mögen. Er war ſo derb. Von jenem Moment an verehrte ich ihn, und als ich nach Jahren erfuhr, er ſei einer ſchweren Krankheit erlegen, trauerte ich um ihn, wie um einen nahen Verwandten. Mit der Erkenntnis, daß die Gefahr vorläufig vorbei ſei, kehrte raſch mein guter Humor zurück. Da der Braune tot war, ſuchte ich eben zu Fuß meinen General auf und fand ihn auch bald. ‚Komm' ſchon wieder ohne Pferd, Herr General. Es liegt auch erſchoſſen an der Straße.‘ ‚Hab's ſchon geſehen. Was machten Sie aber vorne bei den Schützen?‘ Ich erzählte ihm offen und aufrichtig, wie alles gegangen war. Er ſah mich, als ich geendet hatte, einige Momente feſt an. Dann frug er: ‚Wiſſen Sie, was Sie gewagt haben?‘ ‚Nicht viel, Herr General. Ich wäre nicht lebend zurückgekehrt; alſo hätte man mich nicht verurteilen können.‘ ‚Wiſſen Sie, was ich nun thun werde?‘ ‚Nein Herr General.‘ ‚Sie dringend auffordern, in Zukunft meine Befehle genau zu überbringen und dann — er machte eine kleine Pauſe, während ſein Auge immer milder auf mir ruhte — heute abend noch Sie zur Belohnung mit dem eiſernen Kreuz

vorſchlagen.' Wie ſtieg mir da das Blut zu Kopf! Solche Gefühle, wie ich ſie in jenem Moment empfand, kann man nicht beſchreiben; die muß man empfunden haben, um ſie zu verſtehen. Die Schlacht ging ununterbrochen weiter. Unſere Infanterie hatte zwar aufgehört zu feuern, teils weil der Feind zu weit weg war, teils weil es keine Patronen mehr gab, aber die Artillerie ſchoß nach und als die Granaten zu Ende waren, wurden die Brandgranaten, von denen damals jedes Geſchütz einige mit ſich führte, nachgeworfen, und nachdem man in der unterdeſſen eingebrochenen Dämmerung nichts mehr erkennen konnte, knallte man in das Dunkel, denn der Zufall bewirkte vielleicht doch Treffer. Ich wurde wieder zur Munitionskolonne entſendet und brachte, dieſes Mal ohne Gefahr, zwei Wagen zu den Schützen vor. Dann ſchickte ich zwei Ordonnanzen zu meinen gefallenen Pferden, um die Sättel und Zaumzeuge zu holen und bald ſaß ich auf meinem zweiten eigenen Pferde wieder im Sattel und konnte das Dienſtpferd, welches ich zuletzt geritten hatte, dem Chevau-leger, dem es gehörte, zurückgeben. Der Abend dieſes für mich ſo ereignisvollen Tages bot nichts mehr beſonders Intereſſantes dar. Wir gingen noch vor bis Villorceau. Die Armee Chanzys mußte auf ihrem rechten Flügel etwas weichen. Ihr linker hielt aber und durch dieſen und die neu eingetroffenen Verſtärkungen gelang es dem zähen Gegner, uns noch die ernſten Schlachten vom 9., 10., 11. und 12. Dezember zu liefern und uns noch manchen Verluſt beizufügen, bis wir ihn definitiv geſchlagen und aus dieſer Gegend verjagt hatten. In Grand Chatre in einem Stall fand ich, nachdem ich vom Befehlholen zurückkam, ein Lager auf einer leeren Kiſte. Ich war todmüde. Trotzdem konnte ich lange die Augen nicht ſchließen. Eins ſtand im Geiſte immer leuchtend vor mir — das eiſerne Kreuz. So war mein ſchwerſter, aber mein ſchönſter Tag im Feldzug 1870/71."

Aus Paris wagte man erſt am 21. Dezember wieder einen größeren Ausfall, diesmal gegen die preußiſche Garde im Norden und das ſächſiſche Korps im Oſten; beide umſonſt. Der erſtere ſcheiterte wiederum in le Bourget an der heroiſchen Tapferkeit der kleinen Beſatzung, welche jeden Stein verteidigte, bis Hilfe kam. Am 24.

waren die Franzoſen wieder hinter der Linie ihrer Forts angelangt. Bis dahin hatte man deutſcherſeits ſich begnügt, die große Feſtung einzuſchließen, jeden Ausfall zurückzuweiſen, dem Hunger, vielleicht dem Aufruhr die Arbeit zu überlaſſen, um nach Bismarcks Wort „die Pariſer in ihrer eigenen Sauce zu kochen.“ Allein man hatte keine Zeit verloren, trotz der ungeheuren entgegenſtehenden Schwierigkeiten den unmittelbaren Angriff vorzubereiten, ſofern der mittelbare nicht oder nicht ſchnell genug das Ziel erreiche. Man war be-

Auguſt von Göben.

ſchäftigt, den gewaltigen Belagerungspark aus Deutſchland herbeizuſchaffen; und am 27. Dezember war man ſo weit, das Feuer von 76 ſchweren Geſchützen gegen den Mont Avron mit ſolchem Erfolge richten zu können, daß er am Abend des 28. geräumt werden mußte. Die zurückgenommene Beſatzung verbreitete den Schrecken in Paris: der artilleriſtiſche Angriff, an den niemand mehr dachte, weil er ſo lange gezögert, hatte in voller Furchtbarkeit begonnen. Die Schrecken eines nahe bevorſtehenden Bombardements drängten ſich den erregten Gemütern auf. Vergebens der Troſt, daß außerhalb Paris noch

mindeſtens 400 000 bewaffnete Franzoſen ſtanden. Prinz Friedrich Karl vernichtete die Armee Chanzys faſt um die Hälfte in den Kämpfen vom 6.—12. Januar 1871 vor, bei und hinter le Mans und hätte ihr faſt ein neues Sedan bereitet. Manteuffel hatte an der Hallue am 23. Dezember 1870 die franzöſiſche Nordarmee aufs neue geſchlagen, General Göben hielt ſich am 3. Januar mit nicht viel über 10 000 Mann einen ganzen Tag bei Bapaume gegen eine vierfache Übermacht und blieb im Beſitze des Schlachtfeldes. Er erhielt am 5. den Oberbefehl über die ganze I. Armee, da Manteuffel zu einer neuen Beſtimmung abgerufen wurde. Bei St. Quentin kam es am 19. Januar zur entſcheidenden Schlacht und Niederlage der franzöſiſchen Nordarmee, die, ähnlich wie Chanzy bei le Mans, nur mit Mühe einem neuen Sedan entging.

Im Südoſten hatte v. Treskow Anfang November 1870 die Einſchließung der Feſtung Belfort begonnen; am 18. Dezember hatte v. Glümer von Werders Korps den 20 000 Mann des Generals Cremer bei Nuits zwiſchen Dijon und Beaune eine Niederlage beigebracht, und gleichzeitig hatte v. d. Goltz die Feſtung Langres, einen Hauptſtützpunkt des Franctireurweſens, iſoliert. Gegen Ende Dezember aber wurden die Nachrichten aus dem Südoſten beunruhigend. Bei Beſançon wurden Truppen konzentriert, und ſchon am 20. machte das Organ Gambettas aller Welt ſeinen großen Plan bekannt, daß Bourbaki eine Diverſion nach den Vogeſen machen werde, um die „Oſtlinie“ wieder zu gewinnen und dem Feinde die Verbindungen im Rücken weg zu nehmen; dann würden die Preußen in Angſt geraten und ſchnell die Provinzen verlaſſen, welche jetzt von ihnen ausgeſogen würden; ſobald dieſer gezwungene Rückzug erfolge, würde Trochu die preußiſchen Linien durchbrechen, und Paris wäre deblockiert; im Oſten liege die Rettung, nicht bei Cherbourg. Werder hatte Dijon aufgegeben und ſeine Kräfte bei Veſoul konzentriert. Als er die Gewißheit erlangt, daß ſich die franzöſiſche Südarmee auf Belfort zu wende, zog er ſich weiter auf eine wohlgewählte Verteidigungslinie zurück, welche ſich weſtlich von Belfort hinter dem Liſainebach auf den Hügeln zwiſchen Frahier im Norden und Montbeliard im Süden etwa 5 Stunden hinzieht; ſie wurden einigermaßen verſtärkt, unter anderem wurden 36 Belagerungsgeſchütze aus den Linien vor Belfort herbeigeſchafft. Hier an der Liſaine kam es denn am 15., 16.

und 17. Januar zu der berühmten dreitägigen Schlacht, in welcher kaum 50 000 Mann badiſche und preußiſche Truppen, eine belagerte Feſtung im Rücken, auf verſchneitem Boden, bei harter Kälte, welche dem Feinde ſelbſt über die beſchützenden Gewäſſer die Brücken ſchlug, den Andrang von 150 000 Feinden ſiegreich beſtanden und das Wort wahr machten, das durch die Reihen der Braven lief, die mit ihrem Leibe den Zugang zu der Heimat deckten: „Hier kommt keiner durch". Noch in der Nacht auf den 17. unternahmen die Franzoſen, deren Angriffe am 15. und 16. abgeſchlagen worden waren, einen Stoß gegen den deutſchen linken Flügel. Bis 3 Uhr morgens dauerte das Fechten, aber im Laufe des 17. ermattete die Kraft der Angreifer mehr und mehr; am 18. waren ſie im vollen Rückzuge mit Hinterlaſſung von 7000 Toten und Verwundeten, 4000 Gefangenen, während das heldenmütige 14. Korps der Deutſchen etwa 2000 Mann Verluſt zählte. Mit Recht ſagte das Telegramm des Königs vom 20. dem General Werder: „Ihre heldenmütige dreitägige ſiegreiche Verteidigung Ihrer Poſition, eine belagerte Feſtung im Rücken, iſt eine der größten Waffenthaten aller Zeiten." Die Verfolgung des geſchlagenen Feindes konnte nicht nachdrücklich ſein, da der letzte Hauch von Roß und Mann ſchon durch den dreitägigen Kampf aufgebraucht war; die Armee Bourbakis ſollte aber ihrem Schickſal gleichwohl nicht entgehen.

General Werder.

Vor Paris hatte mittlerweile das Bombardement am 8. Januar begonnen und brachte nun die Belagerten zu ernſtlichem Nachdenken, um ſo mehr, da die notwendigſten Lebensbedürfniſſe auf die Neige gingen, die ſtrenge Kälte anhielt, die Brennmaterialien verbraucht waren, das Gas ausging, die Sterblichkeit auf das Vierfache der gewöhnlichen Ziffer ſtieg. Ein letzter Ausfall ſollte noch gewagt werden. 100 000 Mann ſtürzten ſich am 19. Januar gegen Südweſten auf Verſailles los; 33 000 Deutſche genügten, auch dieſen

Verſuch zu vereiteln. Am Abend des 23. Januar, am 129. Tage der Einſchließung, kam Favre in Verſailles an, mit Bismarck zu verhandeln. Erſt am 28. abends konnte die „Konvention von Verſailles" unterzeichnet werden. Sie ſetzte einen Waffenſtillſtand feſt von 21 Tagen, der für Paris ſofort, für die Departements, mit

In den preußiſchen Batterieen.

Ausnahme derer der Côte d'Or, des Doubs und des Jura, mit dem 31. beginnen ſollte. Derſelbe ſollte der franzöſiſchen Regierung möglich machen, eine nach Bordeaux einzuberufende Nationalverſammlung wählen zu laſſen, welche dann über Krieg und Frieden entſcheiden werde. Eine Demarkationslinie wurde für die beiderſeitigen Land- und Seeſtreitkräfte gezogen: für die Wahlen in den von den Deutſchen beſetzten Departements wurde volle Freiheit und alle Erleichterung

zugesichert. Die Forts von Paris werden mit allem Kriegsmaterial übergeben, ebendahin werden die Lafetten der Geschütze, welche auf der Ringmauer von Paris aufgestellt sind, gebracht; die Stadt selbst wird während des Waffenstillstandes nicht von dem deutschen Heere betreten. Die Pariser Truppen sind kriegsgefangen und geben die Waffen ab — mit Ausnahme einer Division von 12 000 Mann, welche die Militärbehörde zu Paris für ihren Dienst behält, — sie verbleiben aber in Paris, werden nicht nach Deutschland abgeführt, die Nationalgarde behält ihre Waffen und hält die Ordnung aufrecht; alle Franctireurkorps werden durch Befehl der Regierung aufgelöst. Die deutschen Kriegsgefangenen werden sofort ausgewechselt; Paris zahlt eine Kriegskontribution von 200 Millionen Frank. Eine Proklamation der Regierung der Nationalverteidigung konnte mit den wahren Worten schließen: „Wir sagen es laut, daß Paris durchaus und ohne Rückhalt alles that, was eine belagerte Stadt thun konnte. Frankreich, das Paris nach fünf Monaten wiederfindet, kann auf die Hauptstadt stolz sein." Sie hatte sich unterworfen, als Brot nur noch auf 8, Pferdefleisch nur auf 14 Tage vorhanden war; ein längerer Widerstand würde schreckliche Zustände herbeigeführt haben, da bei den gestörten Verbindungen nicht sofort für eine solche Menschenmenge von außen genügende Vorräte zur Stelle geschafft werden konnten. Für das erste Bedürfnis konnte die deutsche Verwaltung drei Millionen Kilogramm Mehl zur Verfügung stellen; erst nach 14 Tagen sanken die Preise auf ihren gewöhnlichen Durchschnitt.

Bourbaki seinerseits hatte die Absicht gehabt, von Besançon südwärts nach Lyon zu ziehen. Allein es war zu spät. Manteuffel war mit zwei Armeekorps, dem pommerschen unter Fransecky und dem westfälischen unter Zastrow auf dem Marsche, um über Auxerre und Avallon den Werderschen Truppen zu Hilfe zu kommen. Vor Dijon, wo Garibaldi mit 25 000 Mann Freischaren stand, wurde General Kettler mit zwei Regimentern zurückgelassen, um den italienischen Bandenführer zu beobachten und in Schach zu halten, um, wie der Auftrag lautete „die Operationen der Südarmee zu decken und die Kräfte des bei Dijon stehenden Feindes nach Möglichkeit auf sich zu ziehen", während die Hauptteile der Armee zwischen die Garibaldianer und Bourbakis Heer sich hineinschoben und über Gray und Pesme nach Dôle, dem wichtigen Knotenpunkt von drei Eisenbahnen,

vordrangen, die Vorräte von Proviant und Kleidungsstücken, die für die hungernden und frierenden Soldaten Bourbakis bestimmt waren, auf dem Wege abschneidend. Während Garibaldi, der auf den Höhen um Dijon, in Talant und Fontaine feste Stellung bezogen hatte, sich mit dem kleinen Heerhaufen Kettlers herumschlug, in der Meinung, die ganze feindliche Armee vor sich zu haben und in einem hochtönenden Tagesbefehl seine Soldaten „die jungen Söhne der Freiheit" beglückwünschte, „daß sie eine ruhmreiche Seite in den Jahrbüchern der Republik beschrieben, die kriegerischsten Truppen der Welt besiegt hätten", wurde Bourbaki von Werder, Zastrow und Fransecky in mehrtägigen trefflich organisierten Märschen (mit einzelnen Gefechten) in einem Halbkreis umstellt, so daß er in eine Lage kam, wie Mac Mahon bei Sedan und ihm nur eine ähnliche Kapitulation oder der Übergang auf das neutrale Gebiet der Schweiz übrig blieb. Die Freischaren Garibaldis aber erlebten während des Kampfes mit den zwei Regimentern Kettlers einen Triumph, wie er während des ganzen Feldzugs den Franzosen nicht zu teil geworden: sie erbeuteten eine preußische Fahne. In einem Gefechte in der Nähe von Dijon wurde ein pommersches Bataillon von der feindlichen Übermacht in eine solche Lage gebracht, daß, als der Fahnenträger und alle Offiziere, die nacheinander an seine Stelle traten, gefallen waren und die geringe Zahl der überlebenden Mannschaft im dichten Pulverdampf abzog, die Fahne unbemerkt zurückgelassen wurde. Aber wie ehrenvoll dieser Verlust für die Haltung des ganzen Bataillons war, geht aus einem Schreiben Ricciotti Garibaldis an General Kettler hervor, worin es hieß, daß die Fahne unter einem Hügel von Leichen, mit Blut getränkt, zerschossen und zerbrochen aufgefunden worden sei. Was um Dijon vorging, waren nur blutige Nebengefechte, absichtlich herbeigeführt, um Garibaldi hier zu fesseln und seine Vereinigung mit Bourbaki zu verhindern; sie dienten nur, die Entscheidung des Feldzugs am Jura zu beschleunigen. Und diese wurde denn auch kurz nachher an einem andern Orte so durchgreifend und einschneidend getroffen, daß für den alten Scharenführer nichts übrig blieb, als Dijon zu räumen. Er legte den Oberbefehl über die Vogesenarmee nieder, da er seine Mission als beendet ansehe, verabschiedete sich von der Nationalversammlung in Bordeaux, wo sein Versuch, noch einmal zu sprechen, tumultuarische Auftritte her-

beiführte, und kehrte dann nach seiner Insel Caprera zurück, am Leibe nicht, aber in seiner Ehre und in seinem Namen geschädigt. — Die aufopfernde Tapferkeit der Brigade Kettler hat wesentlich zu den großen Erfolgen des Jura-Feldzugs beigetragen. Dies wurde auch von König Wilhelm durch eine Kabinettsordre d. d. Homburg, 9. August 1871, ausdrücklich anerkannt: „Aus den mir vorgelegten Berichten habe ich mit Genugthuung ersehen, daß das 2. Bataillon des 8. pommerschen Infanterieregimentes Nr. 61 am 23. Januar d. J., an welchem Tage dasselbe vor Dijon seine Fahne verlor, mit heldenmütiger Tapferkeit gefochten hat und daß der Verlust der Fahne eines jener beklagenswerten Ereignisse gewesen ist, die als das Resultat widriger Umstände niemand zum besonderen Vorwurf gereichen. Die Fahne ist weder durch einen siegreichen Feind erobert, noch durch eine entmutigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapferen Verteidiger ist auf dem Schlachtfelde noch ein ehrendes Zeugnis gewesen für die Truppe, welcher sie vorangeweht hat, bis die einbrechende Nacht sie den hütenden Blicken entzog. In Anerkennung der von dem 2. Bataillon 8. pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 bewiesenen Tapferkeit verleihe ich demselben die beifolgende neue Fahne mit dem Bande der von mir für den Feldzug 1870/71 gestifteten Denkmünze, an dessen Einem Ende sich die wieder aufgefundene Quaste der Banderolle der alten Fahne befindet und beauftrage Sie (Manteuffel), dieselbe dem Bataillon in meinem Namen feierlich übergeben zu wollen." In Liedern und Balladen wurde die Fahne gefeiert. „Wo ist sie hingekommen? Barg sie der Feind in seinem Zelt? Er hat sie nicht genommen, er fand sie auf dem Feld. Sie war zerfetzt, zerschossen, die Stange gebrochen und angebrannt, — so gaben sie die Genossen von sterbender Hand zu sterbender Hand. Es deckt sie im Todesmute mit seinem Leibe Held auf Held, so lag in deutschem Blute sie auf dem Frankenfeld."

Nach einigen kleineren Gefechten bei Salins u. a. O. wurden Bourbakis Truppen westlich von Pontarlier von den Deutschen mit vereinter Macht angegriffen und gegen die Schweizer Grenze gedrängt, wobei 10 Geschütze, 7 Mitrailleusen und 4000 Gefangene, darunter 2 Generale und 46 Offiziere, in die Hände der Sieger fielen (27. 29. Januar). An den beiden folgenden Tagen wurden die Kämpfe bei Frasne u. a. O. fortgesetzt mit unermeßlichen Verlusten von

seiten der immer wilder flüchtenden Franzosen, so daß die Zahl der Gefangenen auf 15 000 stieg und die Schneefelder weithin mit Toten und Verwundeten bedeckt waren. Von Gambetta mit Vorwürfen überhäuft und über das namenlose Elend in Verzweiflung gesetzt, legte Bourbaki Hand an sich. Allein die Kugel ging fehl und verwundete ihn nur leicht am Kopfe. Er wurde nach Lyon gebracht, wo er bald wieder genas. An seine Stelle trat General Clinchant, und diesem blieb, nachdem das Regiment Colberg die Stadt Pontarlier besetzt und dann nach einem zähen Berg- und Waldgefecht die durch zwei Forts geschützte Thalstraße von La Cluse forciert hatte, nur die traurige Wahl einer Kapitulation wie bei Sedan oder eines Übertritts auf den neutralen Boden der Schweiz. Er zog den letzteren Ausweg vor. Er erbat von General Herzog, der mit eidgenössischen Truppen die Grenze bewachte, Nahrung und Obdach von der Schweizer Republik „für eine brave und befreundete Armee, die unter dem Zwange des Unglücks auf deren Boden Zuflucht suche" und schloß zu Verrières jene Konvention, kraft deren die französischen Soldaten nach Ablieferung der Waffen und des Kriegsmaterials die Grenzen der Schweiz überschreiten durften. Und so erlebte denn Europa das merkwürdige Schauspiel, daß eine Armee von 85 000 Mann im elendesten Aufzuge, halb verhungert, zerfetzt und im unreinlichsten Zustande sich nach der Schweiz rettete. Das stolze Frankreich mußte den Schutz und die Gastfreundschaft der helvetischen Kantone anflehen. „Das ist also die vierte französische Armee, die zum Weiterkampf unfähig gemacht ist", telegraphierte König Wilhelm am 1. Februar von Versailles aus.

Mit der Besetzung der Forts um Paris und mit dem Untergang der Bourbakischen Armee war der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich thatsächlich zu Ende. Gambettas Massenaufgebot war kläglich gescheitert, und die Franzosen, die sich seiner revolutionären Diktatur so lange gefügt, entzogen sich der Autorität des „Organisators der Niederlagen": sie forderten laut die Beendigung des Krieges.

Im Anblick dieses endlosen Schlachtens und der grauenhaften Leiden, welche der furchtbare Winter Freund und Feind gebracht, verstummte die deutsche Muse mehr und mehr, bis der nahende Friede und das Entstehen der Herrlichkeit des neuen Reiches ihren Mund wieder öffnete zum schönsten Jubeln und Singen. —

Fünfter Akt.

Der Deutsche Kaiser, der Friede und das neue Reich.

„Im Schloßhof zu Versailles die Trommel dröhnt, es stampft das Roß, Geschütze klirren und rasseln, Kommando schallt, es rennt der Troß im Schloßhof zu Versailles. Ist Louis Quatorze erstanden und rüstet zum Vernichtungskrieg? Oder ist's der blut'ge Korse und feiert der alten Garde Sieg im Schloßhof zu Versailles? O nein! Von deutschem Erze das knirschende Frankreich widerhallt, und wie ein grollender Donner mächtig des Siegers Stimm' erschallt im Schloßhof zu Versailles, bis daß um Frieden flehend Paris zu unsern Füßen liegt, bis daß, zu Boden geworfen, sich das gebändigte Frankreich schmiegt im Schloßhof zu Versailles. Wie trifft der Weltgeschichte erhab'nes Strafgericht dich nun! Wo du das Kalb der Gloire umtanzt, mußt jetzt du Buße thun, im Schloßhof zu Versailles. Nun schwindet, ihr Siegsgemälde in prahlenden Sälen der Eitelkeit, nun stürzet, ihr Erzgebilde, in Nacht versunken ist eure Zeit im Schloßhof zu Versailes. Ein neues Bildnis steiget heut aus des Hofes Quadern auf, in Heldenschönheit leuchtet's, vom Fuß gewappnet bis zum Knauf, im Schloßhof zu Versailles. Germania ist's geheißen, hoch schwingt es das Panier der Welt, und segnend im Morgenglühen ein gold'ner Strahl aufs Haupt ihm fällt, im Schloßhof zu Versailles." (K. Elze.)

„Nun wirf hinweg den Witwenschleier! Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier, o Deutschland, hohe Siegerin! Die du mit Klagen und Entsagen durch vierundsechzig Jahr getragen, die Zeit der Trauer ist dahin; die Zeit der Zwietracht und Beschwerde, da du am durchgeborstnen Herde im Staube saßest, tief gebückt, und kaum dein Lied mit leisem Weinen mehr fragte nach den Edelsteinen, die einst dein Diadem geschmückt. Wohl glauben sie dein Schwert zerbrochen, wohl

zuckten ſie, wenn du geſprochen, die Achſel kühl im Völkerrat; doch unter Thränen wuchs im ſtillen die Sehnſucht dir zum heil'gen Willen, der Wille dir zur Kraft der That. Und endlich ſatt, die Schmach zu tragen, zerriſſeſt du in ſieben Tagen das Netz, das tödlich dich umſchnürt, und heiſchteſt, mit beerztem Schritte hintretend in Europas Mitte, den Platz zurück, der dir gebührt. Und als der Erbfeind dann, der Franze, nach deiner Ehren jungem Kranze die Hand erhub, von Neid verzehrt, — zur Rieſin plötzlich umgeſchaffen, wie ſtürmteſt du ins Feld der Waffen, Behelmte, mit dem Flammenſchwert! O große, gottgeſandte Stunde, da deines Haders alte Wunde die heil'ge Not auf ewig ſchloß, und wunderkräftig dir im Innern aus alter Zeit ein ſtolz Erinnern, ein Bild zukünft'ger Größe ſproß! Wie Erz durchſtrömte deine Glieder das Mark der Nibelungen wieder, der Geiſt des Herrn war über dir; und unter'm Schall der Kriegsposaunen aufpflanzteſt du, der Welt zum Staunen, in Frankreichs Herz dein Siegspanier. Da war dir bald, mit Blut beronnen, des Rheins Juwel zurückgewonnen, dein Kleinod einſt an Kunſt und Pracht, und, deſſen leuchtend Grün ſo helle in Silber faßt die Moſelwelle, der lotharingiſche Smaragd. O laß ſie nicht verglühn im Dunkeln! Verjüngten Glanzes laß ſie funkeln ins Frührot deiner Oſterzeit! Denn horch, ſchon brauſen Jubellieder, und über deinem Haupte wieder geht auf des Reiches Herrlichkeit. Durch Orgelton und Schall der Glocken vernimmſt du deines Volks Frohlocken? Den Heilruf deiner Fürſtenſchar? Sie bringen dir der Eintracht Zeichen, die heil'ge Krone ſondergleichen, der Herrſchaft güldnen Apfel dar. Auf Recht und Freiheit, Kraft und Treue erhöh'n ſie dir den Stuhl aufs neue, d'rum Barboraſſas Adler kreiſt, daß du vom Fels zum Meere waltend, des Geiſtes Banner hoch entfaltend, die Hüterin des Friedens ſeiſt. Drum wirf hinweg den Witwenſchleier, drum ſchmücke dich zur Hochzeitsfeier, o Deutſchland, mit dem grünſten Kranz! Flicht Myrten in die Lorbeerreiſer! Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiſer und führt dich heim im Siegesglanz." (Emanuel Geibel.)

„Hoch wehen die Fahnen von blutigen Bahnen, vom Waffengang zum Feſtglockenklang; den Sieg errang das Schwert der Germanen; auf! frohen Empfang tön' Siegesgeſang! Mit prahlendem Mut rief der Feind uns heraus, zu beſchirmen den Herd und das eigene Haus, ihn lüſtete längſt nach dem reichem Gebiet, nach dem

lachenden Gau, den der Rhein durchzieht, und er rückte heran mit verheerender Macht, mit dem Todesgeschoß, mit den Donnern der Schlacht, und zu Allah, wie einst an Gestaden des Meers, erscholl das Geheul des barbarischen Heers voll tigerhaft grausender Mordlust. Doch es hielt nicht stand dem besonnenen Mut, der die Unsern durchdrang, der begeisterten Glut, und sie rückten zum Sturm und zum Angriff vor über Brücken und Wall und durch Gräben und Thor, durch der Kugeln Gesaus, durch der Pferde Gestampf, mit dem freudigen Stolz, daß es gelte den Kampf um die heiligsten Güter der Menschheit. Alle, die im Kampf geblieben, Ehr' des Angedenkens Wort, alle wollen wir sie lieben, und so leben sie uns fort, die fürs Vaterland ihr Leben todesmutig hingegeben. Nun erhebt sich eine neue Zeit deutscher Kraft und deutscher Größe wieder, dauernd in der Völker Einigkeit, in dem Bündnis aller Stammesglieder. Blüh' dem kommenden Geschlecht, Sitte wahrend, Ernst und Recht, siegfroh, eichenzweigumlaubt, als Europas Herz und Haupt, mächtige Germania! Weltgebietend stehst du wieder da, Heil dir, Heil, Germania!" (Hermann Lingg.)

„Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht und beugt die knospenden Reiser, es klingt im Wind ein altes Lied, das Lied vom deutschen Kaiser. Mein Herz ist jung, mein Herz ist schwer und kann nicht lassen vom Lauschen. Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer, es klingt wie Adlers Rauschen. Viel tausend Herzen heimlich glüh'n und harren wie das meine, sie hören den Klang und hoffen kühn, daß bald der Tag erscheine. Deutschland, du schön geschmückte Braut, schon träumt sie leis und leiser. Wann weckst du sie mit Drommetenlaut, wann führest du sie heim, mein Kaiser? — Die Braut, sie ist nun heimgeführt, in wildem Kriegsgetümmel: so laßt uns, dem der Dank gebührt, lobpreisen Gott im Himmel! O schirme fürder gnadenreich mit deinem heil'gen Segen den deutschen Kaiser, das deutsche Reich, auf allen seinen Wegen!" — — — —

(Emanuel Geibel.)

Die Einigung Deutschlands war von allen Früchten dieses furchtbaren Krieges die edelste. Das Sehnen der Besten nach Barbarossas Erwachen, nach einem neuen Reiche als eines Schutzes der Deutschen und eines Friedensschirmers für Europa gegen den empörenden Größenwahn des unseligen Gallievolkes, gegen den Geist Ludwigs XIV.

und seiner Sippe, nach einem der deutschen Kraft würdigen deutschen Kaiser, hatte schon lange, namentlich aber seit den Befreiungskriegen immer weitere Kreise ergriffen, bis es nach den Julitagen und den ersten großen Erfolgen alle deutschen Herzen erfüllte. Sedan hatte jenen Mann gefällt, der einst das verlogene Wort gesprochen, sein Kaiserreich sei der Friede. Jetzt war ein Mann im Silberhaar da, dessen Eigenschaften und Thaten wie keinen sonst berechtigten, Kaiser der Deutschen zu sein und einem Reiche vorzustehen, in welchem kein Platz für Phrase und Lüge, das in Wahrheit je stärker und machtvoller, desto sicherer ein Hort des Friedens sein konnte und sein wollte. Ein Volk, Ein Heer, Ein Reichstag, war der Ruf, in den die öffentliche Meinung alles, was sie verlangte, zusammenfaßte. „Die Unerläßlichkeit dieser Forderungen war auch den süddeutschen Regierungen vollkommen klar; aber die praktische Auslegung derselben, die Anwendung der geforderten und zugestandenen Einheit auf die einzelnen Gebiete des Staatslebens, das Maß der Sonderrechte, die man glaubte retten zu können und zu dürfen, der Umfang der Machtvollkommenheit, den man der Centralgewalt zugestehen wollte oder mußte, das war es, worin noch eine Fülle von Schwierigkeiten lag." In Baden war die Regierung unbedingt bereit, die Verfassung des Norddeutschen Bundes anzunehmen, ja selbst für eine noch größere Kräftigung der Centralgewalt zu wirken. In Hessen war die Freudigkeit des Entschlusses schon geringer. Noch bemerklicher machten sich in Württemberg die Wünsche, zu retten was irgend zu retten sei, aber die Neuwahlen zum Landtag, welche die Regierung im Oktober 1870 ausschrieb, brachten den vollständigen Sieg der Nationalen. Bayerns Größe, Vergangenheit und die Zusammensetzung seines Landtages verlangten eine ganz besondere Rücksichtnahme, indes konnte man doch unmöglich königlicher sein als der Landesherr, König Ludwig II. selbst, bei dem das stark ausgeprägte dynastische Gefühl doch seine sehr scharfe Begrenzung nicht allein in der richtigen Würdigung der Lage, sondern auch in dem hohen nationalen Fluge seines reichen Geistes hatte. Gerade weil der König sich seiner vaterländischen Gesinnung bewußt war und sie durch die That bewiesen hatte, mochten ihm manche Beschränkungen seiner Souveränität durch kein allgemeines Interesse geboten erscheinen, während Bismarck doch darauf zu sehen hatte, daß die Wohlfahrt des neuen Bundes nicht von der guten

Gesinnung einzelner Fürsten abhängig blieb, sondern verfassungsmäßig gewährleistet wurde. Gleichwohl wünschte der Kanzler nicht eine fortwuchernde Mißstimmung zu erzeugen. Er gab deshalb dem Minister Delbrück, als er denselben auf den Wunsch der bayerischen Regierung Mitte September nach München sandte, keine andere Weisung mit, als die, sich jeder Äußerung zu enthalten, die so gedeutet werden könnte, als ob Preußen auf die freien Entschließungen eines treuen und bewährten Bundesgenossen auch nur den entferntesten Druck ausüben wolle. Diese Vorbesprechungen trugen bald Früchte, denn als Baden am 2. Oktober in Versailles seinen bedingungslosen Anschluß angeboten hatte, Hessen und Württemberg mit einigen Vorbehalten dem Beispiele folgten, worauf Bismarck sie einlud, Bevollmächtigte ins Hauptquartier zu schicken, und hiervon in München Anzeige machte, reisten Graf Bray und Lutz am 20. Oktober als bayerische Bevollmächtigte nach Versailles ab. Baden und Hessen unterzeichneten am 15. November ein Protokoll, durch welches sie von dem 1. Januar 1871 ab sich auf Grund der norddeutschen Verfassung mit dem bisherigen Nordbunde zu einem neuen Deutschen Bunde vereinigten; die Vorbehalte, die dabei gemacht wurden, waren im ganzen unbedeutend; zum Teil waren sie nicht einmal auf Wunsch der beiden Staaten gemacht, sondern gehörten zu den für die beiden Königreiche eingeräumten Sonderbestimmungen und waren nur der gleichmäßigen Behandlung wegen auf die Nachbarstaaten übertragen. Bayern und Württemberg gegenüber hatte Bismarck für 26 Paragraphen der Norddeutschen Bundesverfassung Abänderungen zugestanden, die freilich zum Teil nur formell waren; 25 weitere Paragraphen aber, die sich auf Eisenbahnen, Post, Telegraphie und Heerwesen bezogen, wurden außer Kraft gesetzt. Auf dieser Grundlage schloß Bayern am 23. November, Württemberg am 25. ab. Am 8. Dezember endlich wurden alle diese Einzelverträge von den beteiligten Staaten gegenseitig anerkannt und dadurch, unter Vorbehalt der parlamentarischen Bestätigung, die Arbeit der Diplomatie beendet. Der Bundesrat bestand nach diesen neuen Vereinbarungen aus 58 Mitgliedern, indem 2 hessische, 3 badische, 4 württembergische und 6 bayerische Stimmen zu den bisherigen 43 hinzutraten. In dem Ausschuß für das Heerwesen wurde Bayern und Württemberg, wie früher schon Sachsen, ein ständiger Sitz zugesichert; überdies wurde

ein neuer Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten gebildet, der unter bayerischen Vorsitz aus Vertretern der drei Königreiche und zwei andern vom Bundesrate gewählten Mitgliedern bestehen sollte; auch die Angelegenheiten des Reichslandes leitete ein besonderer Ausschuß. Dem Reichstage traten 48 bayerische, 17 württembergische, 14 badische und 6 südhessische Mitglieder hinzu, so daß die Gesamtzahl der Vertreter sich auf 382 belief. Der eigenen Gesetzgebung der drei Südstaaten blieb die Besteuerung des inländischen Bieres und Branntweins vorbehalten, wogegen sie natürlich jeden Anspruch an die Einnahme aus den entsprechenden Bundessteuern verloren. In derselben Weise hatten Bayern und Württemberg keinen Anteil an den Erträgnissen der Post und Telegraphie, behielten dafür aber die Verwaltung dieser Anstalten für den eigenen Verkehr. Das Eisenbahnwesen unterlag der bestimmt geregelten Aufsicht und Einwirkung des Bundes, die aber für Bayern nur in einem einzigen Punkte Geltung erhielt: in dem Recht, für Anlegung und Ausrüstung solcher Bahnen, die für die Landesverteidigung wichtig seien, einheitliche Normen zu erlassen. In bezug auf das Heerwesen behielt Württemberg, ähnlich wie Sachsen und Braunschweig im Norddeutschen Bunde, die eigene Verwaltung seines Korps, während Baden und Hessen gleich den kleineren Bundesgenossen im Norden auf alle verfassungsmäßig kriegsherrlichen Rechte zu gunsten des Bundeshauptes verzichteten; Bayern dagegen wahrte sich seine volle Kriegsherrlichkeit in Friedenszeiten, und ließ sie nur dadurch beschränken, daß es die Zuständigkeit der Bundesgesetzgebung für gewisse Materien anerkannte, Gleichmäßigkeit in der Ausrüstung und Organisation der Truppen herzustellen versprach und die Festsetzung der Schlußsumme seines Militärbudgets den Bundesgewalten überließ, während es die Verwendung im einzelnen selbst regeln wollte. An die Stelle des ursprünglich von Bayern verlangten Vetos gegen Verfassungsänderungen trat die Bestimmung, daß 14 Stimmen (also beispielsweise Bayern, Württemberg und Sachsen zusammen) ein solches Einspruchsrecht erhalten sollten, während zur Aufhebung der den einzelnen Staaten bewilligten Sonderrechte natürlich die Einwilligung eben dieser Staaten erforderlich blieb. Endlich erwarb sich König Ludwig II. das hohe Verdienst, die Anregung dazu zu geben, diese Verträge in einem zwar nur formellen, aber trotzdem hochwichtigen

Punkte abzuändern. Am 30. November richtete er an seine sämtlichen Bundesgenossen ein Handschreiben, in dem er die Erneuerung des Kaisertitels vorschlug; am 3. Dezember ließ er durch den Prinzen Luitpold den König von Preußen in Versailles zur Annahme der Kaiserkrone einladen.

Inzwischen war der norddeutsche Reichstag zur Genehmigung der Verträge einberufen und von Delbrück am 24. November eröffnet worden. An lebhaftem Widerspruch gegen die Sonderrechte fehlte es nicht; aber am 9. Dezember wurden doch alle Verträge angenommen, ebenso der Gesetzentwurf, der den Titel Deutscher Kaiser und Deutsches Reich einführte. Am 10. Dezember wurde die Entsendung einer Deputation nach Versailles beschlossen, die unter Führung des Präsidenten Simson, desselben Mannes, der 22 Jahre früher an der Spitze der Frankfurter Deputierten Friedrich Wilhelm IV. vergebens die deutsche Kaiserkrone angeboten hatte, dem König eine Adresse überreichen sollte, die den Wunsch der Fürsten durch den Wunsch des Volkes bekräftigte. Wilhelm empfing die 30 Abgesandten am 18. Dezember im Kreise der Fürsten, die im Großen Hauptquartier weilten, umgeben von seinen Staatsmännern und Generälen, und erklärte sich zur Annahme des Kaisertitels bereit, sobald die Verträge auch von den süddeutschen Landtagen genehmigt seien. Dies geschah in Baden, Hessen und Württemberg noch vor dem Schluß des Jahres, in Bayern am 21. Januar mit 102 gegen 48 Stimmen, so daß Bayerns Eintritt ins Deutsche Reich sich erst am 1. Februar 1871 vollzog.

Am 18. Januar 1871 — genau vor 170 Jahren hatte des neuen Kaisers Vorfahr, Friedrich von Hohenzollern, sich in Königsberg zum ersten Könige von Preußen krönen lassen — wurde Wilhelm in dem Spiegelsaale des Versailler Schlosses zum Deutschen Kaiser proklamiert. „Infolge des schlechten Wetters mußte der in Aussicht genommene Festzug von dem Präfekturgebäude nach dem Schlosse aufgegeben werden und Wilhelm fuhr bis zu dem großen Eingangsthor des letzteren, wo er ausstieg und durch die von den Repräsentanten aller im Felde stehenden Regimenter gebildeten Spaliere zu dem Haupteingang schritt. Den in der Spiegelgalerie harrenden Augenzeugen des feierlichen Aktes verkündeten Kanonenschüsse die Ankunft des Monarchen. Voll und schön erklang das ‚Jauchzet

dem Herrn alle Welt', welches ein aus Mannſchaften mehrerer Regimenter zuſammengeſetzter Sängerchor anſtimmte, als der König mit dem Helm in der Hand und in Galauniform ſich langſam dem Altar näherte, vor dem er, ſich gegen den Geiſtlichen verbeugend, ſtehen blieb und den Blick über die glänzende Verſammlung gleiten ließ, während er ſich mit der freien Hand den dichten, weißen Schnurrbart ſtrich. Hinter ihm auf einer Eſtrade entfalteten ſich in einem Halbkreis die Fahnen der deutſchen Truppen; gerade über dem Platze des Königs hing eine gigantiſche Allegorie des Grand Monarque mit der Unterſchrift ‚Le Roi gouverne par lui-même'. Ihm zur Rechten befand ſich der Kronprinz in ſeiner Kronprinzuniform; an beiden Seiten von Vater und Sohn bildeten Prinzen, Fürſten und die Heerführer des deutſchen Reiches einen Halbkreis. Nicht weit vom Könige und am äußerſten linken Ende der ihn umgebenden Gruppe ſtand etwas abgeſondert und mit bleichem Geſicht die eben erſt vom Krankenbette aufgeſtandene hünenhafte Geſtalt Bismarcks, des Mannes, der vor allen anderen mit größter Wahrheit ſagen konnte ‚Finis coronat opus'. Nachdem ein Choral geſungen und ein Gebet geſprochen worden, hielt der Hofprediger Rogge eine kurze, ergreifende Feſtrede, worauf die ganze Verſammlung bewegt in den Choral ‚Nun danket alle Gott' einſtimmte. Darauf verkündete Se. Majeſtät mit lauter, doch bewegter Stimme, daß das Deutſche Reich wieder hergeſtellt ſei und daß er auf den einmütigen Wunſch der deutſchen Fürſten und freien Städte die erneuerte Kaiſerwürde für ſich und ſeine Nachfolger in der Krone Preußens annehme. Dann verlas Bismarck auf Befehl ſeines Herrn die Proklamation ‚An das deutſche Volk. Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutſchen Fürſten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herſtellung des Deutſchen Reiches die ſeit mehr denn 60 Jahren ruhende Deutſche Kaiſerwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfaſſung des Deutſchen Bundes die entſprechenden Beſtimmungen vorgeſehen ſind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinſame Vaterland betrachtet haben, dieſem Rufe der verbündeten Deutſchen Fürſten und Städte Folge zu leiſten und die Deutſche Kaiſerwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unſere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiſerlichen Titel in Unſeren Beziehungen und An-

gelegenheiten des Deutſchen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der Deutſchen Nation gegeben ſein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer ſegensreichen Zukunft entgegen zu führen. Wir übernehmen die kaiſerliche Würde in dem Bewußtſein der Pflicht, in deutſcher Treuer die Rechte des Reiches und ſeiner Glieder zu ſchützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutſchlands, geſtützt auf die geeinte Kraft ſeines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen ſie an in der Hoffnung, daß dem Deutſchen Volke vergönnt ſein wird, den Lohn ſeiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die ſeit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unſeren Nachfolgern an der Kaiſerkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutſchen Reichs zu ſein, nicht an kriegeriſchen Eroberungen, ſondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Geſittung'. Kaum war das letzte Wort verhallt, ſo trat der Großherzog von Baden ein paar Schritte vor und rief, ſeinen Helm in die Höhe haltend, mit lauter Stimme: ‚Se. Majeſtät der Kaiſer Wilhelm lebe hoch!' Unter brauſenden Jubelrufen und dem Schwenken von Säbeln und Helmen wurde König Wilhelm als Deutſcher Kaiſer begrüßt und empfing mit überſtrömenden Augen die Huldigung der Prinzen, der Fürſten und der Grafen des Reiches. Der Erſte, der mit gebogenem Knie des Kaiſers Hand küſſen wollte, war ſein edler und tapferer Sohn, aber der Vater ſchloß ihn in ſeine Arme und küßte ihn innig. Draußen ſtimmte ein Muſikchor die preußiſche Nationalhymne an; doch lauter als die Töne der Blechinſtrumente, lauter als die Jubelrufe der begeiſterten Verſammlung ſcholl der Donner der Geſchütze vom Mont Valérien herüber, das ‚Ave Caesar' von den widerſtrebenden Lippen des beſiegten Frankreichs".

Dann war es 10 Tage ſpäter zur Kapitulation von Paris gekommen. Als dieſe Nachricht nach Bordeaux gelangte, wurden dort ſofort Demonſtrationen für die Fortſetzung des Krieges in Scene geſetzt, und Gambetta erließ am 31. Januar eine ſeiner Proklamationen, mit denen er die Rhetorik der Zeiten der erſten Revolution parodierte. „Die Fremden haben Frankreich die grauſamſte Beleidigung zugefügt, welche unſerem Volke in dieſem ſchlimmen Kriege,

der uns eine übermäßige Züchtigung für unsere Irrtümer und Schwächen auferlegt hat, zu ertragen beschieden war. Das uneinnehmbare Paris hat, gezwungen durch den Hunger, die deutschen Horden nicht länger von sich abhalten können. Die Stadt selbst ist noch unberührt; es ist das die letzte Huldigung, welche durch die moralische Kraft und Größe der Barbarei abgerungen wurde. . . . Es scheint, als ob ein schlimmes Geschick uns noch größeren Schmerz bereiten will; ohne unser Wissen hat man einen Waffenstillstand unterzeichnet, dessen sträfliche Leichtfertigkeit wir nur zu spät erfahren haben". Auf diesen Waffenstillstand rechne Preußen, „aber es hängt von uns ab, diese Berechnungen zu schanden zu machen . . . benutzen wir den Waffenstillstand, um unsere jungen Truppen einzuüben und die Organisation des Krieges mit größerer Energie als je zu betreiben . . . Hüten wir uns, unsere Geschichte zu verraten und unseren ererbten Besitz in die Hände der Barbaren übergehen zu lassen . . . Schwören wir als freie Männer, Frankreich und die Republik gegen alle Angreifer zu verteidigen, — zu den Waffen! Es lebe Frankreich, es lebe die unteilbare Republik!" Und an demselben Tage — die Pariser Regierung hatte am 29. die Wahlen zu der vereinbarten Nationalversammlung ausgeschrieben, gemäß dem Gesetze vom 15. März 1849, also mit allgemeinem Stimmrecht und dementsprechend allgemeiner Wählbarkeit — erklärte er alle diejenigen Personen für nicht wählbar, welche während der 19 Jahre des Kaiserreichs die Stellung eines Ministers, Senators, Staatsrats, Präfekten bekleidet hätten oder in irgend einer Form als offizielle Kandidaten aufgestellt worden seien. Aber jetzt sollten zum erstenmale seit 19 Jahren die Franzosen wirklich frei wählen können. Denn Bismarck telegraphierte an Gambetta: „Im Namen der durch die Waffenstillstandskonvention verbürgten Freiheit der Wahlen erhebe ich Einsprache gegen die von Ihnen erlassenen Verfügungen, welche zahlreiche Kategorieen französischer Bürger des Rechtes berauben, in die Versammlung gewählt zu werden; durch Wahlen, die unter der Herrschaft der Unterdrückung und der Willkür stattfinden, können die Rechte nicht erworben werden, welche die Waffenstillstandskonvention freigewählten Abgeordneten zuerkennt". Ähnlich an Favre, und erhielt umgehend die Antwort, daß die Regierung jenes Dekret annullieren werde: nicht vergebens, antwortete Favre, wende sich

Bismarck an seine Ehrenhaftigkeit. Im Schoße der Regierung lehnte sich Trochu gegen die Bundesgenossenschaft Bismarcks, der jetzt für die Pariser Regierung Partei nehme, auf; Picard aber wies dies leere Gerede damit zurück, daß dies im gegebenen Falle nicht zu vermeiden sei, daß man aber gegen Gambetta Festigkeit beweisen müsse; im äußersten Falle, meinte Favre, müsse man Gambetta verhaften lassen. Nachdem dieser jedoch seinen Zorn über die „Einmischung" Bismarcks, von dem er zum erstenmale gründliche Wahrheit zu hören bekommen, in einem letzten Schriftstücke ergossen hatte, gab er seine Entlassung, welche von der Regierung natürlich mit Freuden angenommen wurde.

Am 12. Februar traten die frei gewählten Vertreter in dem großen Theater zu Bordeaux zusammen, um über Krieg und Frieden zu entscheiden. Einstimmig wurde Thiers am 17. Febr. zum „Chef der ausführenden Gewalt der Französischen Republik" ernannt; zu ihrem Präsidenten wählte die Versammlung Jules Grévy. Thiers begab sich mit einer ihm beigeordneten Kommission nach Versailles. Zunächst wurde der Waffenstillstand bis zum 26. verlängert. In der Zurückgabe des Elsaß mit Straßburg mußten sich die französ. Unterhändler jetzt finden, wenn es denn nicht anders sein sollte; aber um Lothringen und namentlich um Metz wehrten sie sich heftig. Es war ein hartes Opfer für ein Volk, das bei jedem Friedensschlusse Land zu nehmen gewohnt gewesen war; und die Abtretung der gewaltigen Festung kürzte für einen vordringenden Feind den Weg nach Paris um 20 Stunden und sicherte, verbunden mit Straßburg, den früher so geduldigen und bequemen Nachbar gegen jeden Überfall wie den vom vorigen Jahre. Aber sie begegneten hier einem Willen von unzerbrechlicher Festigkeit. Es war diesmal keine Koalition, sondern eine zu ihrem vollen Kraftgefühl erwachte Nation, die ihnen diesmal entgegenstand. Man erleichterte ihnen das Opfer, indem man ihnen Belfort zurückgab, das für die Verteidigung des Reichslandes nicht unumgänglich notwendig erschien: und so kam am 26. Februar 1871 der Präliminarfriede von Versailles zustande. Die wichtigsten Bestimmungen waren: Rückgabe des Elsaß und eines Teiles von Lothringen mit Metz und Diedenhofen (Thionville), 263 Quadratmeilen mit 1 ½ Million zu ⅞ noch deutschredenden Einwohnern an das Deutsche Reich; Zahlung von 5 Milliarden Frank

= 4000 Millionen Mark Kriegskostenentschädigung; Okkupation eines Teils des französischen Gebietes und stufenweise Räumung desselben nach Maßgabe der erfolgenden Zahlungen. Eine Zusatzkonvention verlängerte den Waffenstillstand bis zum 12. März, eine andere regulierte die Besetzung eines Teils von Paris durch deutsche Truppen. „Nachdrücklich setzten sich die französischen Unterhändler gegen einen Einzug deutscher Truppen in Paris zur Wehre, den Einzug französischer Truppen in Berlin würden sie in Ordnung gefunden haben: aber man legte von deutscher Seite mit vollem Rechte Gewicht darauf, daß der Stadt, der bereits wieder der alte Hochmut zurückkam, dieser handgreifliche Beweis vollständiger Besiegung auferlegt werde, und binnen kurzem sollten die französischen Staatsmänner selbst es zu bereuen finden, daß die Besetzung nicht eine vollständigere war. Man beschränkte sich auf den Stadtteil an dem linken Seineufer, auf eine kurze Zeit und auf eine verhältnismäßig geringe Truppenzahl, 30 000 Mann. Mit diesem Frieden kehrte Thiers nach Bordeaux zurück, wo er am 28. Februar nachmittags ankam. Er legte der Versammlung, die sofort zu einer Sitzung berufen wurde, den Gesetzentwurf vor, dessen erster Artikel lautete: „Die Nationalversammlung, der Notwendigkeit weichend und die Verantwortlichkeit zurückweisend, nimmt die in Versailles unterzeichneten Friedenspräliminarien an". Die Verlesung der einzelnen Punkte ging über seine Kräfte; er überließ sie seinem Kabinettschef, Barthélemy Saint-Hilaire, und entfernte sich, übermüdet und in seinem französischen Stolze, mit dem er, er vor andern (in früheren Tagen als Minister und bedeutendster Geschichtschreiber wie Publizist der Franzosen) nicht müde geworden, die Alpen, die Pyrenäen, den Ozean und den Rhein als die natürlichen Grenzen Frankreichs zu proklamieren, aufs tiefste verwundet. Bald hatte er sich gefaßt und kehrte zurück: er empfahl die möglichste Beschleunigung der Angelegenheit, da doch jeder schon mit sich über dieselbe im reinen sein müsse und man vielleicht durch diese möglichste Beschleunigung der Hauptstadt einen großen Schmerz ersparen könne. Schon am folgenden Tage erstattete Victor Lefranc namens der Kommission Bericht und empfahl die Annahme. Eine Versammlung, die sich selbst geachtet haben würde, hätte ohne viele Worte den Vertrag genehmigt, welchen die Notwendigkeit, die unzweifelhafte, unerbittliche, auferlegte: allenfalls unter dem Protest der

Elsässer Abgeordneten, denen, da man einmal deutscherseits die Vornahme der Wahlen für die Nationalversammlung auch in diesen Landschaften zuzugestehen nicht umhin gekonnt hatte, ein solcher Protest, unfruchtbar wie er war, nicht wohl gewehrt werden konnte. Aber eine solche Selbstachtung war in dieser Versammlung, in welcher bald die tiefe Zerklüftung des Landes zu Tage treten sollte, nicht zu finden. Einer der radikalen Deputierten ergriff, wie man freilich von dieser Partei kaum anders erwarten konnte, diese erste Gelegenheit, um sich in Schmähungen auf Napoleon III. gütlich zu thun; ein paar von den 6 oder 7 Bonapartisten in der Kammer widersprachen, und einer derselben, Conti, hatte den Mut, eine halbe Stunde lang gegen die Unterbrechungen von allen Seiten, die ihm nicht sechs Worte im Zusammenhange zu sagen gestatteten, anzukämpfen. In dem wachsenden Tumult ruft der Deputierte Langlois: „Votieren wir die Absetzung der Bonaparte" — welcher Vorschlag sofort mit den nötigen Floskeln in die Form eines Antrages gebracht wird. Vergebens protestierten die paar Anhänger des gestürzten Kaisers: die Versammlung habe eine ganz bestimmte Mission, die Friedensfrage; über die ihr jetzt vorgelegte, die Absetzung der Dynastie Bonaparte sich auszusprechen, fehle ihr das Recht, da sie keine konstituierenden Gewalten besitze. Noch bestieg Thiers selbst die Tribüne, um der über alle Maßen rohen Prozedur wenigstens durch die ihm zu Gebote stehende Kunst der Worte einige Form zu geben: aber ohne weitere Diskussion wurde die Absetzung der Dynastie ausgesprochen, welche vier Plebiscite und 18 Jahre geduldiger Knechtschaft legitimiert hatten, gegen fünf oder sechs Stimmen. . . . Alsdann erst nimmt man die Debatte über die Friedenspräliminarien wieder auf. Victor Hugo spricht für die Verwerfung und für die Berufung an „die Revolution": „Von morgen an wird Frankreich nur einen Gedanken haben — seinen heiligen Zorn zu nähren, eine Armee zu bilden, die ein großes Volk sein wird, das große Frankreich wieder zu werden, das Frankreich von 1792, das Frankreich der Idee und des Degens. Und eines Tages wird es sich unbesiegbar erheben: es wird Lothringen, das Elsaß, den Rhein, Mainz und Köln wieder nehmen". Und als ein Teil der Versammlung über so viel Thorheit murrte, fuhr er fort: „Es wird ausrufen: Deutschland, hier bin ich. Sind wir Feinde? Nein, ich bin deine Schwester.

— Seien wir die Vereinigten Staaten von Europa, die universelle Freiheit, der universelle Friede. Ich werde niemals vergessen, daß du mich von meinem Kaiser befreit hast, ich werde dich von dem deinigen befreien". Schwerlich würde sich in einer französischen Kammer vor 1848 ein so schimpflicher Unsinn hervorgewagt haben: nicht viel besser, aber verzeihlicher war, daß der Elsässer Keller den Vertrag im voraus für null und nichtig erklärte und Gott und die Nachwelt, alle Völker und das Schwert aller Männer von Herz anrief, diesen schmählichen Vertrag so schnell als möglich zu zerreißen. Es war Thiers, der ein Staatsmann und ein Redner und kein bloßer Zungendrescher und Phantast war, vorbehalten, die Debatte wieder auf den Boden des gesunden Menschenverstandes zurückzuführen. Er zeigte ohne Rückhalt, daß Frankreichs militärische Organisation in Trümmern liege. „Bei dieser Lage möge jemand kommen und mir sagen, daß wir einer regulären Armee von 500 000 Mann widerstehen können — dann werde ich ihm sagen: Nein, Sie würden nur Frankreichs Untergang herbeiführen, Sie würden es in Armut stürzen, seine letzten Hilfsmittel verbrauchen und ihm die Mittel nehmen, zu der Zukunft zu gelangen, die Sie ihm wünschen, und die zu hoffen heute mein einziger Trost ist. Sie müssen den Mut haben, sich die Wahrheit zu gestehen; nur dann werden Sie eine ernsthafte Nation sein und ein besseres Schicksal verdienen". 546 Stimmen zeigten diesen Mut und stimmten für den Vertrag, 107 dagegen. (Nach Jäger.)

An demselben Tage (1. März 1871) erfolgte der Einzug der deutschen Truppen in Paris. „Am Morgen dieses Tages hielt der Deutsche Kaiser bei Longchamps im Boulogner Wäldchen eine Parade über die zur zeitweiligen Besetzung bestimmten, der dritten Armee angehörenden Heeresabteilungen ab. Als die lange Doppellinie von Kavallerie, Infanterie und Artillerie allmählich formiert war, zog sie sich von einem Ende der Rennbahn bis zum anderen hin und ihre in strammer Haltung aufgerichtete Front stand der großen Tribüne zugekehrt. Die Bayern bildeten das Centrum, die Flügel bestanden aus preußischen Truppen. Vor der Front hielten zwei Reiter, der Kronprinz des deutschen Reiches als Oberbefehlshaber der III. Armee, und General v. Blumenthal, sein Generalstabschef. Nach einer kurzen erwartungsvollen Pause erscholl plötzlich längs

Einzug der Deutschen in Paris.

der ganzen, wie eine Mauer aussehenden Linie ein lautes Hurrarufen und die Musikchöre stimmten ‚Heil Dir im Siegerkranz' an. Ein halbes Dutzend Reiter kamen über die Rennbahn daher galoppiert und sprengten gerade auf das Centrum los. Der erste, ein strammer, breitschulteriger, alter Mann mit schneeweißem Haar, brachte sein Pferd bald zum Stehen, als er, mit der Hand grüßend, an dem Kronprinzen vorüberritt, worauf derselbe sich ihm anschloß und ihm im Galopp nach dem rechten Flügel folgte. Der große Stab, der hier gewartet, kam herangesprengt, als der oberste Heerführer sein Pferd umwandte und langsam die Front entlang zu reiten begann. Zwei Offiziere ritten voran, dann kam ein Zwischenraum und darauf der greise Held allein, der Glanz- und Mittelpunkt des prächtigen Bildes. Der weißhaarige Krieger auf dem schwarzen Rosse war der Kaiser Wilhelm. Es hatte gerüchtweise verlautet, daß er unwohl sei, aber der für das neue Reich bedeutungsvolle Tag schien ihn von seinem Leiden geheilt zu haben. Seine Haltung war ebenso aufrecht, er saß ebenso fest im Sattel und zügelte sein Pferd mit der gleichen Gewandtheit wie sein tapferer Sohn, der ihm an der Spitze seines Generalstabes folgend so stolz auf seinen Vater zu sein schien. Nachdem die Parade abgehalten worden, lenkten der Kaiser und sein Gefolge die Pferde nach dem Platze vor dem Pavillon, und nun sah man den königlichen Vater und seinen Sohn dicht nebeneinander reiten. Wie mächtig die Etikette auch ist, sie darf doch der Liebe weichen, und nie haben Vater und Sohn sich inniger geliebt, als Kaiser Wilhelm und sein Thronerbe. Der stolze Vater legte die Hand auf den Hals von seines Sohnes Pferd und das Gefolge blieb etwas weiter zurück, während die beiden Helden miteinander sprachen. Nun begann der Vorbeimarsch. Die Truppen, die in sauberster Uniform und musterhafter Ordnung defilierten, waren die letzten sechs Monate hindurch mit anderen Dingen beschäftigt gewesen, als mit Exerzierübungen und Monturputzereien. Aber wie viel sie auch gekämpft, Schanzen gegraben, marschiert und biwakiert hatten, ihre Akkuratesse und schmucke Sauberkeit auf dem Paradeplatz hatten dabei nicht im mindesten gelitten. Auch während der Monate des Kämpfens, des Marschierens und Biwakierens hatte man in den deutschen Heeren Zeit zu methodischen Exerzierübungen gefunden. Nachdem die Truppen bei Se. Maje-

ſtät vorüber marſchiert waren, nahmen ſie ihren Zug durch die Lichtungen des Boulogner Hölzchens, die nach den weſtlichen Thoren von Paris führen. Die deutſche Kavallerie befand ſich ſchon in der franzöſiſchen Hauptſtadt und ein bayeriſcher Huſarenoffizier war mit ſeinem Pferd über die zur Abgrenzung gezogenen Ketten geſetzt und unter dem Triumphbogen durchgeritten (S. 352). Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen zog die deutſche Infanterie die Champs Elyſées hinab — ein breiter Strom bewaffneter Krieger, deren Bajonette im Sonnenlicht blitzten. Aber wenn auch die deutſchen Soldaten in Paris einzogen, der Deutſche Kaiſer und ſein Sohn zogen nicht mit ihnen ein. Es war ebenſo rückſichtsvoll, wie politiſch, ſich nicht mit dem errungenen Triumphe zu brüſten. Kaiſer Wilhelm und der Kronprinz ritten ohne Gepränge nach Verſailles zurück."

(Forbes.)

Am 3. März verließen die Deutſchen Paris wieder. Im Anſchluß an dieſes Ereignis und an dieſen Tag erzählt Tanera, der mit ſeinen Freunden nicht am Einzug beteiligt geweſen, aber am 3. doch hineinwollte: „Die Sache wurde reiflich überlegt und beſchloſſen, den Ausflug halb zu Wagen, halb zu Pferd zu machen, da doch eine große Anſtrengung bevorſtand und wir ja in Paris keine Gelegenheit haben konnten, die Pferde zu wechſeln. Wir ſchickten alſo unſere Reitpferde mit den Burſchen, die auf Dienſtpferden ritten, damit ſie nicht in Verſuchung kamen, unſere Tiere zu beſteigen, früh 4 Uhr voraus und beſtellten ſie an die Kreuzung der großen, von Verſailles nach Paris und von Meudon nach Paris gehenden Straßen. . Es iſt erſtaunlich, wie damals die Kerls ſich immer zurechtfanden. Wir lagen in Charenton und Maiſon Alfort im Südoſten von Paris im Quartier. Von da bis an den bezeichneten Punkt waren es 17 Kilometer und zwar lagen in dem Zwiſchengelände eine ganze Menge kleiner und größerer Vororte, deren Hauptſtraßen alle nach Paris, aber nicht um die Stadt herum führten. Freilich erleichterte der Umſtand ihren Ritt, daß überall deutſche Truppen ſtanden und ſie ſich von einem Orte zum andern, ſo wie wir es für ſie gut leſerlich aufgeſchrieben hatten, durchfragen konnten. Z. B. ſtand auf dem Zettel ‚Monruſch' ſtatt ‚Montrouge', ‚Schantilli' ſtatt ‚Gentilly', ‚Wof' ſtatt ‚Vauves' u. ſ. w. Sie waren auch rechtzeitig an Ort und Stelle; die Pferde hatten geraſtet und ge-

freſſen und wir konnten nach unſerer Ankunft ſofort weiter reiten ... etwa um 9 Uhr paſſierten wir die Port de St. Cloud; wir waren in Paris. Schon an dieſer Stelle ergriff mich ein gehobenes, freudiges Gefühl. Flott trabten wir durch die Route de Verſailles und kamen nach wenigen Minuten auf den Quai de Paſſy, an den Pont de Grenelle. Da eröffnete ſich uns der erſte weite Blick auf das Innere von Paris, auf ſeine großartigen Straßenanlagen und Paläſte... Wir kamen ... an den Pont de Jena. Daß eigentlich dieſer Name reſp. dieſe Brücke noch exiſtiert, iſt ja gewiß ein Zeichen der deutſchen Gutmütigkeit und Nachſicht ... Wenn es nach mir ginge, ſo würde es geſchehen, wie der alte Blücher meinte, nämlich: ‚Der Pont de Jena wird in die Luft geſprengt und wem es nicht recht iſt, der kann ſich ja vorher darauf ſetzen‘ ... Links herein konnten wir nach dem prächtigen Trocadero-Platz ſchauen und die ſchönen Paläſte der angrenzenden Straßen bewundern. Nun ritten wir auf dem Quai de Billy weiter. Vor uns reichte der Blick über die Seine entlang bis zum Konkordienplatz, links ragte das Palais de l'induſtrie, rechts das Korps législatif hervor und in gerader Richtnng ſah man auf die ſtattlichen, ſo viel genannten und bald darauf niedergebrannten Tuilerien. Als wir an die Rue de la manutention kamen, mußten wir links abbiegen. Hier begann nämlich eine dichte Kette von Sergeants de ville in ihren ſchwarzen Fräcken und Generalshüten mit der großen Kokarde, und dieſe ſperrte allen Verkehr mit der inneren Stadt ab ... Wir ritten jetzt der Polizeidienerkette entlang, um wenigſtens ſo weit als möglich noch in das Innere der Stadt zu gelangen. Manches ſpöttiſche Wort eines Pariſer Gamin mußten wir freilich hören, allein die Sergeants de ville wehrten jeder Beleidigung und es kam nichts vor. Durch die Avenue d'Jena, Rue Baſſano, Avenue Joſephine und Rue Galilée kamen wir plötzlich auf die Champs Elyſées. Hier ſtand die Volksmenge dicht gedrängt; wir drückten unſere Pferde aber rückſichtslos durch und jetzt waren wir drinnen. Der Anblick, der ſich uns hier bot, bleibt ſicher jedem, der ihn genoß, auf immer klar und unverwiſcht im Gedächtnis, denn er war überwältigend ... Nach rechts ſahen wir zwiſchen den wunderbaren Alleen hinunter bis zu den Tuilerien, links blickte der prachtvolle Arc de triomphe herab, hinter und vor uns prangten die herrlichſten Paläſte ... Soweit das Auge reichte, ſtand zu beiden

Seiten der breiten Avenue eine dicht zuſammengepreßte Volksmenge, deren fünf- und ſechsfache Reihe nur mit Mühe durch preußiſche Huſaren mit gezogenen Säbeln in Ordnung erhalten wurde, und dazwiſchen marſchierte ein deutſches Bataillon nach dem anderen mit klingendem Spiel aus Paris heraus. Wie das blitzte und leuchtete und dröhnte! Dazu der klare, ſchöne Sonnenſchein außen in der Natur und innen im eigenen Herzen, weil man ſich ſagen durfte ‚du gehörſt auch zu den Siegern; du haſt auch dein Scherflein beigetragen für unſer neues Deutſches Reich, für unſern Kaiſer, für unſern König, für das Vaterland und vor allem für die Armee, für uns ſelbſt, um einen ſolchen Triumph zu ſchaffen, wie wir ihn jetzt erlebten.‘ Ich drängte mich noch bis zum Rond Point vor, dann ritt ich mit den Kameraden zwiſchen zwei Bataillonen zurück gegen den Arc de triomphe. Dort ſtand General von Kameke, welcher die einziehenden Truppen kommandiert hatte und jetzt beim Auszug ihren Parademarſch abnahm. Hei wie flogen da die Beine raus, als ob nicht Feldzugskrieger, die ¾ Jahre lang vor dem Feinde geſtanden hatten, hier defilierten, ſondern als ob die berühmte Potsdamer Wachparade direkt aus dem Exerzierhauſe gekommen wäre, um den Franzoſen zu zeigen, was man unter ‚preußiſchem Drill‘ verſteht ... Die unbedeutende Verbarrikadierung, welche die guten Pariſer in ihrer Harmloſigkeit errichtet hatten, um den Deutſchen den Durchmarſch (durch den Arc de triomphe) zu verwehren, war natürlich ſchon längſt beſeitigt worden und die Bataillone zogen mit Hurraruf unter ſeinen Bogen hindurch. Auch dieſer Platz (Rond Point de l'étoile) war an ſeinen Außenſeiten dicht mit Menſchen beſät, die nur mit Mühe von den Huſaren zurückgehalten wurden. Da ſah man nichts von würdevoller Entſagung; der Pariſer war eben neugierig und da kam er herbei, zu ſchauen, trotzdem die Zeitungen in allen Tonarten das verhaßte Ausſehen der wilden Teutonen ſchilderten und aufforderten, denſelben aus dem Wege zu gehen und ſie mit Verachtung zu ſtrafen. Ein ſehr charakteriſtiſches, beſonders für das deutſche Auge wohlthuendes Bild waren die preußiſchen Geſchütze, welche je drei zu beiden Seiten des oberen Endes der Champs Elyſées ſtanden und ganz friedlich hinunter gegen die Tuilerien blickten. Sie brauchten auch nicht zu reden, denn es lief alles ruhig ab. Hätte ſich aber der Plebs auf den Trottoirs neben der Avenue

gerührt, dann wäre ein Kartätſchenwort aus ihren Mündungen erſchollen, an das die Bewohner von Paris wohl lange gedacht hätten. Unterdeſſen war es beinahe 11½ Uhr geworden und man erkannte ſchon die Queue des letzten Bataillons; der Ausmarſch mußte bald vollendet ſein. Auch für uns war es Zeit, an den Aufbruch zu denken, denn wir wollten ja noch nach Verſailles ... Meine beiden Kameraden ritten um den Arc de triomphe herum, um den Durchmarſch der Truppen nicht zu ſtören. Das war aber für mich ein Ding der Unmöglichkeit; da hindurch mußte ich auch. Gedacht, gethan ſetzte ich flott über die den Triumphbogen von der Seite einſchließenden Ketten, drängte mich zwiſchen zwei Kompagnieen hinein und marſchierte mit durch. Unter dem höchſten Teile des Bogens rief ich meine drei Hurra zugleich mit den Preußen ſo aus voller Bruſt, wie es nur möglich war, und als ich durch Zufall einige Schritte weiter innen im Bogen die Namen der franzöſiſchen Siege aus den napoleoniſchen Kriegen und dabei merkwürdigerweiſe ‚Ratisbonne‘ und gleich darunter ‚Landshut‘, den Namen meiner Geburtsſtadt las, da ſchrie ich noch dreimal Hurra, ſo daß mich die preußiſchen Kameraden ganz überraſcht anſahen. Dies war mir aber bei der Begeiſterung, die mich ergriffen hatte, ganz gleichgültig; ſie konnten denken, was ſie wollten; übrigens zeigten ihre Geſichter ebenfalls die höchſte freudige Erregung. Die Gefühle, welche mich in dieſem Momente erfüllten, können einfach nicht wiedergegeben werden. Ich empfand die ganze Wonne des Sieges; vergeſſen waren Entbehrungen, Strapazen und Verwundung; nur der eine Gedanke fand Platz, daß ich den höchſten Triumph miterlebt hatte, der Deutſchen nach dieſem glorreichen Kriege zu teil werden konnte, den Durchmarſch durch den Siegesbogen des Feindes.“

Kaiſer Wilhelm verließ Verſailles am 7. März. Am 10. März ſiedelte die von der franzöſiſchen Nationalverſammlung ernannte Regierung hierher über, um zunächſt die eigene Hauptſtadt einer Rotte von Verbrechern zu entreißen, welche bald genug die Greuel von 1793 erneuerten und überboten. Am 17. März war das kaiſerliche Hauptquartier wieder in Berlin. „Als König von Preußen und Präſident des Norddeutſchen Bundes war Wilhelm I. acht Monate früher ausgezogen; als deutſcher Kaiſer kehrte er zurück. Ihm, dem Vierundſiebzigjährigen, war beſchieden, das alte deutſche Königtum

in einem Kriege, der zum erſtenmale wieder ſeit einem Jahrtauſend die deutſchen Stämme und nur dieſe gegen einen auswärtigen Feind vereinigt hatte, zu erneuern. Und niemals war eine Krone rechtmäßiger gewonnen als hier. Mit reiner Hand, nach Erſchöpfung jedes mit der Nationalehre verträglichen Mittels zur Erhaltung des Friedens hatte Wilhelm I. das Schwert gezogen; in pflichttreuer, ſchlichter Soldatenſitte, ſachkundiger Arbeitſamkeit, unerſchrockenem Mute allen voranleuchtend, hatte er es geführt: und er durfte es jetzt mit ebenſo reinem Gewiſſen, wie er es genommen, niederlegen, da alles erreicht war, was die Nation nach einem ſolchen Kriege zu verlangen berechtigt war." Die Heimfahrt von der Grenze bis Berlin war ein einziger ununterbrochener jauchzender Triumphzug, jenen vom 15. Juli 1870 noch weit überbietend. Und Berlin erſt! Es war ein Tag, deſſen man ſich dort lange erinnern wird. „Die Sonne ſchien hell am wolkenloſen Himmel und Unter den Linden prangten alle Häuſer in reichſtem Flaggenſchmuck. Von dem Piedeſtal der Reiterſtatue Friedrich des Großen wehte ein Banner mit der Inſchrift: „Heil Kaiſer Wilhelm, heil Dir und dem tapfern deutſchen Heere, das Du vom Siege heimführſt! Wie der Klang ferner Glockentöne erſchallt das frohe Jauchzen der Sieger. Der alte Fritz ſchaut mit ſtolzem Blick auf ſeine Nachkommen herab und freut ſich ihrer Tapferkeit." Lange ehe die zum Eintreffen des königlichen Zuges beſtimmte Stunde herangekommen, hatten ſich große Scharen vornehmer Perſönlichkeiten auf dem Perron der Eiſenbahnſtation eingefunden. Bismarck war da in ſeiner weißen Küraſſieruniform, auch Moltke und Roon und andere hervorragende Offiziere des Großen Generalſtabes. Selbſt der Feldmarſchall Wrangel, ein noch älterer Soldat als ſein ehrwürdiger König, hatte ſich eingeſtellt, und ebenſo der ernſte, greiſe Vogel von Falkenſtein und der alte Steinmetz, der von ſeinem fernen Gouverneurpoſten in Poſen nach Berlin gekommen war. Die Zahl der zum kaiſerlichen Hauſe gehörenden Damen und Kinder war ſehr groß. Auf ein dem Perron gegenüber befindliches Seitengeleiſe war zufällig oder abſichtlich ein Zug mit Verwundeten geſchoben worden und aus den Waggonfenſtern ſchauten bleiche Geſichter auf das bunte Bild, das ſich ihnen darbot. Oben auf den Waggons kauerten Rekonvalescenten. Eine kleine Gruppe junger Männer, die bei Spicheren und Courcelles zu

Krüppeln geſchoſſen waren, begrüßten Steinmetz — den alten ‚Immer Vorwärts‘ wie ſie ihn nannten, mit Hurrarufen. So verging unter Geplauder und endloſen freundlichen Begrüßungen die Zeit des Wartens. Bei dem Ton eines aus der Ferne erſchallenden ſchrillenden Pfiffs trat Bismarck aus dem Warteſaal heraus; Wrangel nahm ſeinen Federhut ab; eine Flut von Damen und Kindern folgte Bismarcks hoher Geſtalt; noch ein paar Minuten, und man hörte das nahe Brauſen der Lokomotive, der Zug fuhr in die Station ein. Nun ertönte ein ſtürmiſches Hurrarufen; am Fenſter ſeines Waggons ſtand der Kaiſer und blickte auf ſeine Angehörigen und ſeine Diener. In der nächſten Minute war er ausgeſtiegen und küßte die verwitwete Königin Eliſabeth. Faſt ſah es aus, als ob die Frauen ſeiner Familie ihn überfielen, ſo ſehr drängten ſie ſich liebevoll an ihn heran, um einen Kuß zu erhalten, und ſeine Enkel hingen ſich zärtlich an ſeine Kniee. Der Greis fuhr ſich mit der Hand über die buſchigen Augenbrauen, als er ſich einen Weg durch die ihn umgebende Gruppe von Damen bahnte. Dabei traf ſein Blick den alten Wrangel, auf deſſen ſchneeweißes Haupt ein Strahl der untergehenden Sonne fiel. Wrangel erhob die Hand und wollte Hurra rufen, doch ihm verſagte die Stimme und Thränen rannen ihm über das Geſicht. Sein Herr, der ebenſo bewegt war, küßte den hochbejahrten Diener auf beide Wangen. Die beiden alten Kriegskameraden umarmten ſich und Steinmetz' verwundete Soldaten auf dem Dach des Eiſenbahnwaggons brachen bei dieſer Begrüßung in Jubelrufe aus. Dann drückte der Kaiſer Bismarcks Hand und küßte ihn, ſowie auch den alten Steinmetz; er küßte ſich durch die ganze Verſammlung, bis er ſich beim Eintritt in den Warteſaal den Blicken der Menge entzog, und die Kaiſerin folgte ihm, Freudenthränen vergießend.“ (Forbes.) Dann beſtiegen, reich beladen mit Blumenſträußen und Lorbeerkränzen, der Kaiſer und der Kronprinz mit ihren Gemahlinnen — ſie waren den Heimkehrenden bis zur Wildparkſtation hinter Potsdam entgegengefahren — die bereit gehaltenen Wagen. Eine ungeheuere Volksmenge drängte ſich in allen Straßen, durch die der Kaiſer fuhr, und begrüßte ihn mit jubelnder Herzlichkeit. Fort und fort Hurra und Hutſchwenken, Wehen der Fahnen aus den Fenſtern und der weißen Tücher in den Händen der Damen, die überall die Fenſter beſetzt hielten. Mit dem ſinnigſten Gruß

war der Kaiſer aus einem an der Ecke der Link- und Potsdamerſtraße ſtehenden Hauſe bewillkommnet: aus den Fenſtern dieſes Hauſes flogen plötzlich eine Anzahl weißer Tauben auf, welche flatternde Bänder um den Hals trugen, die einen in ſchwarz-weißen, die andern in ſchwarz-weiß-roten Farben; unter den entfalteten Flügeln hervor fielen bedruckte Blättchen mit kurzen Glücks- und Segenswünſchen für den Heimkehrenden. Nach der Einkehr in ſein Palais ſah ſich der Kaiſer genötigt, ſich vom Balkon aus dem freudigſt erregten Volke wiederholt zu zeigen, das immer ſtürmiſcher nach ihm verlangt hatte. Gegen 9 Uhr hielt dann der ganze Hof Umfahrt durch die feſtlich erleuchteten Straßen, die von Menſchenwogen erfüllt waren, deren jauchzender Jubel den märchenhaften Zauber der großartigen Beleuchtung noch erhöhten.

Am 21. März 1871 wurde der neue Deutſche Reichstag feierlich vom Kaiſer in dem weißen Saale des alten Schloſſes eröffnet. Tief bewegt verlas er die mit glühender Begeiſterung aufgenommene Thronrede:

„Geehrte Herren! Wenn Ich nach dem glorreichen, aber ſchweren Kampfe, den Deutſchland für ſeine Unabhängigkeit ſiegreich geführt hat, zum erſtenmale den Deutſchen Reichstag um Mich verſammelt ſehe, ſo drängt es Mich vor allem, Meinem demütigen Danke gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeſchichtlichen Erfolge, mit denen Seine Gnade die treue Eintracht der deutſchen Bundesgenoſſen, den Heldenmut und die Mannszucht unſerer Heere und die opferfreudige Hingebung des Deutſchen Volkes geſegnet hat. Wir haben erreicht, was ſeit der Zeit unſerer Väter für Deutſchland erſtrebt wurde: die Einheit und deren organiſche Geſtaltung, Sicherung unſerer Grenzen, die Unabhängigkeit unſerer nationalen Rechtsentwicklung. Das Bewußtſein ſeiner Einheit war in dem Deutſchen Volke, wenn auch verhüllt, doch ſtets lebendig; es hatte ſeine Hülle geſprengt in der Begeiſterung, mit welcher die geſamte Nation ſich zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete: ein einiges Volk zu ſein und zu bleiben. Der Geiſt, welcher in dem Deutſchen Volke lebt und ſeine Bildung und Geſittung durchdringt, nicht minder die Verfaſſung des Reiches und ſeine Heereseinrichtungen bewahren Deutſchland inmitten ſeiner Erfolge vor jeder Verſuchung

zum Mißbrauche seiner, durch seine Einigung gewonnenen Kraft, die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller andern Staaten und Völker, der schwachen wie der starken.

Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren. Es hat Mir zur besonderen Genugthuung gereicht, in diesem Geiste des Friedens inmitten des schweren Krieges, den Wir führten, die Stimme Deutschlands bei den Verhandlungen geltend zu machen, welche auf der durch die vermittelnden Bestrebungen Meines auswärtigen Amtes herbeigeführten Konferenz in London ihren befriedigenden Abschluß gefunden haben. Der ehrenvolle Beruf des ersten Deutschen Reichstages wird es zunächst sein, die Wunden nach Möglichkeit zu heilen, welche der Krieg geschlagen hat, und den Dank des Vaterlandes Denen zu bethätigen, welche den Sieg mit ihrem Blut und Leben bezahlt haben; gleichzeitig werden Sie, verehrte Herren, die Arbeiten beginnen, durch welche die Organe des Deutschen Reiches zur Erfüllung der Aufgabe zusammenwirken, welche die Verfassung Ihnen stellt: ‚zum Schutze des in Deutschland gültigen Rechtes und zur Pflege und Wohlfahrt des deutschen Volkes'. Die Vorarbeiten für die regelmäßige Gesetzgebung haben leider durch den Krieg Verzögerungen und Unterbrechungen erlitten, die Vorlagen, welche Ihnen zugehen werden, leiten sich daher unmittelbar aus der neuen Gestaltung Deutschlands ab.

Die in einzelnen Verträgen vom November v. J. zerstreuten Verfassungsbestimmungen sollen in einer neuen Redaktion der Reichsverfassung ihre geordnete Zusammenstellung und ihren gleichmäßigen Ausdruck finden. Die Beteiligung der einzelnen Bundesstaaten an den laufenden Ausgaben des Reiches bedarf der gesetzlichen Regelung, für die von der königlich bayerischen Regierung beabsichtigte Einführung norddeutscher Gesetze in Bayern wird Ihre Mitwirkung in Anspruch genommen werden. Die Verfügung über die von Frankreich zu leistende Kriegsentschädigung wird nach Maßgabe der Bedürfnisse des Reiches und der berechtigten Ansprüche seiner Mit-

glieder mit Ihrer Zustimmung getroffen und die Rechenschaft über die zur Kriegsführung verwendeten Mittel Ihnen so schleunigst vorgelegt werden, als es die Umstände gestatten. Die Lage der für Deutschland rückerworbenen Gebiete wird eine Reihe von Maßregeln erheischen, für welche durch die Reichsgesetzgebung die Grundlagen zu schaffen sind. Ein Gesetz über die Pensionen der Offiziere und Soldaten und über die Unterstützung ihrer Hinterbliebenen soll für das gesamte deutsche Heer die Ansprüche gleichmäßig regeln, welche der gleichen Hingebung für das Vaterland an den Dank der Nation zustehen. Geehrte Herren, möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die Deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem Deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des Deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.

Das walte Gott!"

Am 28. März, während in Paris schon der Aufstand der Kommune in voller Flamme brannte — traten die Bevollmächtigten beider Nationen zu Brüssel zusammen, um den Präliminarfrieden in einen definitiven zu verwandeln. Die französische Regierung, von der deutschen in ihrem schweren Kampfe gegen die Wilden ihrer Hauptstadt in loyaler Weise unterstützt, erhob allerlei Schwierigkeiten und Zögerungen in bezug auf die Einzelheiten; es bedurfte eines entschiedenen Eingreifens des Reichskanzlers, (seit dem 21. März) Fürsten Bismarck, um die Unterhandlungen zu Ende zu bringen. Am 10. Mai 1871 wurde zu Frankfurt am Main der definitive Friede zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich unterzeichnet, den der Kaiser am 16. ratifizierte, die französische Nationalversammlung am 18. mit 440 gegen 98 Stimmen guthieß. Am 16. Juni führte der Kaiser persönlich den großartigen Siegeseinzug der Truppen in Berlin an; der 18., der Tag von Belle Alliance, ward zu einem allgemeinen Dankgottesdienst bestimmt. Am 29. Juni hatte Stuttgart, am 30. Hanvover, am 11. Juli Dresden, am 16. Juli München seinen Siegeseinzug. Der Vorhang fiel: das größte Drama der Weltgeschichte war zu Ende. —

Kaiſer Wilhelm.

Wer iſt der greiſe Siegesheld,
Der, uns zu Schutz und Wehr,
Fürs Vaterland zog in das Feld
Mit Deutſchlands ganzem Heer?
Wer iſt es, der vom Vaterland
Den ſchönſten Dank empfing,
Vor Frankreichs Hauptſtadt ſiegreich ſtand
Und heim als Kaiſer ging?
Du, edles Deutſchland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, dein Kaiſer Wilhelm iſt's!

Wer hat für dich in blut'ger Schlacht
Beſiegt den ärgſten Feind?
Wer hat dich groß und ſtark gemacht,
Dich brüderlich geeint?
Wer iſt, wenn je ein Feind noch droht,
Dein beſter Hort und Schutz?
Wer geht für dich in Kampf und Tod,
Der ganzen Welt zum Trutz?
Du, edles Deutſchland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, dein Kaiſer Wilhelm iſt's!

(Hoffmann von Fallersleben.)

An die Völker.

Was grollen uns die Völker ringsumher?
Was läßt ſie Gift und Galle auf uns ſpeien?
Iſt's, weil wir mutig ſchwangen unſern Speer?
Und können ſie den Sieg uns nicht verzeihen?

Wenn uns ein Frecher vor der ganzen Welt
Herausgefordert hat mit ſtolzem Prahlen,
Iſt's Sünde, wenn wir ſiegreich ihn gefällt,
Ihn zwingen nun, die Buße uns zu zahlen?

Wenn uns ein Bube nach dem Leben ſtand,
Iſt's Frevel, ſolchen Frevler niederwerfen,
Ihn dauernd feſſeln feſt an Fuß und Hand,
Daß er das Schwert nicht neu vermag zu ſchärfen?

Was ſchreit ihr auf, wenn Deutſchland Leut' und Land
Zurückbegehrt, die Raubſucht ihm geſtohlen,
Nun, — da den Räuber ſtark es überwand?
Iſt's Sünde, alten Raub zurückzuholen?

Das iſt es nicht, warum ihr unmutsvoll,
So voller Haß und Schmähung euch erwieſen,
Wir kennen euch und kennen euren Groll:
Es iſt das Bangen vor dem deutſchen Rieſen.

Die Zeit gefiel euch, da der Rieſe ſchlief
Und nur im Traum die mächt'gen Glieder ſtreckte,
Wo er der Welt zum Spotte Drohung rief,
Wenn ihn des Drängers Stoß und Schlag erweckte.

Sie hat gefallen euch, die böſe Zeit,
Wo Fuß und Hand den ſchuld'gen Dienſt nicht zollten,
Die Glieder all', von Gott zur Einigkeit
Gefügt, ſich voneinander löſen wollten.

Doch da die Glieder neu belebt ein Geiſt,
Des Hauptes Einſicht hat den Fuß bezwungen,
Nun — da unlösbar ſich das Band erweiſt,
Mit dem ſie Gott von Anbeginn umſchlungen —

Jetzt, da ihr fühlt der Fäuſte grimmen Schlag,
Der Füße Schnelligkeit, die Kraft der Sehnen,
Nun heult ihr auf voll Ingrimm Tag für Tag
Und ſtürzt euch auf den Löwen gleich Hyänen.

Wir ſagen's euch, warum ihr unmutsvoll,
So voller Haß und Schmähung euch erwieſen,
Wir kennen euch und kennen euren Groll:
Es iſt die Furcht vor dem erwachten Rieſen.

Ein Rieſe iſt's, in deſſen ſtolzem Haupt
Gedanken auf Gedanken ſich geſtalten,
Und den des Sieg's Lorbeer ſo dicht umlaubt,
Weil er den Geiſt, nicht rohe Kraft ließ walten.

Ein Rieſe iſt's, in deſſen weiter Bruſt
Ein großes Herz zum Schrecken euch pulſieret,
Des ſtarken Schlag — ihr ſeid es euch bewußt —
Für Recht und Wahrheit bald die Welt verſpüret.

Ihr ſeid erſchrocken und es macht euch Pein,
Daß er ſchon jetzt manch Truggeſpinſt zerſtörte,
Die Welt der Wahrheit löſte von dem Schein,
Seitdem euch eure Eitelkeit bethörte.

Ihr bangt, denn traun! ihr wißt, was deutſcher Fleiß,
Was deutſche Kraft iſt fähig zu vollbringen —
Daß deutſche Geiſtesmacht der Erde Kreis
Wohl unter ihr Geſetz vermag zu zwingen.

Das iſt's allein, daß ihr ſo unmutsvoll,
So voller Haß und Schmähung euch erwieſen.
Wir kennen euch und kennen euren Groll:
Es iſt das Bangen vor dem deuſchen Rieſen.

The Ohio State University
3 2435 00272 7766
DC239M45 001
DER DEUTSCH-FRANZOSISCHE KRIEG 1870/71

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 07 23 16 7 11 005 5